



universität
wien

MAGISTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Magisterarbeit / Title of the Master's Thesis

Der investigative Journalismus in Österreich
Früher. Heute. In Zukunft.

verfasst von / submitted by

Lauren Lucia Seywald, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree
programme code as it appears on the student
record sheet:

A 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt / degree
programme as it appears on the student record
sheet:

Magisterstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaften

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Friedrich Hausjell

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass keine unerlaubten Hilfsmittel verwendet wurden und die Arbeit nach den Regeln des guten redlichen wissenschaftlichen Arbeitens verfasst wurde. Zudem wurde diese Masterarbeit noch nie zu einem Prüfungszweck eingereicht.

Anmerkung: In der vorliegenden Arbeit wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit und Übersichtlichkeit auf gegenderte Formulierungen verzichtet. Selbstverständlich ist immer die weibliche und männliche Form gemeint.

Vorwort

Ein Präsident, der sein Amt jahrelang missbraucht, um einen Krieg anzufachen. Eine Regierung, die Menschen sterben lässt und einen Unfall vortäuscht, um Geld von der Versicherung zu bekommen. Ein Konzern, der seine Fabrikarbeiter ausbeutet, um seinen Gewinn zu maximieren. Die agierenden Personen in all diesen Fällen verbindet der Glaube daran, dass ihre Macht sie vor der Justiz schützt. Falsch gedacht. Denn in jedem Fall gab es ein paar unbestechliche Journalisten, die ihre Aufgabe als Wächter der Wahrheit sehr ernst nahmen. Sie ließen sich von der Macht nicht blenden, sondern deckten die Missbräuche und Lügen an der Gesellschaft auf. Sie verschrieben sich der Art der Berichterstattung, die das Thema dieser Arbeit ist: dem investigativen Journalismus.

Gerade in einer Zeit, in der die Regierung glaubt, sich über das Recht stellen zu können, ist kritischer, qualitativ hochwertiger Journalismus wichtiger denn je. Denn wer soll aufklären, wenn nicht die Reporter da draußen. Gibt es keine unabhängigen Medien zerfällt die moderne Demokratie, und wir können uns wieder vor Diktatoren verbeugen. Deshalb liegt mir dieses Thema so am Herzen. Da ich mich selbst dem Journalismus verschrieben habe, wollte ich mit dieser Forschung für mich persönlich und für alle interessierten Menschen herausfinden, was es bedeutet, die Crème de la Crème der Berichterstattung auszuüben – nicht nur theoretisch, sondern auch in der Praxis. Deshalb habe ich mich mit ein paar der besten Journalisten des Landes, wenn man das so sagen darf, zusammengesetzt und über ihr Handwerk, ihre Erfahrungen und Meinungen gesprochen. Die gesammelten Erfahrungen haben mich inspiriert, mir Mut gegeben, mich in meinem journalistischen Denken weiterentwickeln lassen. Dafür möchte ich an dieser Stelle jedem meiner Interviewpartner danken, für ihre Zeit und die offenen Gespräche. Ohne sie hätte diese Arbeit nie die Aktualität und die Tragweite erreichen können, die sie nun angenommen hat.

Durch die unterschiedlichen Blickwinkel der Journalisten war es möglich, den Ist-Zustand sehr deutlich zu erfassen. Es war jedoch nicht nur ein Anliegen, die heutige Situation des investigativen Journalismus zu untersuchen, sondern auch Zusammenhänge zur Vergangenheit herzustellen, den Gesamtkontext zu erfassen zwischen früher, heute und der Zukunft. Denn im Gestern liegen die Wurzeln für das Heute. Beides zusammen kann uns erahnen lassen, wie eine mögliche Zukunft

aussieht. Natürlich ist nichts in Stein gemeißelt, trotzdem wollte ich mir die Frage an meine Interviewpartner nicht nehmen lassen, an welche zukünftige Entwicklungen sie glauben und was sie sich wünschen.

Ich möchte jedem Leser ans Herz legen, die angehängten Abschriften der Interviews zu lesen, denn in der Arbeit können nur die wichtigsten Aussagen dargestellt werden. Die Gesprächsaufzeichnungen bieten die perfekte Ergänzung, um sich ein umfassendes Bild machen zu können.

Ich hoffe, dass ich mit dieser Magisterarbeit einige Leser motivieren, aufklären, und vielleicht sogar inspirieren kann. Nicht nur was das Handwerk des investigativen Journalismus und seine Geschichte betrifft, sondern ganz allgemein einen kritischeren Blick auf die Welt zu entwickeln. Um Politiker und ihre Aussagen vor der Presse, Medien und ihre Berichterstattung, Konzerne und ihre Werbeversprechen, Parteien und ihre Wahlslogans zu hinterfragen. Was wollen sie damit erreichen? Wer zieht wirklich die Fäden? Wie sind die Institutionen vernetzt? Wo gibt es Ungereimtheiten? Welche Zusammenhänge gibt es zwischen Personen und Organisationen? Allein mit diesen Fragen wird sich der Blick auf die Welt ändern. Das habe ich am eigenen Leib erfahren. Daher bin ich froh, diese Arbeit geschrieben zu haben.

Der Weg dorthin war nicht einfach. Deshalb bedanke ich mich bei all meinen Wegbegleitern, die mir Mut zugesprochen, mich bei Fragen unterstützt, mein Chaos im Kopf sortiert, Korrektur gelesen und mir die Zeit gegeben haben, diese Arbeit im besten Sinne zu vollenden. Danke.

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG.....	8
2. FORSCHUNGSINTERESSE	12
3. FORSCHUNGSLEITENDE FRAGEN.....	14
4. THEORETISCHE EINBETTUNG DES INVESTIGATIVEN JOURNALISMUS... 	15
4.1. DIE SYSTEMTHEORIE	16
4.2. DIE AKTEURTHEORIE	23
5. FORSCHUNGSSTAND	26
5.1. BEGRIFFSBESTIMMUNG VON INVESTIGATIVEM JOURNALISMUS	28
5.2. DIE HISTORISCH-GESELLSCHAFTLICH-POLITISCHE EBENE	36
5.2.1 <i>Der investigative Journalismus in den USA</i>	36
5.2.2 <i>Der investigative Journalismus in Österreich</i>	41
5.2.3 <i>Österreichische Entwicklungen nach 1945</i>	46
5.3. DIE JOURNALISTISCH-PROFESSIONELLE EBENE.....	53
5.3.1 <i>Der österreichische investigative Reporter</i>	53
5.3.2 <i>Ein Beruf, aber keine Profession</i>	55
5.3.3 <i>Das Handwerk der investigativen Journalisten</i>	59
5.4. DIE RECHTLICH-NORMATIVE EBENE.....	65
5.4.1 <i>Die österreichische Pressefreiheit</i>	65
5.4.2 <i>Der freie Zugang zu Informationen</i>	67
5.4.3 <i>Der Schutz der eigenen Quelle</i>	68
5.5. DIE ÖKONOMISCHE EBENE.....	71
5.5.1 <i>Die Ökonomisierung des österreichischen Mediensystems</i>	71
5.5.2 <i>Der investigative Journalismus zwischen Gewinn und Verlust</i>	73
5.5.3 <i>Acht Finanzierungsmodelle für den investigativen Journalismus</i>	77
6. METHODISCHES VORGEHEN.....	82
6.1. DAS LEITFADENGESTÜTZTE INTERVIEW	82
6.2. DER FRAGENKATALOG	83
6.3. DIE INTERVIEWPARTNER	87
7. DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE	89

7.1.	BIOGRAFIEN UND DIE WICHTIGSTEN AUSSAGEN DER PERSONEN.....	89
7.2.	ANALYSE DER AUSSAGEN IN BEZUG AUF DIE PERSONEN	107
7.3.	ANALYSE DER ERGEBNISSE IN BEZUG AUF DIE FORSCHUNGSFRAGEN.....	110
7.3.1.	<i>Ergebnisse zur Forschungsfrage 1</i>	110
7.3.2.	<i>Ergebnisse zur Forschungsfrage 2</i>	120
7.3.3.	<i>Ergebnisse zur Forschungsfrage 3</i>	131
8.	FAZIT UND AUSSICHT	136
9.	LITERATURVERZEICHNIS.....	142
9.1.	SAMMELBÄNDE.....	145
9.2.	HOCHSCHULSCHRIFTEN	145
10.	ANHANG	147
10.1.	ABSTRACT	147
10.2.	LEITFADEN	148
10.3.	TRANSKRIPTE.....	151
10.3.1.	<i>Julia Herrnböck</i>	151
10.3.2.	<i>Thomas Köpf</i>	158
10.3.3.	<i>Florian Skrabal</i>	163
10.3.4.	<i>Sahel Zarinfard</i>	170
10.3.5.	<i>Michael Fleischhacker</i>	177
10.3.6.	<i>Renate Graber</i>	184
10.3.7.	<i>Michael Nikbakhsh</i>	189
10.3.8.	<i>Eva Roither</i>	200
10.3.9.	<i>Emil Bobi</i>	205
10.3.10.	<i>Fritz Hausjell</i>	212
10.3.11.	<i>Florian Klenk</i>	226

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Zwiebelmodell nach Weischenberg (2004: 71).....19

Abbildung 2: Faktoren, die Investigative Reporting beeinflussen (Redelfs, 1996: 69) 21

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Berichterstattungsmuster nach Meier (2013: 192).....33

Abkürzungsverzeichnis

u.a. = unter anderem

bzw. = beziehungsweise

1. Einleitung

»Überall eindringen, selber neugierig sein, um die Neugierde anderer befriedigen zu können, alles mit eigenen Augen schauen und was man sich nicht zusammenreimen kann, durch Fragen bei Kundigen herausbekommen, dabei aber nie vergessen, mit welchem persönlichen Interessen der Befragte an die Sache gekettet ist und danach die Antwort einschätzen, werten, anwenden. Nie etwas besser wissen wollen, erst sich belehren lassen durch das Geschaute und Erfragte, Beobachtete und Nachgelesene, dann aber ein eigenes Urteil bilden« (Haas, 2006: 19 zitiert nach Max Winter, 1914).

Mit dieser Aussage richtet sich der Sozialreporter Max Winter 1914 in der *Chemnitzer Volksstimme* an seine journalistischen Kollegen. Sein Anspruch an die Berufsgruppe kann in seinem Sinn auf das Heute übertragen werden. Denn in ihm liegt der Kern, die Aufgabe, das Wesen des journalistischen Arbeitens. Es gilt sowohl für das investigative Handwerk, als auch für alle weiteren, ernstzunehmenden Berichterstattungen¹. Die Neugier, das Fakten-Prüfen, das Hinterfragen, alles Eigenschaften, die einen heutigen guten Journalisten auszeichnen sollten. Die Perfektion, wenn man es so nennen will, mündet im investigativen Journalismus. Er ist die höchste Kunst der journalistischen Praxis. Allerdings nichts, was man nicht lernen könnte. Es braucht nur einen Journalisten, der etwas weitergeht als seine Kollegen.

»Actually the investigative reporter is like any other kind of reporter, only more so. More inquisitive, more skeptical, more resourceful, and imaginative in knowing where to look for facts, more ingenious in circumventing obstacles, more indefatigable in the pursuit of facts and able to endure drudgery and discouragement« (MacDougall/ Reid, 1987: 202).

Auf dieses »mehr« kommt es an. Es macht aus einem gewöhnlichen Reporter, einen Meister seines Fachs. Es unterscheidet eine gute Reportage von einer exzellenten. Es hebt eine Geschichte aus der Massenpresse empor.

»In der Fähigkeit, das Wesentliche zu erkennen und es auf Basis fundierter Recherchen zu beschreiben, liegt die elementare Leistung des Reporters, die ihn vom dilettierenden Nicht-Reporter unterscheidet« (Haas, 1999: 235).

Aus diesen Überlegungen heraus hat es der investigative Journalismus verdient, sich genauer mit ihm zu befassen. Was bedeutet investigativ zu arbeiten? Welche handwerklichen Fähigkeiten braucht es dafür? Wie hat sich das Fach über die Jahre

¹ Vorweggenommen sei gesagt, dass Qualitätsjournalismus nicht immer eine intensive Recherche benötigt. Zum Beispiel bei der Übernahme von APA-Meldungen zu einem Sportereignis. Weitere Ausführungen dazu bei Redelfs (2007: 133).

entwickelt? Wer sind heute die Experten auf ihrem Gebiet? Welche Medien setzen derzeit auf diese aufwendigen, oft langwierigen Reportagen?

Fragen, die im Laufe dieser Magisterarbeit bearbeitet und geklärt werden sollen. Es geht darum möglichst tief und genau in die Materie einzudringen, um das Fach im weitesten Sinne zu erfassen. Allerdings kann hier nicht auf Vollständigkeit plädiert werden, dafür ist das Thema in seiner Tiefe viel zu komplex und weitgreifend. Stattdessen soll diese Arbeit eine Orientierung bieten. Es werden Stichpunkte und Themenfelder abgehandelt, unter die viele kleine Kategorien fallen, die in weiteren Forschungen untersucht wurden oder werden können. Andererseits richtet sich die Arbeit auch einfach an Personen aus der Praxis, die eine solide, übersichtliche Grundlage für ihr Fach suchen. Die stärkste Eingrenzung findet durch den Fokus auf Österreich statt. Das Land ist in der Literatur noch nicht besonders gut abgehandelt, trotzdem ist es mit seinen charakteristischen Eigenheiten durchaus wert, untersucht zu werden.

Die Arbeit hat zum Ziel den investigativen Journalismus mit seinen positiven und negativen Seiten darzustellen. Es soll die Geschichte mit der Gegenwart verknüpft werden, um dem Leser die klare Wechselbeziehung der Zeit aufzuzeigen. Schlussendlich soll der Gedanke gefestigt werden, dass es für eine funktionierende demokratische Gesellschaft aufgeklärten, unabhängigen, kritischen Journalismus braucht.

Die Forschungsarbeit ist folgendermaßen aufgebaut. Um sich im ersten Schritt an das Thema anzunähern, wird der theoretische Rahmen geschaffen, in dem sich der investigative Journalismus abspielt. Dafür wird zuerst die Systemtheorie von Siegfried Weischenberg herangezogen. Sein sogenanntes Zwiebelmodell war die Grundlage für Manfred Redelfs »Faktoren, die Investigative Reporting beeinflussen«. Ein Konzept, das der Arbeit ihre Gliederung gibt. Als zweite Theorie wird auf die Akteurtheorie eingegangen. Sie ist wichtig, um auch die handelnden Personen im System genauer zu verstehen. Da der empirische Teil der Forschung auf Personen aus der Medienbranche aufbaut, müssen sie auch theoretisch in das Gefüge eingebettet werden. Das alles wird in Kapitel 4 abgehandelt.

Kapitel 5 widmet sich dem Forschungsstand des investigativen Journalismus. Um das Thema logisch erfassen zu können, ist dieser Teil in die vier Faktoren von Redelfs (1996), die investigativen Journalismus beeinflussen, untergliedert. Daraus ergeben sich folgende Überthemen: Gesellschaft, Politik und Geschichte; Beruf und Handwerk; Recht und Moral; sowie Ökonomie und wirtschaftliche Aspekte. Konkret werden die Themen wie folgt behandelt.

Zu Beginn wird ausführlich auf den Literaturstand, die Definitionen und die spezifische Arbeitsweise eingegangen, um im nächsten Schritt die Ursprünge und die Historie zu behandeln. Die Erörterung der Geschichte ist wichtig, da sie die Wurzeln für heutige Entwicklungen bildet. Zuerst wird ein Abriss über den investigativen Journalismus in den USA gegeben, um danach weiter auf Österreich einzugehen. An dieser Stelle werden die wichtigsten Personen vorgestellt, die den investigativen Journalismus in unserem Land geprägt haben. Denn, das ist das Besondere für Österreich, es waren überwiegend einzelne Personen, die sich einen Namen im Investigativen gemacht haben, keine Gruppierungen wie die *Muckrakers* in den USA.

Im nächsten Unterkapitel 5.3. geht es um die Medienakteure und ihr journalistisches Umfeld. Es wird auf das Berufsverständnis und die Ausbildungsmöglichkeiten in Österreich eingegangen. Anschließend folgt eine Darstellung der Methoden und Arbeitstechniken, auf die ein investigativer Journalist zugreifen kann. Sie sollen aufzeigen, was es für eine solide Recherche benötigt.

In Kapitel 5.4. wird die rechtlich-normative Ebene behandelt. Sie gibt die juristischen Rahmenbedingungen der investigativen Recherche und der folgenden Publikationen vor. Damit werden auch die Grenzen für die Berichterstattung aufgezeigt, sowohl rechtlich als auch moralisch. Aufgeteilt ist das Kapitel in drei Bereiche. Zuerst geht es um die grundlegende Voraussetzung der Pressefreiheit in Österreich, anschließend folgt eine Abhandlung zur Informationsfreiheit mit Vergleichen zu den USA und der EU. Den Schluss des Kapitels bildet eines der wichtigsten Gesetze des österreichischen Medienrechts für investigative Journalisten, das Redaktionsgeheimnis. Es ist essenziell für den Quellen-, und Informantenschutz.

Der Forschungsstand schließt mit der ökonomischen Dimension des investigativen Journalismus. In Kapitel 5.5. wird die wirtschaftliche Situation der österreichischen Medienlandschaft aufgezeigt, um danach auf die Finanzierung der investigativen

Berichterstattung einzugehen. Hierfür werden die finanziellen Vor- und Nachteile abgehandelt, sowie acht Finanzierungsmodelle für den investigativen Journalismus vorgestellt.

Es folgt der empirische Teil der Arbeit. In Kapitel 6 wird die Methode vorgestellt und argumentiert. Für die Arbeit wurden Experteninterviews in Form von Leitfadeninterviews mit Leuten aus der Medienbranche und der Wissenschaft geführt. Chefredakteure, Journalistinnen und Journalisten, Ehemalige und Ausführende, Forschende und Kritische. Es sollte ein möglichst großes Spektrum an Meinungen zusammengetragen werden, um so die derzeitige Situation des investigativen Journalismus in Österreich möglichst weitgreifend zu erfassen, um Entwicklungen aufzuzeigen und um analysieren zu können, wo etwas fehlt, was es noch braucht und wie die Zukunft vielleicht aussehen könnte.

In Kapitel 7 werden die Ergebnisse dargestellt und analysiert. Zuerst werden die Personen und die wichtigsten persönlichen Aussagen beschrieben. Danach folgt die Beantwortung der drei Forschungsfragen. Dabei geht es um die Entwicklung des investigativen Journalismus in Österreich, darum was diese Art der Berichterstattung für die Medien und die Gesellschaft leisten kann. Es geht auch um die Finanzierung dieser Journalismusform. Zum Schluss des Kapitels folgt ein Blick in die Zukunft.

Im Fazit, Kapitel 8, werden die Methode und weitere Forschungsansätze diskutiert. Weiters werden die Schlussfolgerungen für den investigativen Journalismus gezogen. So viel sei gesagt, hochwertige Berichterstattung wird nicht aus der Mode kommen.

2. Forschungsinteresse

Die vorliegende Magisterarbeit setzt sich mit dem *Investigativen Journalismus* in den österreichischen Printmedien auseinander. Es soll ein grundlegendes Verständnis dieser Form der Berichterstattung herausgearbeitet werden. Im ersten Schritt geht es darum, klare Definitionen des Begriffs und der spezifischen Arbeitsweise zu schaffen. Im zweiten Schritt sollen Entwicklungen aufgezeigt werden, die positive Erkenntnisse für den Journalismus liefern sollen. Ergebnisse, die zeigen, welche Rolle investigativer Journalismus speziell in unserer Gesellschaft spielt und warum es so wichtig ist, diesen aufrechtzuerhalten, auszubauen und korrekt auszuüben. Die Überlegungen sind eingebettet in die österreichische Medienlandschaft. Sie bildet den Rahmen, in dem sich die Forschung bewegt.

Die erste Überlegung leitet sich daraus ab, dass sich im Laufe der Untersuchung unterschiedliche Definition von investigativem Journalismus finden ließen. Nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Praxis. Wirft man einen Blick in die Medienlandschaft, scheint es, als gäbe es gerade in Österreich ein sehr schwammiges Verständnis davon, was investigativer Journalismus wirklich bedeutet. Gerne werden publizistische Werke als investigativ deklariert, obwohl es sich lediglich um die passive Wiedergabe von Information handelt. Damit sollen Leser und Prestige gewonnen werden. Das wäre in anderen Ländern nicht möglich, und wenn, würde man es nicht als investigativen Beitrag bezeichnen. Vergleicht man also den derzeitigen Ist-Zustand in Österreich mit anderen europäischen Nationen oder gar den USA, hat der österreichische Journalismus noch einiges aufzuholen. Warum das so ist, soll im Laufe der Arbeit beantwortet werden.

Einen weiteren Bereich des Forschungsinteresses bildet der ökonomische Aspekt des investigativen Journalismus. Es ist oft die Rede davon, dass sich diese aufwändige Form der Recherche nicht rentiert. In einer wirtschaftlich schwierigen Zeit werden überall Einsparungen gemacht. Medienkonzerne verringern die Zahl ihrer Mitarbeiter, nehmen weniger Geld für Recherchen in die Hand und wollen mehr Geschichten in kürzerer Zeit haben. Ab einem gewissen Grad leidet darunter die Qualität. Was sich wiederum auf die Leserzahlen negativ auswirkt. Denn wieso soll für etwas Geld gezahlt

werden, das man überall anders schon gelesen hat und dadurch keinen Nutzen mehr hat. Die Frage ist daher: Kann der investigative Journalismus einen positiven Beitrag zur wirtschaftlichen Situation der österreichischen Printmedien leisten? Und warum sollte ein Medium jedenfalls in diese Art der Berichterstattung investieren?

Bevor sich die Arbeit mit diesen Fragen beschäftigt, ist ein Blick in die Vergangenheit nötig. Man kann die heutigen Entwicklungen erst verstehen, wenn man sich bewusst macht, wo sie herkommen und wie das System überhaupt entstanden ist. In der Geschichte liegen für gewöhnlich die Wurzeln für das Heute, daher soll sie auch den Beginn für die Auseinandersetzung mit dem investigativen Journalismus machen. Zuerst wird auf die USA eingegangen, bevor die österreichischen historischen Entwicklungen aufgezeigt werden. Die Geschichte in Österreich wird anhand von Personen veranschaulicht, waren es in Österreich doch einzelne Freigeister, die den investigativen Journalismus getragen haben.

Der zweite Teil der Arbeit befasst sich konkret mit der Praxis des österreichischen investigativen Journalismus. Durch die Leitfadeninterviews soll ein realer Bezug zu dem Thema geschaffen werden. Es geht darum, Leute aus dem Fach erzählen zu lassen, um zu verstehen, wie investigativer Journalismus in Österreich ausgeübt und verstanden wird. Welche Haltung hat man gegenüber der aufwendigen Recherche, den langen Reportagen und der Gefahr einer Klage? Warum nimmt man das alles für eine Geschichte auf sich? Das Interesse hinter der Arbeit ist, herauszufinden, was der wahre Wert des investigativen Journalismus ist.

3. Forschungsleitende Fragen

Aus dem Forschungsinteresse ergeben sich die Fragen, die diese Arbeit leiten. Da sie nicht nur im empirischen Teil beantwortet werden, sondern auch schon in der Abhandlung zur Fachliteratur behandelt werden, sollen sie hier zu Beginn vorgestellt werden. Sie lauten wie folgt:

FF1: Wie hat sich der investigative Journalismus in Österreich von seinen Wurzeln bis ins Heute entwickelt?

FF2: Was kann der investigative Journalismus für die Medienbranche und die Gesellschaft leisten?

FF3: Was sind mögliche Entwicklungen des investigativen Journalismus in Zukunft?

Die erste Frage wird in der Literatur, wie auch in der Empirie durch die Experten beantwortet. Wobei ein großes Kapitel des Forschungsstandes die historischen Entwicklungen behandelt. Unklarheiten wurden in den Leitfaden der Experteninterviews eingebaut.

Mit der zweiten Frage ist einerseits das Interesse an dem Einfluss auf die Gesellschaft gemeint, die sich durch die gesamte Arbeit zieht, sowie die Handhabung des investigativen Journalismus in der Medienbranche andererseits. Oft ist zu hören, dass diese Form der Berichterstattung zu teuer ist und sich nicht rentiert. Trotzdem spielt er eine wichtige Rolle für einen demokratischen Staat. Auch Medienmacher setzen teilweise wieder auf den investigativen Journalismus, weil sie darin einen Mehrwert sehen.

Die dritte Forschungsfrage ist sehr theoretisch, da keiner in die Zukunft sehen kann. Trotzdem sollen mögliche Entwicklungen aufgezeigt werden, die auf den Aussagen der Interviewpartner basieren.

4. Theoretische Einbettung des investigativen Journalismus

Bevor die Arbeit auf den investigativen Journalismus per se eingeht, soll der theoretische Rahmen festgelegt und aufgezeigt werden. Aus dem Erkenntnisinteresse geht hervor, dass es, grob formuliert, um das System des Journalismus geht. In anderen Worten, es soll verstanden werden, welche internen und externen Einflüsse, das Wechselspiel zwischen Informationsproduktion und -rezeption tragen. In der Literatur lassen sich dafür mehrere Ansätze finden. Für die vorliegende Untersuchung ist es naheliegend, die Systemtheorie heranzuziehen. Aber nicht den klassischen Ansatz von Niklas Luhmann (1975), dieser ist zu weitgreifend, um ihn spezifisch auf den investigativen Journalismus umzulegen. Stattdessen dient das Zwiebelmodell von Siegfried Weischenberg (2004) als erste Orientierung. Die Zwiebel gilt als Metapher für das vielschichtige System des Journalismus. Weischenberg (2004) fasst es in vier Ebenen zusammen: Normen, Strukturen, Funktionen und Rollen. Aus diesen Kontextebenen des Journalismus leitet Manfred Redelfs (1996) sein eigenes Modell speziell für den investigativen Journalismus ab. Im Anschluss wird detaillierter auf beide Modelle eingegangen, die aus der klassischen Systemtheorie abgeleitet werden.

Dazu ergänzend braucht es einen handlungstheoretischen Ansatz. Denn es geht in der Arbeit nicht nur um die systemischen Faktoren, sondern auch um den Einfluss einzelner Personen. Gerade durch das methodische Vorgehen mit Experteninterviews wandern sie in den Fokus der Arbeit. Um dem auch in der Theorie nachzukommen, wird die Akteurtheorie von Christoph Neuberger (2016) verwendet. Seine Überlegungen basieren auf der Theorie von Schimank, der die Akteur- und die Systemtheorie verbindet. Handeln und Struktur sieht er damit rekursiv verbunden, sie setzen einander also voraus. Das Journalismussystem ist nach dieser Theorie nicht als unabhängiges System zu verstehen. Es beeinflusst mit seiner Art und Weise über Ereignisse zu berichten die Gesellschaft, die Wirtschaft, die Politik, die Technik – die alle wiederum auf den Journalismus einwirken. Diese Annahmen lassen sich gut mit den ersten beiden genannten Modellen verbinden.

4.1. Die Systemtheorie

Es ist eine lange philosophische und wissenschaftliche Tradition, in Systemen zu denken. Dabei geht es um die Zusammensetzung einzelner Teile zu einem großen Ganzen. Schon die Griechen stellten fest, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile (vgl. Saxer, 2011: 85). Um zu einem System zu werden, müssen die einzelnen Teile in irgendeiner Art und Weise miteinander verbunden sein. Betrachtet man zur Veranschaulichung beispielsweise eine Zeitungsredaktion, ist sie ein großes Gebilde, das sich aus mehreren Einzelteilen zusammensetzt. Die Bildung von Ressorts bringt Struktur in das System und wirkt dadurch seiner ansonsten unüberschaubaren Komplexität entgegen. Geleitet werden die Abteilungen durch Ressortleiter und Chefredakteure. Diese reagieren wiederum auf äußere Einflüsse, zum Beispiel Leser, Politik, Wirtschaft. Es entsteht eine Wechselwirkung zwischen den Teilen des Systems, sowohl intern als auch extern. Sieht man die Zeitungsredaktion somit als Teil des Ganzen und betrachtet die gesamte Gesellschaft als System, nimmt Kommunikation einen essenziellen Stellenwert ein. Nur durch sie kann die Komplexität des Systems überwunden werden (vgl. Saxer, 2011). Die Systemtheorie geht davon aus, dass es zwischen den handelnden Personen in einem System, wobei nie die Person als Ganzes gesehen wird, sondern nur ihre relevanten Handlungen für das System, immer Kommunikation braucht, um zu funktionieren (vgl. Burkart, 2002). Das kann man nun auf das Funktionieren einer Zeitungsredaktion umlegen oder auf die gesamte Gesellschaft, in der Journalismus ein Teil des Systems ist.

Rühl (1980, 2011) spinnt den letzten Gedanken weiter. Er sieht die Primärfunktion des modernen Journalismus in der Publikation von Themen, die für die öffentliche Kommunikation nötig sind.

»Die besonderen Leistungen und die besonderen Wirkungen des Journalismus, durch die sich sein Handeln von anderen, an der Öffentlichkeit orientierten Sozialsystemen unterscheidet, bestehen in der Ausrichtung auf die Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation« (Rühl, 1980: 323).

Journalismus gilt also als Sozialsystem der Gesellschaft. Seine Aufgabe ist es, die Komplexität der Veränderungen in der Welt soweit zu reduzieren und zu gliedern, dass sie für die Gesellschaft verständlich aufbereitet werden. Dadurch wird die Welt überschaubar. Diese Reduktion und Gliederung der Weltereignisse setzt jedoch eine Themenselektion voraus.

»Journalistische Themen sind nicht; sie werden erst gemacht, und zwar in Orientierung an die Gesellschaft« (Rühl, 1980: 324).

Man spricht von der konstruktivistischen Systemtheorie. Das heißt, es wird nur das publiziert, was von den Medienmachern als relevant für das Umfeld gesehen wird. Die sich daraus ergebenden, aktuellen Themen dienen der Orientierung und bergen schließlich konkrete Handlungen seitens der Rezipienten (vgl. Rühl, 1980, 2011). Heruntergebrochen, bedeutet das, der moderne Journalismus trägt die Geschehnisse aus der Welt zusammen, selektiert sie nach Wichtigkeit und Aktualität und serviert die Themen in verständlichen Häppchen der Gesellschaft. Dadurch ermöglicht der Journalismus das moderne, öffentliche Leben.

Ein kurzer Abriss der klassischen Systemtheorie, bevor es nun tiefer in die Journalistik geht.

Wirft man einen genaueren Blick auf das Journalismussystem per se, kommt man wieder zurück zur Zeitungsredaktion. Denn die Systemtheorie ist nicht nur auf das Gesamtwerk der Gesellschaft umzulegen, sondern auch auf die kleinen Zahnräder, die das System bewegen – in abgewandelter Version. Denn das Problem mit der klassischen Systemtheorie, wie Haas (1999: 52) es beschreibt, ist, dass »elementare gesellschaftliche Veränderungen nur in der systemischen Verarbeitung, nicht aber in ihrer Entstehung und Entwicklung« untersucht werden können. Das heißt, sie eignet sich nicht um Wandelphänome zu untersuchen, wie es aber der Sinn dieser Arbeit ist. Es braucht daher einen integrativen Ansatz. An dieser Stelle kommt das Zwiebelmodell von Siegfried Weischenberg (2004)² bzw. das abgeleitete Modell von Redelfs (1996) und im Anschluss die Akteurtheorie von Neuberger (2016) ins Spiel. Ersterer sieht den Journalismus als soziales System an, fragt sich aber, welche Faktoren ihn beeinflussen. Aus seinen Überlegungen ergeben sich vier Fragen, die zu vier Kontextebenen führen. Diese vier Kontexte bilden das Zwiebelmodell. Das soll wiederum aufzeigen, was Journalismus ist und wie er ausgeführt wird.

² Für die vorliegende Arbeit wurde die 3. Auflage von Siegfried Weischenbergs *Journalistik* verwendet. Die 1. Auflage erschien bereits 1992, so auch das Zwiebelmodell. Es basiert auf der Publikation: Weischenberg, Siegfried (Hg.) (1990): Journalismus & Kompetenz. Qualifizierung und Rekrutierung für Medienberufe. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Die Fragen bilden die Grundlage für Redelfs (1996) sowie für die vorliegende Arbeit, daher sollen sie an dieser Stelle angeführt werden. Sie lauten:

1. Welche Bedingungen schafft das Mediensystem für den Journalismus?
Kontextebene: **Normen**
2. Welche Zwänge gehen von den Medieninstitutionen für den Journalismus aus?
Kontextebene: **Strukturen**
3. In welchem Leistungs- und Wirkungskontext stehen die Medienaussagen, die im System Journalismus produziert werden?
Kontextebene: **Funktionen**
4. Welchen Verhaltenserwartungen sind die Medienakteure im System Journalismus ausgesetzt? Kontextebene: **Rollen**

(vgl. Weischenberg, 2004: 69)

Aus diesen vier Kontextebenen ergibt sich nun das bekannte Modell in Form einer Zwiebel (siehe Abbildung 1).

In der Mitte befinden sich die Akteure, die Journalisten – mit ihren demographischen Daten, Einstellungen und Berufsauffassungen. Um sie herum legen sich die drei weiteren Schalen des jeweiligen Kontextes. Dadurch stellt Weischenberg (2004) auch die Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Ebenen her, denn die inneren werden von den äußeren Schalen umgeben und beeinflussen sich gegenseitig.

Die äußerste Schale bildet das Mediensystem an sich mit seinen Normen. Sie erfasst die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Standards der journalistischen Tätigkeit. In diesem Kreis ist besonders auf die historischen Grundlagen zu verweisen, denn sie kommen bei Redelfs (1996) nicht mehr vor. Sie sind für diese Arbeit aber durchaus relevant. Dazu später mehr.

Der nächste Kreis steht für die Medieninstitutionen, die vor allem die Zwänge, unter denen der Journalismus steht, veranschaulicht. Die Einflüsse sind: Ökonomie, Politik, Technologie und Organisation.

Im dritten Kreis geht es um den Funktionskontext bzw. die Medienaussagen. Genauer gesagt, handelt es sich dabei um die journalistische Tätigkeit der Informationsbeschaffung und deren Verarbeitung. Hier könnte man den Begriff des investigativen Journalismus einordnen, unter Berichterstattungsmuster und

Darstellungsformen. Würde man den Kreis überhaupt mit dem Begriff ersetzen, wäre gleich erkennbar, in welchem Rahmen sich investigativer Journalismus abspielt. Doch das allein würde dieser Arbeit nicht Genüge tun, deshalb wird ein weiteres Modell herangezogen. Es befasst sich ausschließlich mit dem investigativen Journalismus und gilt daher als theoretische Basis für diese Untersuchung.

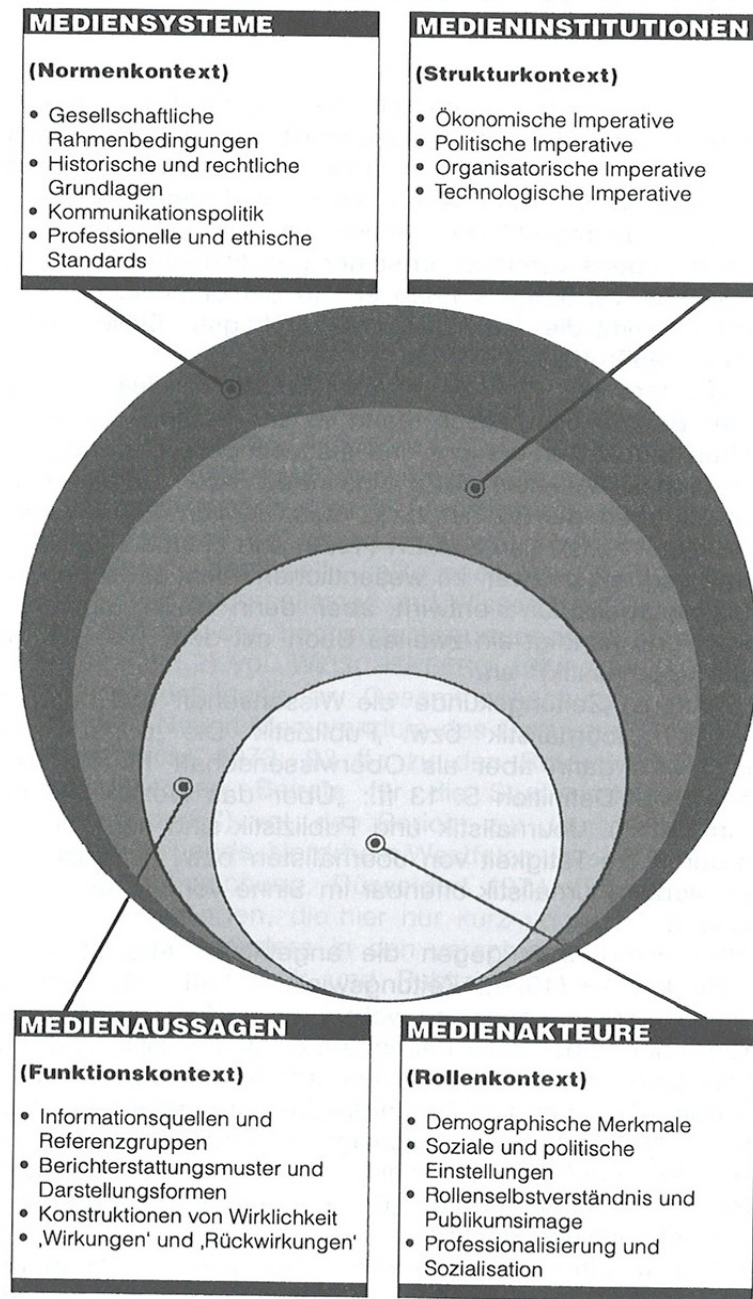


Abbildung 1: Zwiebelmodell nach Weischenberg (2004: 71)

Die Rede ist von Manfred Redelfs (1996) der sich in seiner Forschung mit dem »Investigative Reporting in den USA« auseinandergesetzt hat. Für seine theoretische Einbettung stützt sich der Autor auf das Zwiebelmodell von Weischenberg, entwirft aber sein eigenes Gerüst, das die Einflussfaktoren des investigativen Journalismus genauer herausfiltert. Das Modell muss »die Faktoren, die journalistisches Handeln prägen, nicht nur additiv benennen und damit eine erste systematisierende Aufgabe übernehmen, sondern es sollte sie auch nach Analyseebenen klar unterscheiden« (Redelfs, 1996: 65).

Statt der Zwiebel greift Redelfs (1996) auf konzentrische Kreise mit gestrichelten Linien zurück, die die Wechselbeziehung zwischen den Ebenen klarer veranschaulichen sollen. Zusätzlich ändert er die vier Kontextebenen für seine Untersuchung ab, um so besser auf das US-amerikanische System des investigative Reporting eingehen zu können. Denn er will die Voraussetzungen und weniger die Wirkungen aufzeigen. Konkret baut er sein Modell folgendermaßen auf.

Den äußersten Kreis bildet die **politisch-gesellschaftliche Ebene**, sie ergibt sich aus dem Normenkontext von Weischenberg (2004). Er erweitert die Ebene um die politische Kultur, dadurch ist eine »angemessene Systematisierung der Analyse leistbar, die gerade angesichts des komplexen Verhältnisses zwischen Medien und Politik dringend geboten erscheint« (Redelfs, 1996: 70). Außerdem greift er die verfassungsrechtlichen Normen für Mediensysteme und Journalismus auf, die sich aus dem *First Amendment*³ ergeben.

Den zweiten Kreis, die **ökonomische Ebene**, hebt Redelfs (1996) aus dem Strukturkontext von Weischenberg (2004) heraus. Die ökonomischen Imperative kommen dadurch auf eine eigene Ebene, da in den USA das Mediensystem fast gänzlich kommerzialisiert ist. Darin enthalten sind die Struktur des Medienmarktes und das Mediensystem im Kontext der ökonomischen Rahmenbedingungen. Verwendet man das Modell für Österreich, muss diese Ebene in Hinblick auf das österreichische Mediensystem angepasst werden (siehe Kapitel 5.5.).

³ Es handelt sich dabei um den 1. Zusatzartikel der US-amerikanischen Verfassung. Darin wird u.a. die Rede- und Pressefreiheit 1791 festgehalten.

Die dritte Dimension ist die **rechtlich-normative Ebene**, die sich ebenfalls aus dem Normenkontext von Weischenberg (2004) ergibt. Sie gilt als zentraler Aspekt für die »Absicherung des journalistischen Informationsanspruchs« (Redelfs, 1995: 70). Besonders bei dieser konfliktreichen Art des Journalismus ist die gesetzliche Absicherung extrem wichtig. Es geht um Rechercherechte und den Schutz vor Beleidigungen. Auch auf dieser Ebene muss das österreichische Recht vergleichend miteinbezogen werden, siehe dafür Kapitel 5.4.

Im innersten Kreis befindet sich die **journalistisch-professionelle Ebene**. Diese befasst sich »mit den Journalisten, ihrem Rollenverständnis und ihren ethischen Standards sowie ihrer Ausbildung und den Folgen redaktioneller Arbeitsorganisation« (Redelfs, 1996: 70). Er nimmt die ethischen Standards aus dem Normenkontext von Weischenberg (2004) heraus und fügt sie auf dieser Ebene ein, da sie untrennbar von dem journalistischen Selbstverständnis sind. Erörtert wird die Ebene in Kapitel 5.3.

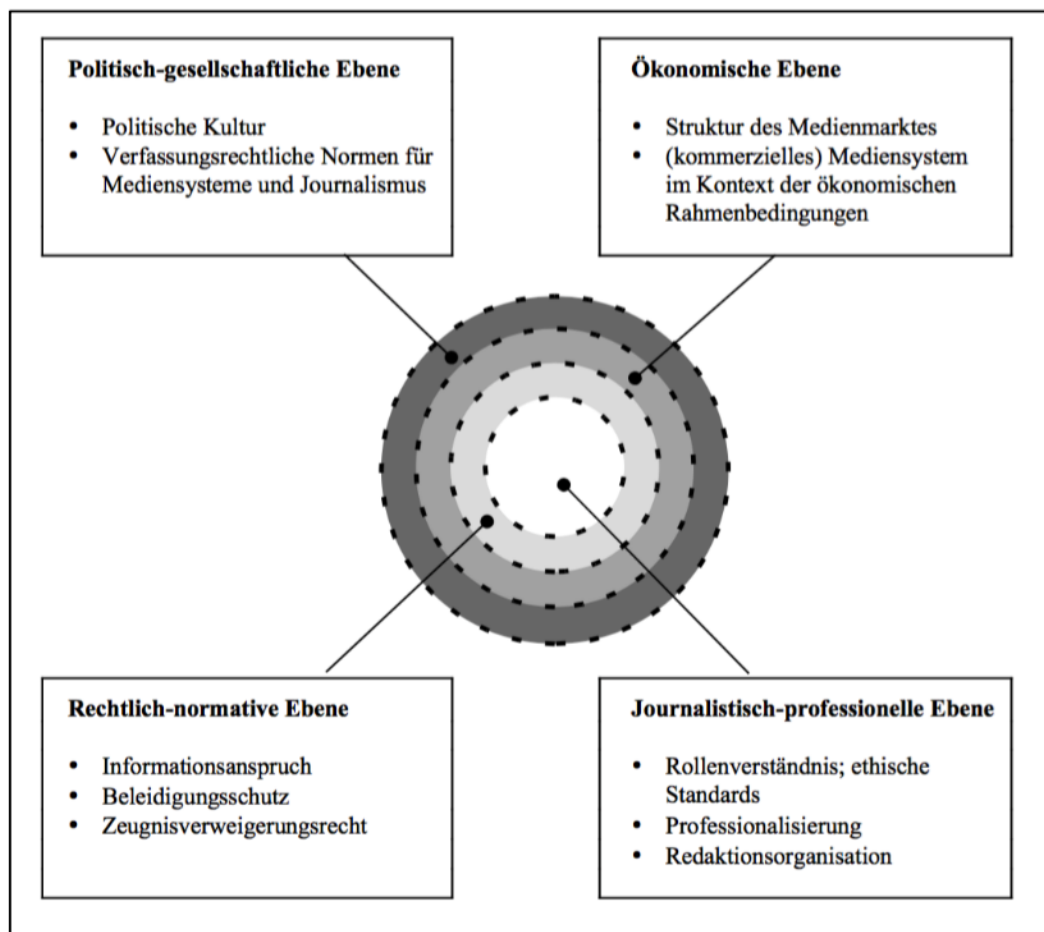


Abbildung 2: Faktoren, die Investigative Reporting beeinflussen (Redelfs, 1996: 69)

Die historischen Grundlagen fallen bei Redelfs (1996) weg, da er diese in seiner Forschung anders bearbeitet. Für die vorliegende Arbeit werden sie aber in der Kontextebene beibehalten, wodurch sich die **historisch-gesellschaftlich-politische Ebene** ergibt. Sie bildet Kapitel 5.2.

Mit dem Modell der vier Ebenen bzw. Faktoren, die das *investigative reporting* beeinflussen, hat Redelfs (1996) eine solide Grundlage für weitere Forschungen in diesem Bereich gelegt. Es kann nicht nur auf die USA angewandt werden, sondern dient auch Untersuchungen in anderen Ländern als gute Basis. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sein Modell bereits von verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten übernommen wurde. Beispielsweise hat Ingmar Cario (2006) die Rahmenbedingungen auf den investigativen Journalismus in Deutschland übertragen. Ebenso Lans-Marten Nagel (2007), der einen Vergleich zwischen den Mediensystemen des investigativen Journalismus in den USA und Deutschland aufgestellt hat. Das Modell von Redelfs (1996) hat sich durchaus in der Fachliteratur bewährt, weshalb es auch für die vorliegende Arbeit verwendet werden soll. Wie bei Nagel (2007) wird die gesellschaftlich-politische Ebene mit den historischen Grundlagen ergänzt. Die weiteren Faktoren für die Entstehung, Entwicklung und derzeitige Situation des investigativen Journalismus werden auf die anderen drei Ebenen aufgeteilt. Dadurch ergibt sich die Struktur für die nachstehenden Kapitel zum Forschungsstand des investigativen Journalismus.

4.2. Die Akteurtheorie

Die Systemtheorie nach Redelfs (1996) bietet die Struktur für die vorliegende Arbeit. Jedoch sind die Akteure, sprich die Journalisten, die den empirischen Teil der Forschung ausmachen, unzureichend thematisiert worden. Besonders was ihren Einfluss auf das System des Journalismus betrifft. Deshalb dient als zweite grundlegende Theorie der integrative Ansatz von Schimank (2010), aus dem Christoph Neuberger (2016) seinen Beitrag über den Journalismus als systembezogene Akteurkonstellation abgeleitet hat.

Uwe Schimank hat erstmals den »Dualismus zwischen Akteur- und Systemtheorie« überwunden (Neuberger, 2016: 295). Eine bis dato unpopuläre Herangehensweise, für gewöhnlich wurden die Theorien isoliert voneinander abgehandelt. Von dem neu gedachten Ansatz von Schimank (2010) wurde in der Fachliteratur schon öfter Gebrauch gemacht, unter anderem eben von Neuberger (2016).

Die Akteurtheorie ist dahingehend wichtig, da sie die unendlich vielen Handlungsmöglichkeiten in einer sozialen Situation reduziert und simplifiziert. Möglich macht das die rekursive Verbindung zwischen Handeln und Struktur, das heißt, sie setzen einander voraus.

»Sie nehmen dem Akteur damit auch die Ungewissheit, wie der jeweils andere handeln wird, soweit alter und ego auf der gleichen, wechselseitigen unterstellbaren Sinngrundlage agieren (Interdependenzbewältigung)« (Neuberger, 2016: 296).

Möglich ist das, weil die Akteure ein soziales System interpretieren und nach einer spezifischen Logik handeln. Dieses System ist nämlich »auf die Erfüllung bestimmter Funktionen für die Gesamtgesellschaft ausgerichtet« (Neuberger, 2016: 296). Dadurch spricht Schimank (2010) auch von self-fulfilling-prophecies. Das vorgesehene Handeln ist ein Zusammenspiel aus mehreren Faktoren, die sich auf drei Strukturebenen abspielen:

- der Deutungsstruktur (= **Wollen**)
- der Erwartungsstruktur (= **Sollen**)
- der Konstellationsstruktur (= **Können**)

(Neuberger, 2016: 297).

Die drei Strukturen, aus denen sich Handeln ergibt, lassen sich auch auf den Journalismus übertragen. »Wollen« ergibt sich dabei aus dem Leitwert »Aktualität«, die die Themen für den Journalismus bestimmt (vgl. Neuberger, 1996: 298). Sie orientieren sich an dem, was die Gesellschaft an Informationen benötigt, wodurch das Themenspektrum quasi universell ist. Der Journalismus vermittelt dadurch zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen, z.B. zwischen politischen Akteuren und Bürgern oder zwischen Produzenten und Konsumenten (vgl. Neuberger, 2016: 299).

Das »Sollen«, sprich die Erwartungsstruktur für Journalisten, basiert auf dem eigenen Berufsverständnis. Es setzt sich aus Normen, eigens zugeschriebenen Rollen oder Berufsorganisationen zusammen. Darüber hinaus orientieren sich die Journalisten an ihrem Publikum, das verschiedene Rollen annimmt.

»Dazu zählen die Rezipienten, die nach Gratifikation, wie Information und Unterhaltung streben, aber auch Kommunikatoren, die durch Public Relations (PR) und Werbung bestimmte Wirkungsintentionen erzielen wollen: Sie wollen langfristig ein positives Image aufbauen (PR) oder kurzfristig z.B. einen Kaufimpuls auslösen (Werbung)« (Neuberger, 2016: 300).

Der Journalist ist also dem Publikum bis zu einem gewissen Grad verpflichtet. Besonders, wenn sich Medienhäuser durch Werbeerlöse finanzieren. Es entsteht ein Spannungsverhältnis zur dritten Handlungsebene, der Konstellationsstruktur. Diese sieht den Journalisten als Vermittlungsakteur, der »innerhalb einer längeren Einflusskette« steht: »auf der Inputseite ist die Beziehung zwischen dem Journalisten und seinen Quellen, zur Öffentlichkeitsarbeit und Werbung zu betrachten, auf der Outputseite seine Beziehung zum Publikum« (Neuberger, 2016: 300).

Das Problem ist, dass das Publikum keine ausreichend starke ökonomische Kraft ist, um ein Medium zu erhalten. Die Qualität wird zu wenig geschätzt, um dafür entsprechend zu zahlen. Wodurch auf Seite der Produzenten auch kein Verlangen nach besserer Qualität besteht. Vielmehr orientiert man sich an dem zahlenden Kunden, der Werbung (vgl. Neuberger 2016). Genau hier, ist ein Ansatzpunkt für diese Untersuchung. Kann der investigative Journalismus dem entgegenreten und Qualität schmackhaft machen?

Das ist nicht so abwegig, wenn man die Ergebnisse von Neuberger (2016) betrachtet. Er hat die journalistischen Handlungsantriebe in Befragungen untersucht. Dabei sind Geld und Ansehen, sprich extrinsische Motive weniger wichtig als intrinsische Motive,

also die »berufliche Tätigkeit als Selbstzweck« (Neuberger, 2016: 301). In seinen Interviews geben 67 Prozent der Journalisten an, dass sie Missstände aufdecken und kritisieren wollen – eine Hauptaufgabe von investigativem Journalismus. Dadurch wollen sie ihrem Selbstbild gerecht werden, Neuberger (2016: 301) ordnet sie dem Akteurmodell des »Identitätsbehaupters« zu. Andere Zuschreibungen sind, der »Homo oeconomicus« (Nutzenmaximierer) oder der »Homo sociologicus«. Mit dieser Rollenzuschreibung muss allerdings vorsichtig umgegangen werden. »Diese Sichtweise stößt schon deshalb an ihre Grenzen, weil gerade journalistisches Handeln nicht vorab durch Rollen vollständig festgelegt sein kann« (Neuberger, 2016: 301).

Bisher wurde in der Theorie nur erklärt, wie Strukturen das Handeln (von Journalisten) leiten. Das System funktioniert desgleichen umgekehrt. Auch Personen formen Strukturen unseres Lebens. Diesen rekursiven Zusammenhang kann man besonders gut beobachten, wenn »sich Akteure im Prozess der Institutionalisierung ein neues technisches Medium aneignen und dabei aus seinen Verwendungsoptionen eine Auswahl treffen. Diese Selektionen verfestigen sich und werden sozial verbindlich, z.B. als Formate« (Neuberger, 2016: 301). Hinweis: Internet und Digitalisierung.

Weitergedacht, haben nicht nur die Personen an sich Einfluss auf das System, sondern auch der Journalismus als Ganzes. Laut Neuberger (2016: 302) bestimmt er durch das »öffentliche, massenmedial vermittelte Beobachten, Beeinflussen und Verhandeln in wachsendem Maße die Gesellschaft«.

Unter »Beobachten« fällt besonders die Funktion von investigativem Journalismus. Durch seine Veröffentlichungen kann er Strukturen verändern. Neuberger (2016) nennt dafür den Fall Guttenberg, der wegen Plagiats zurücktreten musste. Das knüpft gleich an die Möglichkeit des »Beeinflussens« durch den Journalismus an. Was wiederum andere Teilsysteme nutzen wollen, um über den Journalismus Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen. »Verhandeln« betrifft weniger die Öffentlichkeit, sondern mehr die Sprecher einer Interessensgruppe, z.B. im Parlament. Es geht darum, bindende Vereinbarungen zu treffen (vgl. Neuberger, 2016).

Wie das System den Journalismus beeinflusst, führt uns zurück zu Kapitel 4.1., wodurch sich der Kreis wieder schließt.

5. Forschungsstand

Durch die theoretische Einbettung konnte bereits ein kleiner Einblick in die Literatur gegeben werden. Redelfs (1996) und Nagel (2007) befassen sich explizit mit investigativem Journalismus. Sie sollen auch für die anschließenden Ausführungen herangezogen werden.

Generell lässt sich sagen, dass die Literatur rund um den investigativen Journalismus überwiegend im angloamerikanischen Raum angesiedelt ist. Hervorzuheben ist dabei James Aucoin (2005) mit seinem Werk *The Evolution of American Investigative Journalism*. Um nur einen von vielen zu nennen. Er definiert den Begriff des *investigative journalism* so genau wie möglich, geht weit in der Geschichte zurück, um den Ursprung dieser Art der Berichterstattung in den USA zu finden und wirft einen kritischen Blick auf die heutige Auffassung des Genres.

In den vergangenen Jahren hat sich aber auch die Wissenschaft im deutschsprachigen Raum immer mehr dem Thema angenommen. Zu nennen sind hier u.a. Haas (1996, 1999) Haller (1990, 2005, 2017), Ludwig (2002, 2007) und Redelfs (1996, 2007), die sich besonders mit dem Fach des Journalismus generell beschäftigt und wichtige Erkenntnisse speziell für die investigative Berichterstattungsform geliefert haben. Die vorhandene deutschsprachige Literatur behandelt hauptsächlich Deutschland. In Österreich ist das Feld sehr spärlich mit Fachliteratur bedeckt, wobei man Hannes Haas als österreichischen Autoren nennen kann. Überwiegend sind es Studien aus der grauen Literatur, die sich tiefgehend mit dem investigativen Journalismus in Österreich befassen. Deshalb hat sich diese Magisterarbeit auch im ersten Schritt an den vorhandenen Literaturarbeiten orientiert und darauf aufgebaut. Besonders die Forschungsseminararbeiten unter der Leitung von Prof. Dr. Hausjell aus den Wintersemestern 2015/16 und 2017/18 sowie den Sommersemestern 2012 und 2015 dienten als Grundlage. Zusätzlich gibt es vereinzelt Abschlussarbeiten, die das Thema des investigativen Journalismus behandeln. Da die graue Literatur aber eher kritisch zu bewerten ist, wurden die angeführten Primärquellen hergenommen, um aus diesen zu zitieren oder sie vergleichend anzugeben.

Betrachtet man die Fachliteratur im Hinblick auf Definitionen des Begriffs, ist es gar nicht einfach, einheitliche Bestimmungen zu finden. Es herrschen unter Wissenschaftlern und Journalisten unterschiedliche Auffassungen vor, was investigatives Arbeiten nun wirklich bedeutet. Die Meinungen zur Entstehung, zur Begriffseinordnung und zur Ausübungen gehen auseinander. Das lässt sich in der bereits genannten Literatur erkennen, wie auch in vielen weiteren Beiträgen und Gesprächen. Deshalb war es bei dieser Arbeit wichtig, die Literatur möglichst umfassend und kritisch einzusehen, um so einen Weitblick und die Kompetenz zu entwickeln, die vorhandene Literatur zu bewerten und zu hinterfragen. Die nachstehenden Definitionen und Ausführungen rund um den investigativen Journalismus sind also mit größter Sorgfalt herausgefiltert worden. Dadurch soll eine klare, möglichst einheitliche Bestimmung von investigativem Journalismus als Anhaltspunkt für zukünftige Arbeiten bereitgestellt werden.

Natürlich kann diese Arbeit nicht auf Vollständigkeit plädieren, da es ihren Rahmen sprengen würde. Stattdessen wurde versucht die wichtigsten Aussagen aus der maßgeblichen Literatur aufzugreifen, um so eine Übersicht der relevantesten Beiträge zu bekommen. Die, sollte jemand tiefergehende Forschungsinteressen haben, als erste Grundlage dienen können.

Der Forschungsstand wird folgendermaßen aufgearbeitet: Den Anfang macht eine literaturbasierte Auseinandersetzung mit dem Begriff des investigativen Journalismus. Es geht dabei um eine klare Abgrenzung zu anderen Ausdrücken und Arten der Berichterstattung. Anschließend sind die Kapitel in Themenblöcke aufgeteilt, die auf dem Modell von Redelfs (1996) bzw. den in Kapitel 4.1. beschriebenen Faktoren basieren. Es soll dadurch eine möglichst logische Untergliederung der Themen rund um den investigativen Journalismus gegeben werden.

5.1. Begriffsbestimmung von investigativem Journalismus

In der theoretischen Einbettung, Kapitel 4, wurden bereits ein paar Ansatzpunkte, wie sich investigativer Journalismus auszeichnet, behandelt. Nun folgt eine genauere Ausführung rund um den Begriff.

Der Terminus *Investigativer Journalismus* lässt sich im ersten Schritt aus der Linguistik ableiten. Aus dem Englischen bedeutet *to investigate* (lat. *investigare*) übersetzt *untersuchen, erforschen, ermitteln* (vgl. Haas, 1999: 106). Es liegt nahe, den Begriff aus der angloamerikanischen Sprache abzuleiten, ist die USA doch das Mutterland dieser Art der Berichterstattung. Dort spricht man allerdings überwiegend von *investigative reporting*.

»Unter ‚investigative reporting‘ wird hier eine Form des US-Journalismus verstanden, bei der durch intensive Recherche bisher unbekannte Sachverhalte von politischer Relevanz öffentlich gemacht werden, die Einzelne, Gruppen oder Organisationen verbergen möchten. Ziel von ‚investigative reporting‘ ist es Missstände aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aufzudecken (Redelfs, 2007: 133).«

Die amerikanischen Journalisten werden zwar verstehen, was mit *investigative journalism* gemeint ist, trotzdem bevorzugen sie den erörterten Begriff, so schreiben Nagel (2007) und auch Redelfs (1996). Der US-Reporter und Autor James Aucoin (2005) verwendet beide Begrifflichkeiten in seiner Arbeit. Eine mögliche Unterscheidung liegt darin, dass *investigative journalism* der generelle Überbegriff ist, der für das Fach und diese Art der Berichterstattung steht. Wo hingehend *investigative reporting* für das Handwerk an sich steht. Diese Annahme bestätigt auch Redelfs (1996: 29):

»*Reporting* bezeichnet bereits das eigeninitiative Sammeln von Informationen, das im Regelfall mit Vor-Ort-Recherche verbunden ist, während *Journalism* ein unpräziser Oberbegriff ist.«

Aucoin (2005) präzisiert den Oberbegriff *investigative journalism* folgendermaßen: Er »gibt einen umfassenden, gründlichen Einblick in Themen, die einen erheblichen Einfluss auf das Leben des Publikums haben« (Aucoin, 2005: 2). Er führt fort: »Historisch gesehen ist die Aufgabe von seriösem investigativem Journalismus über Fehlverhalten zu berichten, die moralische Entrüstung zur Folge haben und der sich

auf öffentlich relevante Probleme des Systems fokussiert«⁴ (Aucoin, 2005: 3). Er betont die Notwendigkeit, das Fach seriös zu behandeln. Denn in Amerika geht der Trend zu einer anderen Art des Investigativen. Dinge aufzudecken wird als Tool der Unterhaltung missbraucht. Aucoin (2005) sieht eine klare Definierung dringend nötig, um bewusst zu machen, dass nicht alles, was mit einer versteckten Kamera gefilmt wird, wichtig für die Gesellschaft oder gar als investigativ deklariert werden darf. Der Autor geht dabei auf die Definierung des Fachs durch die *IRE (Investigative Reporters and Editors)* ein. Wer *investigative reporting*, um den zweiten Begriff zu erörtern, ernst nimmt, der übt Berichterstattung aus, wie sie einst war und sein sollte, »mit strikten Standards in der Dokumentation, dem Kontext und der Veröffentlichung. Basierend auf den besten Publikationen der Geschichte des amerikanischen Journalismus«⁵ (Aucoin, 2005: 3).

Der erste Blick in die Fachliteratur zeigt, dass es zwar wissenschaftliche Begriffsbestimmungen gibt, die Termini aber dennoch unterschiedlich verwendet werden. Geht man noch etwas tiefer in die Literatur, finden sich weitere englische wie deutsche Bezeichnungen für ein und denselben Begriff.

Im angloamerikanischen Raum hat *investigative reporting* über die Zeit etliche Zuschreibungen bekommen. Hamilton (2016: 35) hat die wichtigsten zusammengetragen – sie werden im Laufe der Arbeit abgehandelt:

»muckracking, yellow journalism, crusading journalism, investigative journalism, watchdog reporting, precision journalism, computer-assisted reporting, accountability journalism«

Man erkennt, dass die Begriffsdefinitionen keineswegs einheitlich sind, nicht einmal in den USA, wo der investigative Journalismus eine viel längere Tradition hat und eigentlich besser definiert und gebraucht werden sollte (vgl. Haas 1999; Nagel 2007, Redelfs 1996). Das erklärt sich Redelfs (1996) insofern, dass *investigative reporting* die Perfektion des journalistischen Handwerks ist und dadurch eine gewisse Unsicherheit besteht, welche Tugenden nun wirklich dazugehören. Man könnte sagen, dass der investigative Journalist wie jeder andere Reporter agiert, nur intensiver und

⁴ Übersetzung aus dem Englischen der Autorin

⁵ Übersetzung aus dem Englischen der Autorin

tiefgehender. Die Arbeit ist also an die Eigenart der Person und ihre Herangehensweise geknüpft. Dazu Redelfs (1996: 27):

»Die Langlebigkeit einer solchen Betrachtungsweise ist daraus zu erklären, daß [sic!] die meisten Veröffentlichungen über IR [investigative reporting] von Journalisten stammen, deren Schilderungen im Sinne eines Erfahrungsberichtes sehr stark auf der Handlungsebene bleiben und gar nicht beabsichtigen, Kategoriebildung zu betreiben.«

Dadurch kommt es zu keiner Reflexion der eigenen Rolle und des Handwerks. Um trotzdem eine Definition zu bekommen, lehnt sich auch Redelfs (1996) an die *IRE*. Die 1975 gegründete Berufsorganisation sieht ihre Aufgabe darin, die Qualität des investigativen Journalismus zu definieren und durch Schulungen und Awards zu fördern. Der Kern der Berichterstattung ist es, »durch das eigene Zutun und die Initiative des Reporters, relevante Sachverhalte zu veröffentlichen, die eine Person oder eine Organisation geheim halten möchte«⁶ (Redelfs, 1996: 27). Daraus lassen sich drei Merkmale ableiten, die in einer Befragung durch die *IRE* auf eine 90-prozentige Zustimmung der Journalisten stießen.

1. »Es braucht die aktive Reporterrolle,
2. die thematische Relevanz
3. und die Recherche lässt sich nur gegen Widerstand betreiben«

(Redelfs, 1996: 28).

Diese klassische Definition hat Aucoin (2005) für seine eigene Forschung herangezogen und um zwei Punkte erweitert:

1. »Die Offenlegung von Information
2. über ein wichtiges, öffentliches Thema
3. das jemand oder eine Organisation zurückhalten will
4. gefunden durch die zeitintensive Recherche, bezeichnet als *digging* (dt. *graben*)
5. mit dem Wunsch etwas zu ändern und zu bewirken«⁷

(Aucoin, 2005: 91).

Der Autor legt besonderen Wert auf das sogenannte »Graben« durch den Journalisten. Nur wer der Sache wirklich tiefgehend auf den Grund geht, darf sich als investigativer

⁶ Übersetzung aus dem Englischen der Autorin

⁷ Übersetzung aus dem Englischen der Autorin

Reporter bezeichnen. Nicht die Enthüllung macht eine investigative Reportage aus, sondern die harte Knochenarbeit dahinter. Dadurch schließt es auch die bloße Weitergabe von Informationen durch einen sogenannten »whistle blower« aus. Aber dazu mehr in Kapitel 5.3.

Aus der Fachliteratur lässt sich ablesen, dass sich Definitionen des deutschen Begriffs von investigativem Journalismus überwiegend von den englischen Termini und deren Begriffsbestimmungen ableiten. Eine Organisation wie IRE in Amerika, die das Fach bestimmt und klar unterscheidet, was investigativ ist und was nicht, gibt es in Österreich nicht. Die deutschsprachigen Autoren stützen sich daher überwiegend auf die Fachliteratur aus dem angloamerikanischen Raum. Redelfs (1996: 33) hält in dem Zusammenhang fest:

»Die Einbettung in den US-Kontext wird als zwingend vorausgesetzt, weil IR sich nur in seinem ursprünglichen Entstehungszusammenhang als eigenes Berichterstattungsparadigma ausbilden konnte. Ohne die US-spezifischen Strukturbedingungen, so die These dieser Arbeit, ist der Begriff nicht sinnvoll anwendbar.«

Daraus geht hervor, dass die begriffliche Verwendung von *investigative reporting* nur im Zusammenhang mit den USA sinnvoll ist. Da sich diese Arbeit aber auf das österreichische System fokussiert, soll der englische Begriff beiseite gelegt und stattdessen der Terminus *Investigativer Journalismus* verwendet werden. Die bisher gelieferten Definitionen werden allerdings beibehalten, da sie sich auf den deutschsprachigen Raum umlegen lassen, zielen doch beide auf den gleichen Sachverhalt (vgl. Nagel, 2007: 27).

Fachspezifische Begrifflichkeiten werden in der deutschen Sprache noch weniger differenziert behandelt als in den USA und gerne in einen Topf geworfen. Besonders auffällig ist das in der grauen Literatur. Oft gibt es keine genaue Abgrenzung zu Begriffen wie Sozialreportage oder Anwaltschaftlichem Journalismus. Das soll in dieser Arbeit nachgeholt werden.

Problematisch wird die ungenaue Differenzierung, wenn sich die Eigenschaften vermischen. Ein Beispiel: In Deutschland ist der Gedankenstrang entstanden, dass

investigative Berichterstattung gerne subjektiv sei, so Redelfs (1996). Er sieht das als Fehlinterpretation und schreibt dazu:

»Das in der Bundesrepublik häufig zutreffende Mißverständnis [sic!], IR sei eine Form des Meinungsjournalismus, beruht möglicherweise auf der unzulässigen Übertragung deutscher Pressetraditionen auf amerikanische Verhältnisse« (Redelfs, 1996: 40).

Das kommt möglicherweise daher, dass der investigative Reporter stark im Mittelpunkt seiner Recherchen steht. Jedoch ist es nicht seine Meinung, die er in die Arbeit steckt, sondern seine Energie. Das unterscheidet ihn von anderen Arten der Berichterstattung, zum Beispiel dem *Objektiven Journalismus*. Der sieht den Journalisten als passiv und neutral (vgl. Redelfs, 1996: 43).

Redelfs (1996) weist auch auf die Unterscheidung der Berichterstattungen hin – eine weitere Art den Investigativen abzugrenzen und in sein Fachgebiet einzuordnen. Meier (2013) hat dafür eine übersichtliche Tabelle erstellt, die eine Grenzziehung zwischen den Begrifflichkeiten zulässt. Er unterscheidet die Arten des Journalismus wie folgt:

Journalismuskonzeption	Rollenbild	Intention	Faktenpräsentation	Recherche
Objektiver Journalismus	Vermittler	»Realität« abbilden	neutrale Faktizität	Verlautbarung
Meinungsjournalismus	Parteiträger	Meinungsformen	persuasiv	Verlautbarung
Präzisionsjournalismus	Forscher	wissenschaftlich erhärtet recherchieren	Wissenschaftlich erhärtete Faktizität	sozialwissenschaftliche Methoden, Datenbankrecherche
Interpretativer Journalismus	Erklärer	Orientierung stiften	erläuterte Faktizität	Recherche von Interpretationshilfen (z. B. bei Experten)
Investigativer Journalismus	Wachhund	Kontrolle / Kritik / Machtmissbrauch aufdecken	beweisführend, zuspitzend	unorthodox (oft „Whistleblower“ als Informanten)
Literarischer „Neuer“ Journalismus	Stilist / Unterhalter	Sensibilität ausdrücken, „Authentizität“	literarisch	subjektive Sensibilität, keine zwingende Faktentreue

Anwaltschaftlicher Journalismus	Anwalt	Verständnis, Solidarität schaffen	„Betroffenheits“-Faktizität, „Gegenöffentlichkeit“	inoffizielle Quellen
Public Journalismus	Dialog Organisator	Lösung für lokale Probleme	interaktiv, forumsorientiert	Aktionen
Partizipativer Journalismus	Diskurs-Moderator/ Kurator	Beteiligung des Publikums an der Medienrealität	interaktiv, prozessorientiert	in Kooperation mit dem Publikum
Ratgeberjournalismus	Ratgeber, Helfer	Lebenshilfe	problemlösungsorientiert	bei Experten und Laien mit Problemlösungskompetenz

Tabelle 1: Berichterstattungsmuster nach Meier (2013: 192)

Die Tabelle bietet eine erste Grundlage und Orientierung von Begrifflichkeiten. Sie veranschaulicht, was diese Arbeit ebenfalls aufzeigen will, dass sich die Genres durchaus unterscheiden lassen. Gerade, wenn man nur eine Art der Berichterstattung untersuchen möchte, in diesem Fall den investigativen Journalismus, braucht es eine Umfeldanalyse und eine Positionierung der eigenen Art. Aus diesem Grund folgt ein kurzer Abriss der wichtigsten Formen, die von investigativem Journalismus abzugrenzen sind – in Anlehnung an Meier (2013), Haas (1999) und Redelfs (1996).

- *Objektiver Journalismus*

Diese Form des Journalismus zeichnet aus, dass der Fokus auf der objektiven Wiedergabe von Fakten und Ereignissen liegt. Eine subjektive Wertung oder Bewertung ist ausgeschlossen. Der Journalist gilt als neutraler Transporteur der Realität. Der Diskurs, ob es eine Objektivität überhaupt gibt, hält bis heute an und soll an dieser Stelle auch nicht weiter ausgeführt werden. Stattdessen geht es um die Abgrenzung zum investigativen Journalismus. Redelfs (1996: 39) schreibt, dass beim objektiven Journalismus eine »Presseerklärung durchaus schon zur Grundlage eines journalistischen Produktes« werden kann. Ein investigativer Journalist würde sich mit bereitwillig servierten Informationen nicht zufrieden geben. Er greift den Sachverhalt auf und geht ihm nach. Der Unterschied ist, es geht um die Kontrolle und die Kritik, nicht die Information ist rollenbestimmend (vgl. Redelfs 1996: 39).

- *Interpretativer Journalismus*

Diese Art der Berichterstattung greift Themen auf und bietet dem Publikum zusätzliche Zusammenhänge und Hintergründe. Dabei liegt der Fokus nicht auf der Nachricht per se, sondern auf ihrer Bewertung. Ziel des interpretativen Journalismus ist es, das Publikum zu bilden und erziehend zu wirken (vgl. Haas, 1999: 105). Der Reporter ist dahingehend aktiv und engagiert, was ihn mit den Investigativen verbindet. Sie wollen beide Sachverhalte genauer beleuchten und aufzeigen. Der Unterschied zum investigativen Journalismus liegt darin, dass »der interpretativ arbeitende Journalist das Publikum als Bezugsgruppe wählt, sich nicht selbst als Kontrolleur der politisch und wirtschaftlich Mächtigen versteht, sondern andere in die Lage versetzen möchte« (Redelfs, 1996: 45).

- *Präzisionsjournalismus*

Bei dieser Form treffen Wissenschaft und Journalismus aufeinander und gehen eine Symbiose ein. Es handelt sich um Berichterstattung, die sich an der empirischen Sozialforschung und deren Methoden orientiert. Dadurch soll ein »systematischer Weg der journalistischen Wirklichkeiterschließung« angeboten werden (Redelfs, 1996:45). Für den investigativen Journalismus bietet der Präzisionsjournalismus eine methodische Bereicherung. Daraus ist beispielsweise das *Computer-Assisted Reporting* entstanden (vgl. Redelfs, 1996: 46). Der Computer machte die Bearbeitung großer Datenmengen erst möglich, wodurch sich Themen nun ganz neu erfassen und analysieren lassen.

- *Neuer Journalismus*

Der Literarische bzw. Neue Journalismus versteht sich als Gegenpol zum Objektiven Journalismus. Hier vereinen sich literarische Narrationstechniken und die klassische Reportage. Durch die offene Subjektivität wollen die »Neuen« Journalisten eine noch bessere, objektive Berichterstattung ermöglichen. Detaillierte Darstellung der eigenen Ansichten und Erlebnisse kombiniert mit Fakten führt zu einem größeren Gesamtbild, als die neutralen Fakten an sich – so die Annahme (vgl. Haas/ Wallisch, 1991).

Interessant ist zu erwähnen, dass die sogenannten *Muckraker* (dt. *Miststocher*), die normal dem investigativen Journalismus zugeordnet werden, auch mit dem Neuen Journalismus verbunden werden. So schreiben Haas und Wallisch (1991:301) dazu:

»Was die ‚muck rakers‘ mit den ‚New Journalists‘ verbindet, ist die tendenziell literarische Qualität ihrer Artikel bei rigidem Realitätsbezug: Ihre Themen bearbeiten sie mit den Mitteln der literarischen investigativen Reportage und vor einem erweiterten Hintergrund, der über die Beschreibung der Symptome nicht die Gründe für deren Entstehen vergaß [sic!].«

Das heißt, den Neuen Journalisten eine objektive Sichtweise komplett abzusprechen, ist nicht korrekt. Sie haben nur einen anderen Ansatz. Redelfs (1996) sieht den neuen Journalismus allerdings als Gefahr für den investigativen Journalismus.

»Die investigativ arbeitenden Journalisten sahen und sehen sich der erhöhten Notwendigkeit ausgesetzt, ihre Fakten sorgfältig zu dokumentieren, um nicht in den Verdacht zu geraten, sich fiktiver Anleihen nach dem Muster des *New Journalism* bedienen zu haben. Die konkurrierende journalistische Form ist folglich für IR ein Problem, weil sie zu einer Aufweichung professioneller Regeln – z.B. der Authentizität von Zitaten – führen kann« (Redelfs, 1996: 48).

Dem wird an dieser Stelle widersprochen, soll aber nicht weiter ausgeführt werden, da bereits eine Arbeit der Autorin zu diesem Thema vorliegt.⁸

Eine weitere wichtige Differenzierung ist zwischen Sozialreportage und investigativem Journalismus zu machen. Die Wichtigkeit ergibt sich aus der Literaturrecherche. Gerade wenn es um die Entstehung des Genres in Österreich geht, wird überwiegend die Sozialreportage als Ursprung genannt und mit dem investigativen Journalismus gleichgestellt. Der wichtigste Unterschied liegt in der Subjektivität der Sozialreportage. Aber dazu mehr im anschließenden Kapitel und im empirischen Teil der Arbeit.

Soweit der Versuch, investigativen Journalismus zu definieren. Viele Abgrenzungen zu Begrifflichkeiten werden erst im historischen Kontext deutlicher und verständlicher. Aus diesem Grund soll nun im nächsten Kapitel die Geschichte des investigativen Journalismus abgehandelt werden.

⁸ siehe dazu: Seywald, Lauren (2018): *Ein Vergleich zwischen Investigativem und Neuem Journalismus in den USA zwischen 1960 und 1980*. Wien: Forschungsseminararbeit der Universität Wien.

5.2. Die historisch-gesellschaftlich-politische Ebene

Die erste Ebene nach Redelfs (1996), ergänzt durch Nagel (2007), umfasst die Geschichte, die Gesellschaft und die politische Kultur des investigativen Journalismus. In diesem Kapitel werden alle drei Themen verflochten und innerhalb der historischen Entwicklungen in den USA, sowie in Österreich abgehandelt. Denn die vier Faktoren von Redelfs (1996) dienen nur einer Basisunterteilung des Forschungsstandes, werden aber dem Forschungsinteresse dieser Arbeit angepasst.

»Lernen S' ein bisschen Geschichte, Herr Redakteur!« Eine Aussage des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky im Jahr 1981.⁹ Man nannte ihn auch den »Journalistenkanzler« (Fabris, 1991: 5). Die bekannte Phrase soll die Wichtigkeit betonen, die in dem Wissen der Historie liegt. Nicht nur für Reporter, sondern auch für jeden einzelnen. Wer das Heute verstehen will, muss die Geschichte kennen. So die Annahme für die vorliegende Untersuchung. Aus diesem Grund folgt ein Abriss der historischen Entwicklung des investigativen Journalismus. Den Beginn machen die Vereinigten Staaten von Amerika, um danach vergleichend auf die österreichische Geschichte einzugehen.

5.2.1 *Der investigative Journalismus in den USA*

Der Beginn des *investigative journalism* im US-amerikanischen Raum wird in der Fachliteratur unterschiedlich datiert. Aucoin (2005) greift sehr weit in der Geschichte zurück und beginnt im 17. Jahrhundert.

»The first exposé journalist was probably the first newspaperman in the Anglo-American colonies, Benjamin Harris, founder of *Publick Occurrences Both Forreign and Domestick*, the American continent's first English-language newspaper, which debuted in Boston on September 25, 1690« (Aucoin, 2005: 19).

Dem Autor ist die frühe Datierung wichtig, um den langen Traditionsstrang des amerikanischen Pressewesens gänzlich zu veranschaulichen. Ben Harris hat damit den Grundstein für den Journalismus in den USA gelegt. Natürlich kann man dabei

⁹ <https://www.profil.at/oesterreich/history/bruno-kreisky-zitat-lernen-s-geschichte-5779355> (aufgerufen am 19.03.19)

nicht von dem, wie in dieser Arbeit definierten, investigativen Journalismus sprechen, aber der Vollständigkeit halber soll das Ereignis erwähnt werden.

Seine Zeitung wurde vier Tage nach der Erstaufgabe von den Briten verboten. Damals stand Amerika noch unter der Herrschaft der englischen Krone. Nagel (2007: 66) zieht aus diesem Beispiel folgende Erkenntnis:

»Erregt kritischer Journalismus, wie es IR immer ist, in demokratischen Gesellschaften den Widerstand der Regierung oder anderer Gruppen und Institutionen, ohne zwangsläufig strafrechtlich verfolgt zu werden, so wird er in autoritären Gesellschaften vollständig und gegebenenfalls mit Gewalt unterdrückt.«

Daraus erschließt sich, warum die Wurzeln des investigativen Journalismus in Ländern liegen, in denen Demokratie einen hohen Stellenwert trägt. Besonders die US-amerikanische Bevölkerung plädiert stark auf Mitbestimmung und Meinungsfreiheit und stellt den Staat auf gleiche Ebene mit sich selbst. Der Grund dafür liegt sicherlich in der Geschichte, die komplexe Loslösung von Britannien, die schließlich in der Unabhängigkeitserklärung mündet, die mit den Worten beginnt: »We the People...«. Die Macht geht vom Volk aus. Die Journalisten bieten dabei die kontrollierende Vermittlung zwischen Bürgern und Politikern. Dadurch bekommt der (investigative) Journalismus in den USA einen ganz anderen Stellenwert als beispielsweise in Österreich, wo die Regierung über den Bürgern und der Presse gesehen wird (vgl. Scharfmüller, 2009: 27). Dies als Hintergedanke, bevor die Geschichte weitergeführt wird.

Hamilton (2016) beginnt die Historie des investigativen Journalismus 1858 mit der Aufdeckung des Milch-Skandals durch Frank Leslie. Die *Johnson's Sixteenth Street Distillery* lieferte die Milch von kranken Kühen an New York aus, getarnt durch die Beisetzung von Wasser oder anderen Zusatzstoffen. Kinder wurden auf unerklärliche Weise krank, der Aufschrei war umso größer, als Leslie seinen Fund publizierte. Eine bis dato kleine Zeitung bekam dadurch einen ungeheuren Aufschwung mit 50.000 neuen Abonnenten im ersten Jahr (vgl. Hamilton, 2016: 1).

Die Presse im 19. Jahrhundert war allerdings noch geprägt von politischer Abhängigkeit. Zeitungen finanzierten sich durch die Regierung und enthüllten Skandale des jeweils anderen politischen Lagers (vgl. Nagel, 2007: 67). Man spricht deshalb vom

crusading journalism, zu Deutsch etwa *missionieren*. Die Bevölkerung sollte also mit der Ausspielung des anderen für die eigene Partei gewonnen werden.

Mit dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs (1865) kam es zur journalistischen Loslösung von der Regierung. Möglich machten das auch die aufkommenden technischen Entwicklungen. Verbesserte Druckmöglichkeiten, die Erfindungen von Telegrafie und Telefonie brachten dem Zeitungswesen erheblichen Aufschwung.

»Dank der Massenauflage konnte der Heftpreis von zuvor 30 Cents auf 15 oder 10 Cents reduziert und ein neues Publikum angesprochen werden, das auch die untere Mittelschicht einschloß [sic!]. Bald besaßen die Periodika mit Massenverbreitung genug Kapital, um aufwendigere Recherchen finanzieren zu können« (Redelfs, 1996: 77).

Davon leitet sich auch der Begriff *penny press* ab, für günstige Zeitungen zum Penny-Preis. Es war die Zeit der Verleger, in der sich Persönlichkeiten, wie Joseph Pulitzer mit *New York World* einen Namen machten. Sie konnten sich mit ihren Medien gegenüber Politik und Gesellschaft behaupten und setzten auf Enthüllungsgeschichten. Mit der Jahrtausendwende startete so die Ära der Muckraker. Genauer datiert, beginnt sie mit der Veröffentlichung des *McClure's Magazine* im Jänner 1903. Die Ausgabe hatte drei Aufdeckergeschichten zum Inhalt: Ida Tarbells vier Jahre lang recherchierte Story über die *Standard Oil Company* von John D. Rockefeller, Lincoln Steffens Artikel »The Shame of Minneapolis« über politische Korruption und Ray Stannard Barkers Aufklärung über die Arbeitskonditionen in den nationalen Kohleminen, erschienen unter dem Titel »The Right to Work« (vgl. Aucoin, 2005: 32; Nagel, 2007: 68; Redelfs, 1996: 78). Das Magazin war ausverkauft (400.000 Exemplare) und läutete die erste Hochphase des investigativen Journalismus ein.

Bis 1912 wurden etwa 2.000 Artikel, die als Muckraking gelten, von verschiedenen Medien veröffentlicht. Zu Beginn war Präsident Theodore Roosevelt dieser Reformbewegung gegenüber gut gestimmt, bis es ihm zu viel wurde. In einer vielbeachteten Rede im April 1906 bezeichnete er die Journalisten, »die ständig neue Mißstände [sic!] aufdeckten, schließlich als *Muckraker*, also wörtlich als ‚Miststocherer‘« (Redelfs, 1996: 76). Die eigentliche Beschimpfung wurde bald zum Ehrennamen und steht heute noch für die Phase erstklassigen Journalismus. In der Literatur ist auch die Rede der Progressiven Ära, da die Journalisten als Reformer gelten.

»Sie werden von Historikern heute in die Reformära des frühen 20. Jahrhunderts, die sogenannte *Progressive Era*, eingeordnet, weil während der ersten Hochphase des *Muckraking* zahlreiche Reformgesetze auf den Weg gebracht wurden« (Nagel, 2007: 69).

Inwieweit das allerdings durch die Journalisten geschah, ist empirisch nicht belegt.

Nach zehn Jahren kam die Reformbewegung wieder zum Stillstand. Die Medienhäuser schrieben rote Zahlen, die Gesellschaft war übersättigt von den Skandalgeschichten. Mit dem neu gewählten Präsidenten der Demokraten, Woodrow Wilson und dem Beginn des Ersten Weltkrieges endete die Hochphase der Muckraker. Trotzdem gelten sie als Vorreiter und Vorbilder für das Handwerk des heutigen investigativen Journalismus (vgl. Aucoin, 2005; Redelfs 1996).

Es folgte eine dunkle Zeit für das US-amerikanische Pressewesen. Die Muckraker gingen zu weniger polarisierenden und politischen Themen über. Vereinzelt gab es Revoluzzer, die weiterhin für ihre Ideologien eintraten. Dazu Aucoin (2005: 33):

»Investigative work between 1917 und 1950 split into two camps: one continuing the muckraking zeal for reform, pushed by an ideological bent that bordered on socialism; the other evolving into an objective, mainstream version recognizable by today's standards.«

Die Spaltung basierte auf der geschichtlichen Entwicklung. Es war die Zeit des Aufschwungs. Der Erste Weltkrieg war gewonnen, die Wirtschaft boomte, und die Gesellschaft war zufrieden. Es gab wenig Interesse an kritischen Meinungen. Dadurch publizierten die Blätter, ohne viel zu hinterfragen, das, was die Mächtigen sagten. Man sprach von der »pay-it-safe-press«.

Der Bruch zwischen Regierung und Presse kam nach der McCarthy-Ära. Die Anti-Kommunisten-Bewegung ließ kritische Meinungen verstummen, jeder hatte Angst, verdächtigt zu werden. Der Senator Joseph McCarthy wusste, die Medien für sich zu gewinnen.

»McCarthy made good copy for print as well as broadcast reporters, and because he was an U.S. senator, the media published and broadcast his accusations without question. [...] His statements were often published without evidence to support his ever-expanding conspiracy theory because of the press's commitment to objectively cover what officials were saying [...]. Many who favored Republican politics also failed to challenge the senator because they appreciated his attacks on Democrats« (Aucoin, 2005: 50).

Es war eine glanzlose Zeit, die zumindest wachrüttelte. Die US-amerikanische Medienbranche war Ende der 1950er Jahre schockiert und beschämt; versprach sich aber gleichzeitig, einen derart unreflektierten Journalismus nie wieder entstehen zu lassen. Tiefgehende Recherchen und unabhängiges journalistisches Denken und Arbeiten sollten wieder zur Pflicht werden (vgl. Aucoin, 2005).

Mit dem neuen Jahrzehnt, dem Beginn der 1960er Jahre, kam es zum erneuten Aufschwung des investigativen Journalismus. Der Vertrauensbruch gegenüber der Politik saß tief in der Bevölkerung, es war zu viel passiert. Neben McCarthy folgten der Abschuss des geheimen Spionageflugzeugs *U-2* über der Sowjetunion und die gescheiterte Invasion in der Schweinebucht. Dazu die Kubakrise, Barry Goldwater und der Vietnamkrieg. Die schwierigen Zeiten waren der Nährboden für den Journalismus. Der Reporter bekam seine Rolle als Wachhund gegenüber der Regierung wieder zurück (vgl. Aucoin, 2005).

Die neue Gesetzeslage vereinfachte das Arbeiten, beispielsweise »der 1966 verabschiedete *Freedom of Information Act (FOIA)* öffnete den Zugang zu vielen Regierungsdokumenten« (vgl. Nagel, 2007: 70). Gerichtsprozesse wurden zu Gunsten der Medien entschieden. Außerdem wurde ein Fonds für investigativen Journalismus eingerichtet, um den Vietnamkrieg journalistisch besser abdecken zu können und rechercheaufwendige Arbeiten zu ermöglichen (vgl. Haas, 1999: 107).

Das journalistische Handwerk wurde durch Ausbildungen und Schulungen professionalisiert. Zu Beginn der 1960er Jahre waren es alternative Medien, die auf Enthüllungsgeschichten setzten. Es entwickelten sich verschiedene Formen der Berichterstattung, wie der bereits behandelte *New Journalism*. Mit dem Bericht über das *My-Lai-Massaker* durch Seymour Hersh, möglich gemacht durch den erwähnten Fonds, schaffte es der investigative Journalismus zurück an die Spitze der Medien. Ihm folgte der *Watergate*-Skandal. Bob Woodward und Carl Bernstein, beide von der *Washington Post*, deckten die krummen Machenschaften der US-Regierung auf: illegale Schmiergelder, Todesdrohungen und weitere politische Intrigen und Korruption. Ans Licht gebracht durch jahrelange, verdeckte Ermittlungen und Unterstützung durch Informanten. Es war die richtige Geschichte zur richtigen Zeit. Ein »auf die amerikanischen Verhältnisse zugeschnittener Fall«, wie es Haller (2017: 125) formuliert und Nagel (2007: 71) untermauert:

»Die historische Situation war geradezu optimal für Bob Woodward und Carl Bernstein. Bei aller Wertschätzung für die Arbeit der beiden Reporter, der Skandal war auch ein Produkt seiner Zeit.«

Die politischen und gesellschaftlichen Umstände spielen also immer eine Rolle für den Zuspruch von investigativem Journalismus. Trotzdem bewies *Watergate*, welche extreme Auswirkung und Kontrollfunktion der investigative Journalismus auf die Öffentlichkeit haben kann. Es brachte Präsident Richard Nixon dazu, sein Amt niederzulegen. Außerdem gilt der Skandal als Beginn des modernen investigativen Journalismus, und die beiden Reporter definierten mit ihrer Vorgehensweise in der Recherche das investigative Handwerk, auf das in Kapitel 5.3.3. weiter eingegangen wird.

Ebenfalls in den ersten Jahren der 1970er sorgte die Veröffentlichung der *Pentagon Papers* durch die *New York Times* und die *Washington Post* für großes Aufsehen. Diese Ereignisse lösten einen Institutionalisierungsprozess aus, der in der Gründung der *Investigative Reporters and Editors (IRE)* 1975 und dem *Center for Investigative Reporting (CIR)* 1977 mündete und bis heute fortwirkt (vgl. Nagel, 2007: 71; Haas 1999: 107).

5.2.2 *Der investigative Journalismus in Österreich*

Im Unterschied zu den USA, hatte es der investigative Journalismus in Österreich schwerer sich zu etablieren und wurde auch nie in so einer Tiefe und Intensität behandelt, definiert und vermittelt wie in Nordamerika. Das liegt einerseits am unterschiedlichen Verständnis der Länder, wie zu Beginn von Kapitel 5.2.1. bereits abgehandelt wurde, welcher Aufgabe Journalismus nachkommen muss. Andererseits wurzelt es einfach in der Geschichte. Da der Fokus dieser Arbeit auf Österreich liegt, folgt nun eine historische Abhandlung des Landes.

Die Fachliteratur beginnt die Geschichte des investigativen Journalismus in Österreich meist bei den Persönlichkeiten Viktor Adler und Max Winter. Das Interessante in dieser Zeit, wie auch in den anschließenden Jahrzehnten bis heute, ist der Fokus auf einzelne Personen, die diese Form der Berichterstattung getragen haben. Es gab in Österreich keine Gruppierungen, wie die Muckraker oder Organisationen wie die *IRE* in den USA.

Überwiegend waren es ein paar mutige Freigeister, die für ihre Überzeugungen eintraten. Daraus ergibt sich, dass es für diese Arbeit ideal ist, die Entwicklungen in der Geschichte anhand der wichtigsten Vertreter ihrer Zeit aufzuzeigen und sie mit den relevanten Geschehnissen zu verknüpfen. Den Beginn machen Adler und Winter, die um die Jahrhundertwende erstmals kontinuierlich Missstände aufdeckten und diese in der *Arbeiterzeitung* veröffentlichten.

Es war die Zeit, in der die Massenpresse aufkam, ganz nach dem Vorbild der *penny press* in den USA. Die Produktion von Druckwerken wurde leistbar, und die Leute konnten nun größtenteils lesen.

»Die bürgerliche Revolution und die Industrialisierung hatten zwei Folgen: Dank der liberalen Bildungsoffensive konnten mehr Menschen denn je lesen und schreiben. Der Alphabetisierungsgrad war so hoch wie noch nie. Und wegen des Aufstiegs des Kapitalismus (mit hohen Arbeitszeiten für das Proletariat) suchten die Menschen Entspannung und Unterhaltung nicht zuletzt in den Medien« (Blum, 1995: 84).

Wie Blum (1995) erwähnt, war es eine harte Zeit für das Proletariat. Die Arbeitskraft des Einzelnen wurde durch die aufkommenden Fabriken sehr gering geschätzt. Dementsprechend unmenschlich waren die Arbeitsbedingungen. Und hier setzte Viktor Adler mit seinen Sozialdemokraten an, er wollte die Situation der Arbeiter verbessern. Dafür nahm er sich ab 1886 die sozialdemokratische Parteipresse *Gleichheit* als Sprachrohr (vgl. Stangl, 2005: 74). Das war typisch für die Zeit, jede Partei hatte ihr eigenes Blatt, um der Öffentlichkeit die Parteiprogramme zu vermitteln. Neben der Massenpresse gab es dadurch in der österreichischen k.u.k.-Monarchie auch Partei- und Kampfpresse, die für ihre Rechte und Meinungen eintrat (vgl. Blum, 1995).

Das Ziel mit der *Gleichheit* war, die zerrüttete sozialdemokratische Partei wieder auf einen Nenner zu bringen und gleichzeitig ein Blatt für die Arbeiterschaft zu werden. Dafür schlich sich Viktor Adler zum Beispiel in die *Wienerberger Ziegelwerke* ein. Er musste in der Nacht als Ziegelerbeiter eingeschleust werden, da der Zutritt für Externe nicht erlaubt war (vgl. Haas, 1999). Seine menschenunwürdigen Entdeckungen schilderte er in einer Serie von fünf Artikeln in seiner Wochenschrift. Die Monarchie versuchte durch Einschränkungen und Zensur der Presse den Mund zu verbieten. Das gelang ihr nur teilweise. Einen Monat lang brachte man die *Gleichheit* zur Einstellung. Am 12.07.1889 erschien dann erstmals die umgetaufte *Arbeiterzeitung* unter Viktor

Adler (vgl. Stangl, 2005: 75). Er mischte seine journalistischen Fähigkeiten mit dem politischen Ansehen und formte damit das Land. Er sah seine Zeitung als Aufklärungs- und Bildungsinstrument für das Proletariat. Um die arbeitende Leserschaft zu fangen, setzte er gemeinsam mit Max Winter, den er 1895 zur *Arbeiterpresse* holte, auf die regionale Berichterstattung (vgl. Stangl, 2005; Haas: 2006). Zusammen wurden sie die ersten Vertreter der Sozialreportage. Haas (1999: 243) definiert sie wie folgt:

»Durch die Darstellung lebensweltlicher Erfahrungen und Ereignisse will die Sozialreportage betroffen machen. Sie erzählt historisch retrospektiv und zusammenhängend, sucht in Dramaturgie wie in Lesersprache Rezipientennähe und Einverständnis. Sie präsentiert Beweise zur intersubjektiven Überprüfung, indem sie Fakten recherchiert, Personen, Orte und Zeit und situative Kontexte nennt.«

Das heißt, der Sozialreporter nimmt eine aktive Rolle ein. Er mischt sich unter die Leute und berichtet aus den Augen der Betroffenen, um dem Rest der Gesellschaft die Missstände aufzuzeigen.

»Der Sozialreporter ist bestrebt, Nichtbeteiligte an primär und sekundär erlebten Ereignissen (lebensweltlichen Erfahrungen) teilhaben zu lassen, die Betroffenheit auslösen« (Haas, 1999: 237).

Aus der Definierung geht hervor, dass die Sozialreportage nicht gleichzusetzen ist mit dem investigativen Journalismus, wie er in dieser Arbeit definiert wurde. Besonders die subjektive Herangehensweise ähnelt eher dem *New Journalism* als dem Investigativen. Der investigative Reporter sieht sich mehr als neutraler Vermittler von Fakten als ein Revoluzzer. Trotzdem beinhaltet die Sozialreportage Elemente, die im investigativen Journalismus wieder aufleben, wodurch sie als Vorreiter für die moderne Art dieser Berichterstattung gilt.

Die historische Verzweigung der beiden Gattungen entwickelt sich, so Fritz Hausjell im Interview (2019), mit den Arbeiten von Egon Erwin Kisch. Die Aufdeckung des »rasenden Reporters« zum Oberst Redl haben starke investigative Merkmale.

Zusätzlich setzte er sich für die Definierung des »Klassischen Journalismus« ein, sowie für eine verbesserte Berufsauffassung des Reporters. Seine Faktoren, was Journalismus können muss, ähneln schon sehr dem investigativen Journalismus.

»1) der journalistische Text muß [sic!] sich auf Tatsachen beziehen, 2) er muß [sic!] ein aktuelles Thema behandeln oder kommentieren, 3) er muß [sic!] einen Beitrag zur öffentlichen Diskussion liefern« (Jacobi, 1989: 111).

In dem Fall fehlt noch das Hinterfragen und Aufdecken, sowie die Geheimhaltung der Informationen, die erst mühsam ans Licht der Öffentlichkeit gebracht werden müssen. Weitere Ausführungen zur Verzweigung der Journalismusgattungen finden sich in Kapitel 7.3.1.

Noch einmal zurück zu Viktor Adler. Der journalistische Aktivist setzte den Grundstein für die vereinigte Arbeiterbewegung. Er schaffte es mit seiner Zeitung Missstände aufzudecken und rief zu politischen Aktivitäten auf. Beispielsweise ging er am 1. Mai 1890 auf die Straße, um ein allgemeines Wahlrecht und den Acht-Stunden-Tag zu fordern. Er hatte zuvor in seiner *Arbeiterzeitung* zur Demonstration aufgerufen und kündigte den 1. Mai als internationalen Feiertag der Arbeiter an.

Mit dem Zerfall der k.u.k.-Monarchie 1918 wurde Viktor Adler zum Staatssekretär des Äußeren in der provisorischen Nationalversammlung. Ein Schwächeanfall kurz darauf endete in seinem Ableben am 11. November 1918 (vgl. Stangl, 2005: 84). Sein Zeitgenosse Max Winter führte die Arbeiterbewegung und die Sozialreportage fort.

Max Winter, geboren 1870, kam, anders als Viktor Adler, vom Journalismus in die Politik. Er begann beim *Neuen Wiener Journal*, bis er von Adler zur *Arbeiterzeitung* geholt wurde. Dort verfasste er mehr als 1.500 Reportagen aus den dunkelsten Ecken Wiens. Außerdem veröffentlichte Winter Bücher, Gedichte, Märchen und sogar Bühnenstücke (vgl. Haas, 2006). Mit seiner Arbeit entwickelte er die Sozialreportage thematisch, methodisch und formal weiter und hob sie zu ihrem Höhepunkt. Mit seinem Stil und seinen Studien der Elendsviertel packte Winter seine Leserschaft und wollte die Öffentlichkeit und die Politik zur Veränderung animieren. Der Reporter verwies auf die Wichtigkeit, sich vom Schreibtisch zu erheben und die Geschehnisse vor Ort zu erkunden.

»Die Redaktion ist nur Papier, das Leben ist draußen: Auf der Straße, in den Fabriken und Werkstätten, in den öffentlichen Gaststätten, in den Häusern und Wohnungen, auf den Sport- und Spielplätzen, in den Gerichtssälen, in den Polizeistuben, auf den Rettungswachen, in den Spitälern, Waisen- und Armenhäusern, in den Gefängnissen, in den Gemeindestuben, und es geht Tag und Nacht seinen Gang unter dem Pflaster, auf ihm und über ihm, und mitten im Strom des Lebens soll der richtige Berichterstatter schwimmen, er soll vor allem die Stadt kennen, in der er wirkt und er soll all ihren tausend Geheimnissen, Ungereimtheiten, all dem Unrecht und der Bedrückung, das in

ihr Herberg hat, nachforschen und er wird nicht fertig werden bis an sein Lebensende« (Haas, 2006: 19, zitiert nach Max Winter, 1914¹⁰).

Sein Aufruf, Journalisten nach draußen zu schicken, hat bis heute Relevanz und kann ebenso auf die derzeitige Situation umgelegt werden. Seine Methoden finden sich aktuell allerdings weniger. Er griff gerne zur Lumpenkleidung, um sich in die Wiener Untergrundszene einzuschleichen und so die Situation der Armen am eigenen Leib zu erfahren.

»Überall eindringen! In die Obdachlosenasyile, Krankenhäuser, Volkskneipen, Branntweinbuden, Bergwerke, Staatsforste, Fabriken, Armenhäuser, Tuberkulosenheime, Polizeiarreste, Gefängnisse, in die Geheimnisse des Lebens der Fabrik- und Verkehrsarbeiter, der städtischen und Staatsarbeiter, der Landstreicher und Prostituierten; eindringen in die Höfe und Menschenställe der Ostelbier und in die Wohlfahrtspolitik der Krupp und Konsorten; eindringen in die Auswandererschiffe und Auswandererbureaus [sic!]; den Menschen in den Wagen steigen, in die Töpfe gucken, die Wohnpferche ausmessen und schildern, selbst arbeitend zugreifen, wo es nötig ist, die Wahrheit zu erforschen, nie Prinzenbesuche machen, sondern überall womöglich unerkannt und unvermutet nach dem Rechten sehen, und ‚Sensation‘ um ‚Sensation‘ wird der Berichterstatter heimbringen [...]. Was die Menschen selber angeht, das lesen sie auch« (Haas, 2006: 20, zitiert nach Max Winter, 1914).

In seiner Aussage hält Winter nicht nur fest, was seine Orte und Milieus der Recherche waren, sondern ruft auch dazu auf, unerkannt zu bleiben. Seine Einschleichreportagen verschafften ihm besonderes Ansehen und Respekt. Heute ist die verdeckte Ermittlung in dieser Form mit dem Medienrecht kaum noch vereinbar und wird daher für gewöhnlich nicht angewandt. Max Winter rechtfertigte sich damit, nur so die nackten Tatsachen erfassen und schildern zu können. Außerdem konnte er dadurch das beschreiben, was die Menschen betraf. Denn das lesen sie auch, sagte Winter. Eine Auffassung, die heute beispielsweise in der Nachrichtenwert-Theorie festgehalten ist. Seine Erfahrungen ließ Max Winter den Leser durch seine Augen nacherleben – vermengt mit Zahlen und Fakten.

»Er schuf damit erschütternde Gegenbilder zu jenem verklärend-sentimentalen Kitschpanorama, das als k.u.k.-Wirklichkeit überliefert wird« (Haas, 2006: 15).

Winter war schockiert von den Verhältnissen, in denen die Randgesellschaften lebten, und kämpfte bis zum Verbot der *Arbeiterzeitung* 1934 für ihre Rechte. Die Kinder waren

¹⁰ Basiert auf einer Artikelserie in der *Chemnitzer Volksstimme* in der Max Winter seine Vorstellungen von Journalismus beschrieben hat.

ihm dabei ein besonderes Anliegen, weshalb er 1908 die Bewegung der *Kinderfreunde* gründete. Mit dem Verbot der Sozialdemokraten 1934 floh Winter aus Wien und schaffte es, in Amerika zu immigrieren. Seine Karriere war allerdings damit zu Ende, weder als Journalist, Drehbuchschreiber noch als Vortragender war er in Übersee erfolgreich. Einzig die Gründung einer Zeitung hielt ihn über Wasser. Im Juli 1937 starb Max Winter in Hollywood. Er wurde im September desselben Jahres in Wien am Matzleinsdorfer Friedhof beigesetzt. Auf seinem Grabstein steht geschrieben:

»Sein Wort sprach für Freiheit und Recht. Seine Feder diente den Verkannten und Enterbten. Sein Herz aber schlug für die Kinder« (Haas, 2006: 10).

5.2.3 Österreichische Entwicklungen nach 1945

Was Max Winter vertrieb, brachte auch den aufdeckenden Journalismus zum Stillstand: die Machtergreifung der Faschisten und danach der Nationalsozialisten. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges war es endgültig vorbei mit dem investigativen Gedankengut. Bis man es wieder entdeckte, brauchte es einige Zeit.

»Die Unterbrechung der Entwicklung eines demokratischen Journalismus nach westeuropäischen Vorbild läßt [sic!] sich jedoch nicht auf die Zäsuren der Jahre von 1934-38 und 1938-45 beschränken. Die Zeit hat noch lange nachgewirkt – und nicht nur als *personelle Kontinuität* und über die *Tradierung ideologischer Muster*. So wurden etwa die zu Beginn der zwanziger Jahre in der Ersten Republik begonnen Diskussionen um innere *Pressefreiheit* erst wieder gegen Ende der sechziger Jahre aufgenommen, diesmal unter dem Vorzeichen der aus der Bundesrepublik Deutschland importierten ‚Statutenbewegung‘. Auch die von Wiener Journalisten schon in den zwanziger Jahren errungenen materiellen und sozialen Rechte konnte erst Jahrzehnte später wieder erreicht werden« (Fabris, 1991a: 2).

Damit bringt Fabris (1991a) die Entwicklungen in Österreich auf den Punkt. Die historischen Einschnitte waren zwar gravierend für den Journalismus, jedoch war der Ehrgeiz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs einen modernen demokratischen Journalismus aufzubauen nur mäßig vorhanden. Es war eine Zeit der Verdrängung des Geschehenen. Viele Journalisten aus der NS-Zeit durften weiterhin ihre Posten behalten oder wurden in andere Abteilungen versetzt, von einer historischen Aufarbeitung war keine Spur. Allein die sehr späte (wieder aufgenommene) Diskussion um die Pressefreiheit in den 1960er Jahren, lässt den Rückstand des österreichischen Journalismus erkennen. Im Vergleich: Die USA haben die Meinungs- und Pressefreiheit bereits 1791 festgehalten. Es gab also mehrere Gründe, warum es erst

in den 1970er Jahren zu einem erneuten Aufblühen des investigativen Journalismus in Österreich kam. Ein Grund war die »neugewonnene wirtschaftliche Stärke« des Landes, die für eine solide »ökonomische Basis« sorgte, damit Medienunternehmen sich neu aufbauen konnten, und sie ermöglichte sogar eine »Rückeroberung von Marktanteilen in bundesdeutschen Händen« (Fabris, 1991b: 13). Es kam, wie Fabris (1991b) es bezeichnet, zu einer »Normalisierung« des Journalismus. Als Zeichen dafür nennt der Autor zum Beispiel den Enthüllungsjournalismus, der sich nun zu etablieren begann. Das Gedankengut dafür lässt sich u.a. auf die kulturelle Westintegration zurückführen, besser gesagt, durch den Eingriff der US-amerikanischen Alliierten in das Pressewesen ab April 1945.

»In einer ersten Phase sollten alle Medieninstitutionen im Bereich von Presse, Rundfunk, Film etc. ausgelöst und nur unter direkter US-Kontrolle und Aufsicht weitergeführt werden« (Rathkolb, 1991: 52).

Es sollte verhindert werden, dass jegliche Form der »Anschlussidee« in das Gedankengut der Presse zurückkehrte. Der erste »Selektionsprozess« fand am 30. Mai 1945 beim *Kurier* statt (vgl. Rathkolb, 1991: 56). Die Zeitschrift befand sich bis 1955 in Händen der US-Amerikaner (vgl. Kaltenbrunner, 2019: 179). Erst nach und nach gaben die US-Amerikaner Medien an österreichische Lizenzträger zurück. Jedoch hielten sie am Rest der Nachzensur fest. Sollten Verstöße gegen die Medienvorschriften festgestellt werden, würde die Zeitung für eine längere Zeit eingestellt. Kritiker sahen darin eine gezielte Einflussnahme des Westens. Für einen Kulturaustausch schickte man österreichische Journalisten in die USA und umgekehrt (vgl. Rathkolb, 1991). So kam auch das Gedankengut des investigativen Journalismus wieder in die Branche. Das in den 1970er Jahren schließlich aufblühen sollte.

Neben dem wirtschaftlichen Aufschwung der Medienbranche, gab es auch für die Journalisten eine soziale Besserstellung. Sie gewannen ihr Selbstbewusstsein und ihre gesellschaftliche Bedeutung – u.a. durch Bruno Kreisky – zurück. Und sie bekamen einige Privilegien zugesprochen: steuerliche Vorteile, Erste-Klasse-Fahrten, Vergünstigungen durch den Presseausweis. Außerdem stiegen die Einkommen zu Spitzengehältern der oberen Klasse. Es entstanden richtige »Stars« unter den Journalisten (vgl. Fabris, 1991b).

Einer davon war Alfred Worm. Er galt als Mann der Stunde. Seine Geschichten erschienen im 1970 gegründeten Magazin, dem *Profil* – dem »österreichischen Stern«, wie man es gerne nannte. Es war das erste Medium in Österreich, das sich unter Oscar Bronner klar von Parteien und Interessensgruppen entfernte und absolut unabhängig agierte (vgl. Schartmüller, 2009). Das politische Nachrichtenmagazin gab dem investigativen Journalismus starken Aufschwung und eben auch Worm eine Plattform. Zusätzlich unterstützten Magazine wie *Basta*, *Wiener* und, der ebenfalls von Bronner gegründete, *Trend* den Zeitgeist des Enthüllungs-Journalismus (vgl. Fabris, 1991a: 4).

Alfred Worm machte sich in seiner Branche mit zwei investigativen Geschichten einen Namen. Die erste erschien 1976 im *Profil* und deckte den Bauring-Skandal auf. Der ehemalige Bauingenieur schrieb über Bilanzfälschungen, Untreue und Amtsmissbrauch im Wiener Bauring, der aus fünf fusionierten gemeindeeigenen Wohnbaugesellschaften bestand. Die sollten »den kommunalen Wohnbau ankurbeln und die Mieten erschwinglich machen, doch stattdessen fuhr der Bauring große Verluste ein, die die Stadt Wien zu bezahlen hatte« (Thaler, 2018: 65). Statt 700 Millionen Schilling Gewinn, steckten sie 1973 mit 1,4 Milliarden Schilling im Minus. Verurteilt wurde allerdings nur der Architekt, die Manager kamen frei (vgl. Thaler, 2018).

Die zweite große investigative Enthüllung von Worm war der AKH-Skandal. Schon während der Recherchen für den Bauring war der Journalist dem Bau des Neuen Allgemeinen Krankenhauses in Wien auf der Spur. Den Skandal veröffentlichte Alfred Worm 1979 in einer dreiteiligen Serie im *Profil* (vgl. Thaler, 2018: 66). Seit 1955 wurde am AKH geplant und gebaut, das vorgesehene Budget entsprach 4,5 Milliarden Schilling. Nach 20 Jahren, also 1975, hatte das Projekt bereits 18 Milliarden Schilling verschlungen. Am Ende stand der österreichische Staat vor einer Summe von knapp 40 Milliarden Schilling. (vgl. Worm, 1981: 8). Statt zu sparen, stiegen die Honorare der Beteiligten. Außerdem gab es Schmiergeldzahlungen. Worm (1981: 10) schrieb dazu, dass »SPÖ-nahe Firmen über komplizierte Schachtelkonstruktionen und deutsche Beteiligungen nach Intervention von SPÖ-Spitzenpolitikern zu AKH-Aufträgen kamen und überhöhte Honorare kassierten.« Die SPÖ klagte das *Profil* wegen Rufschädigung. Verlor aber in allen Fällen. Das Magazin berichtete währenddessen weiter über das

AKH, ohne sich den Mund verbieten zu lassen. 1980 – 10 Jahre nach der Gründung – hatte sich das *Profil* dadurch endgültig als investigatives Blatt unter den Medien, sowie als publizistische Macht in Österreich behauptet (vgl. Thaler, 2018: 66). Ganz im Sinne der vierten Gewalt eines Landes, wie sie Fabris und Hausjell (1991) bezeichnen.

Alfred Worm wird mit seiner Form der Berichterstattung bis heute als Vorbild für den investigativen Journalismus in Österreich gesehen. Wenn man seine Werke mit der Definition nach Aucoin (2005) vergleicht, erfüllt Worm alle Kriterien eines investigativen Reporters. Er legte Informationen zu einem wichtigen, öffentlichen Thema offen, das jemand oder eine Organisation zurückhalten wollte. In dem Fall die österreichische Regierung, besonders die SPÖ. Aufgedeckt hat er seine Skandale durch zeitintensive Recherchen, mithin auf eigenes Zutun. Er durchforstete und verglich eine Vielzahl an Akten, befragte Personen und Informanten. Sein Wunsch war, etwas zu bewirken und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Klassisch investigativ.

Neben Alfred Worm gab es besonders in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche andere investigative Meisterleistungen, die an dieser Stelle kurz erwähnt werden sollen. Einer der größten Skandale der Zweiten Republik war der Fall *Lucona*, aufgedeckt durch Gerald Freihofner von der *Wochenpresse* und Hans Pretterebner, der 1987 ein Buch dazu veröffentlichte. Der Aufschrei war besonders groß, da es sich dabei nicht nur um einen Versicherungsbetrug handelte, sondern vor allem weil Menschen ums Leben kamen.

Zum Fall: Der Frachter *Lucona* versank 1977 durch eine Explosion im Indischen Ozean. Es wurde von der Politik als Schiffsunglück verkauft. Als Fracht hatte Proksch eine Uranerzaufbereitungsanlage im Wert von 200 Millionen Schilling angegeben. Der Betrag sollte durch eine Versicherung gedeckt werden. Doch dann kam auf, dass der Frachter in Wirklichkeit mit wertlosem Schrott beladen war. Zusätzlich starben sechs von zwölf Besatzungsmitgliedern. Es war alles von privaten und politischen Mächten inszeniert. Dank kritischer Journalisten kam der Betrug an die Öffentlichkeit. Der Nachhall dauerte bis 1992 (vgl. Thaler, 2018).

Ebenfalls erwähnenswert ist die Journalistin Susanne Riegler, die für das *Basta*¹¹ berichtete. Sie schrieb in einer Zeit, als sich Journalisten erstmals trauten die römisch-katholische Kirche anzuprangern. Das war in den 1980er Jahren weder in der Gesellschaft noch in der Politik gern gesehen, wodurch der Artikel »Pater Groer bittet zur Beichte« (1986) von Riegler ein Tabubruch war. Nicht nur, dass erstmals ein kirchliches Oberhaupt wegen Misshandlung seiner Schüler zur Rede gestellt wurde, auch waren die Recherchemethoden äußerst fragwürdig (vgl. Uhlmann, 2012). Riegler hatte für ihre Reportage ein verstecktes Aufnahmegerät verwendet, mit dem sie Pater Groer zu einer öffentlichen Aussage zwang. Hier kam die Streitfrage auf, wie weit man als Journalist gehen darf, um ein Vergehen aufzudecken. Überwiegt die öffentliche Relevanz oder die ethisch-moralische Norm? In dem Fall war es wichtiger die Misshandlungen aufzudecken.

Auf die Geschichte folgte der Artikel »Die Bekenntnisse des Josef H.« von Wolfgang Votzki im *Profil*. Josef H. war »ein ehemaliger Schüler Groers, der als Religionslehrer im Knabenseminar in Hollabrunn gearbeitet hat und auch leitender Diözesenangestellter war« er beschuldigte »in dem investigativen Artikel vom 27. März 1995 Groer des sexuellen Missbrauchs« (Thaler, 2018: 68).

Die Aufdeckungen rund um Pater Groer hatten gesellschaftliche Auswirkungen. Es folgten zahlreiche Kirchenaustritte und sogar ein Kirchenvolksbegehren, das Reformen für die römisch-katholische Kirche forderte. Trotz über 500.000 Unterschriften kam es aber zu keiner weiteren Auseinandersetzung mit dem Begehren (vgl. Thaler, 2018: 68).

Neben Berichten über die Kirche gab es zahlreiche Aufdeckungen aus der Psychiatrie und den dort vorherrschenden Missständen. Da zu diesem Thema mehrere wissenschaftliche Arbeiten¹² vorliegen, soll in dieser Arbeit nicht näher darauf eingegangen werden.

¹¹ Das Monatsmagazin erschien von 1983 bis 1994, gegründet von den Brüdern Wolfgang und Helmuth Fellner.

¹² Siehe u.a.: Steglich, Natalie (2012): *Pflegewahnsinn in der Psychiatrie. Wenn Reporter Pflegemissstände in Nervenheilanstalten aufdecken*. Forschungsarbeit an der Universität Wien sowie weitere wissenschaftliche Arbeiten an der Uni Wien.

Die österreichische Medienlandschaft durchzog inzwischen eine neue wirtschaftliche Phase. Kaltenbrunner (2019) untergliedert die Printmedienentwicklung nach 1945 in vier Phasen: Die Gründerzeit (Nachkriegsjahre), die Zeit des neuen Marktes (1952-1980), die Zeit der Konzentration (1980er Jahre) und die digitale Neuzeit (ab den 1990er Jahren). Nach dem ersten Aufschwung in den 1970ern, der Phase durch die neue Markterschließung, kam nun die Zeit der Zusammenschließungen der Medienhäuser.

»In einer Konzentrationsphase ab Ende der 1980er Jahre etablierten sich unter Beteiligung großer deutscher Gruppen in Österreich nationale Oligopole (Mediaprint, Styria, News-Gruppe) und einige regional marktherrschende Printmediengruppen« (Kaltenbrunner, 2019: 175).

Diese Phase war wichtig, da so neue (investigative) Medien gegründet und aufgebaut werden konnten. Oscar Bronner erhielt beispielsweise für *Der Standard* Unterstützung durch den *Springer*-Verlag. Bis 1995 war der Verlag mit einer Hälfte Eigentümer an der Tageszeitung. Drei Jahre davor konnte *News* ebenfalls durch den *Springer*-Verlag ins Leben gerufen werden (vgl. Kaltenbrunner, 2019).

Beide Medien waren und sind bis heute Sprachrohre für kritischen, aufdeckenden Journalismus. In diesem Zusammenhang muss auch auf den *Falter* hingewiesen werden. Das Blatt wurde zwar schon 1977 gegründet, schaffte es aber erst mit einer Umgestaltung und Professionalisierung 1981 zur soliden Wiener Zeitschrift. Dadurch konnte der *Falter* 1985 zu einer österreichischen Expansion antreten und machte sogar den Wochenmagazinen *Profil* und *Wochenpresse* sowie den Monatsblättern *Basta* und *Wiener Konkurrenz*. Trotzdem stand die Zeitung Ende der 1980er Jahre kurz vorm Konkurs (vgl. Schartmüller, 2009).

Dennoch konnte sich der *Falter* wieder aufrappeln und so *den* investigativen Journalisten der 2000er Jahre einstellen: Florian Klenk. Bis heute zählt er zu den wichtigsten Aufdeckern Österreichs, wodurch er den Bogen zwischen der Geschichte zur Gegenwart spannen soll.

Florian Klenk brilliert mit seinen investigativen Leistungen in den Bereichen Asyl, Menschenhandel und Haftbedingungen. So machte sich der studierte Jurist mit seinen Gefängnisreportagen, u.a. zur Justizanstalt *Stein*, einen Namen. Im Jahr 2003 berichtete er über einen Polizeieinsatz, bei dem der Exil-Mauretanier Seibane Wague umkam sowie über den erstickten Schubhäftling Marcus Omofuma.

Im Herbst 2007 deckte Klenk die Korruptionsaffäre des Vereins *Freunde der Polizei* in Wien auf. Im gleichen Jahr wurde er zum *Journalist des Jahres* gewählt (vgl. Schartmüller, 2009).

Durch seine herausragenden Leistungen kommt Klenk auch bei den Experteninterviews im empirischen Teil der Arbeit vor. Zuvor folgen aber noch die Ausführungen zu den drei weiteren Faktoren des investigativen Journalismus nach Redelfs (1996).

5.3. Die journalistisch-professionelle Ebene

In dieser Ebene geht es darum, den investigativen Journalismus in seiner Mikro-Ebene zu erfassen. In dem Modell von Redelfs (1996) handelt es sich um den innersten Kreis, um die Medienakteure per se, um ihr Rollenverständnis, ihre ethischen Standards. Außerdem geht es um die Professionalisierung des Berufs sowie um das Handwerk und die Methoden, die dafür nötig sind. Wie auch im vorangegangenen Kapitel wird die Ebene wiederum dem Interesse der Arbeit angepasst. Konkret bedeutet das: Zuerst wird versucht, das österreichische Berufsverständnis und die Journalistenausbildung zu investigativem Journalismus darzustellen, um danach auf das methodische Vorgehen der Journalisten einzugehen.

5.3.1. Der österreichische investigative Reporter

Um sich diesem Thema anzunähern, soll an dieser Stelle ein Beitrag von Florian Klenk aus dem Werk *Zivilcourage* (2004) vorangestellt werden. Er beschreibt die Situation, wie österreichische und auch deutsche Journalisten zu dem Grubenunglück nach Lassing in die Steiermark strömten. Im Juli 1998 starben dort zehn Bergleute bei dem Versuch, einen Verschütteten zu retten.

»Sehr betroffen und mit viel Mitgefühl interviewte das ORF-Team den Bürgermeister, die Rettungsleute und die verantwortlichen Unternehmer. Die Journalisten verstanden sich als Übermittler der nationalen Betroffenheit. Kritische Fragen wurden nicht gestellt. So sind sie es in Österreich gewöhnt.

Die Stimmung änderte sich sehr rasch, als die deutschen Reporter erschienen. [...] Sie waren investigativ. Sie hatten eine – vielleicht aus ihrer Distanz bewirkte – Courage, die mich verblüffte. Sie dienten sich nicht an, sondern stellten unangenehme Fragen, die versuchten der Wahrheit der Katastrophe näher zu kommen« (Klenk, 2004: 153).

Nach ihren Recherchen berichteten die deutschen Journalisten schließlich von einem Kriminalfall, und zwar jenem der Bergbaubehörden. Sie hatten gefuscht und wurden dafür rechtskräftig verurteilt. Da staunte das österreichische Team, es gab »keine Verbrüderung mit dem Objekt der Berichterstattung, sondern kritische Distanz« (Klenk, 2004: 153).

In seinem Beitrag rechnet Florian Klenk mit seinen Kollegen ab. Die Branche sieht er als wirtschaftlich zu eng mit der Politik verflochten. Wodurch die mutige, kritische Recherche ausgestorben ist – man will es sich mit seinen Informanten nicht verscherzen. Das Land ist klein, die sind Freundschaften groß. Wer doch redet, wird

angefeindet und ausgeschlossen. Es herrscht ein »Klima der Einschüchterung«, so Klenk (2004), sowohl auf Seiten der Journalisten als auch bei den *Whistleblowern*, den Beamten, die gerne etwas ausplaudern würden, sich aber nicht trauen.

In dem genannten Fall hätte sich der österreichische Journalismus ein Vorbild am deutschen nehmen können. Aber auch das Nachbarland ist nicht frei von Kritik. Dazu Gärtner (2007: 123):

»Die so genannten investigativen Journalisten in Deutschland ermitteln ja kaum selber, sondern sie schreiben ebenfalls über Ermittlungen, die meistens schon abgeschlossen sind.«

Ein Kritikpunkt, der auch auf viele österreichische Journalisten zutrifft. Das Abschreiben von bereits Bekanntem, ohne einen aktiven journalistischen Beitrag zu leisten, ist eines der Hauptphänomene in der vorherrschenden Medienlandschaft. Dazu wird im empirischen Teil näher eingegangen. Ebenfalls wird das pessimistische Bild Klenks auf den österreichischen Journalismus hinterfragt. Seine Analyse ist heute, 15 Jahre später, etwas gemäßigter, er sieht sogar einen Aufschwung und Hoffnung für den investigativen Journalismus in Österreich (siehe Interview). Aber seine Kritik hat trotzdem einen wahren Kern. Der distanzierte, unabhängige Reporter ist in Österreich nicht einfach zu finden. Auch wenn es sie gibt. Ein paar von ihnen kamen in den nachstehenden Experteninterviews zu Wort. Sie alle handeln in ihrem Sinne eines investigativen Journalismus, wollen Missstände in der Gesellschaft aufzeigen, verdeckte Tatsachen ans Licht bringen und der Wahrheit so nah wie möglich kommen. Zu dem Rollenverständnis der Journalisten wird in Kapitel 7.1. anhand der Interviewaussagen weiter eingegangen.

In der Literatur wird der investigative Journalist beispielsweise wie folgt beschrieben:

»Actually the investigative reporter is like any other kind of report, only more so. More inquisitive, more skeptical, more resourceful, and imaginative in knowing where to look for facts, more ingenious in circumventing obstacles, more indefatigable in the pursuit of facts and able to endure drudgery and discouragement« (MacDougall/ Reid, 1987: 202).

Dieses Zitat aus der Einleitung dieser Arbeit bringt das Grundverständnis des Berufs auf den Punkt. MacDougall und Reid (1987) sehen den investigativen Reporter nicht als Sonderling des Journalismus, vielmehr ist er ein normaler Journalist, der einfach

weiter geht als seine Kollegen. Er befasst sich tiefergehend mit den Unterlagen und Fakten, hinterfragt sie, beleuchtet das Thema von verschiedenen Seiten. Er fängt dort an zu graben, wo andere aufhören. Er überwindet Hürden, die klassischen Journalisten ihre Grenzen setzen. Durch die Vorgehensweise der investigativen Person, wird ihr die Macht zugesprochen, für Demokratie und Kontrolle der Mächtigen zu sorgen.

»Ein wichtiges Kennzeichen des IR ist der Kritik- und Kontrollanspruch, mit dem Journalisten ihre Arbeit legitimieren, aber auch Wissenschaftler den demokratietheoretisch hohen Stellenwert dieser Berichterstattungsform begründen« (Redelfs, 1996: 54).

Besonders das *investigative reporting*, die US-amerikanische Tradition des investigativen Journalismus, nimmt die Kontrollfunktion besonders ernst. Daher hat sich auch der Begriff des *watchdogs* als Berufsverständnis in den USA etabliert. Er ist für die konstruktive Kritik aller Bereiche der Gesellschaft verantwortlich und soll Unrecht, sowie Missbrauch von Macht, privat oder öffentlich aufzeigen. Das ist durch die amerikanische Vereinigung *Associated Press Managing Editors (APME)* im *Code of Ethics* festgehalten. Es ist das Selbstverständnis des US-amerikanischen Journalisten (vgl. Redelfs, 1996: 64).

5.3.2. Ein Beruf, aber keine Profession

Das Berufsverständnis für investigative Journalisten, gleichwohl Wächter der Wahrheit wie auch Wachhund der Gesellschaft zu sein, herrscht in Österreich vor. In der Praxis ist diese Funktion allerdings schwieriger umzusetzen als vielleicht in den USA. Das liegt an der, wie schon von Florian Klenk beschriebenen Situation, aber auch an der mangelnden journalistischen Ausbildung hierzulande. Es ist ein Problem, das den Beruf des österreichischen Journalisten schwieriger macht als in anderen Ländern, wie Deutschland oder den USA. Das betont auch Klenk (2004: 155): »Im Gegensatz zu unseren deutschen Nachbarn gibt es hier – noch – keine Journalistenschulen. Statt Henri Nannes und Rudolf Augsteins Erben unterrichten Wolfgang Fellner und Hans Dichand.« Daraus ergibt sich, dass Journalisten oft gar nicht wissen, wie weit sie bei geheimen Akten, Recherchen und Offenlegungen gehen dürfen. Die andere Seite kann mit dem Hinweis auf das Amtsgeheimnis dadurch schnell jemanden abwimmeln oder einschüchtern.

Zum Vergleich: In den USA wurde die erste Journalistenschule 1908 in Columbia, Missouri eröffnet. »Im Jahr 2005 boten ganze 458 Colleges und Universitäten ein Kursprogramm in ‚journalism‘ oder ‚mass communication‘ an, für das insgesamt 195.000 Studenten eingeschrieben waren« (Redelfs, 2007: 144).

Von diesen Zahlen ist man in Österreich weit entfernt, natürlich ist das Land auch kleiner. Aber hier gibt es auch keine gesetzlichen oder formalen Vorschriften für die journalistische Ausbildung. Grundsätzlich kann in diesem Land jeder Journalist werden, ohne eine bestimmte Prüfung abzulegen. Daher spricht Pürer (1990) auch von einem Beruf und keiner Profession.

»Im Fehlen allgemein anerkannter bzw. verbindlicher Ausbildungs- und Zugangsbestimmungen, wie sie z.B. für Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte und viele andere Berufe schon lange gelten, ist auch der wesentlichste Grund dafür zu sehen, daß [sic!] der journalistische Beruf nicht als Beruf im Sinne einer Profession bezeichnet werden kann« (Pürer, 1990: 419).

Wer die Laufbahn als Journalist einschlagen möchte, kann verschiedene Wege wählen. In manchen Redaktionen gibt es noch ein dreijähriges Volontariat, das verbindlich zu absolvieren ist – vergleichbar mit einer Lehre. Diese kollektivvertraglich festgehaltene Vereinbarung kann allerdings durch einen Hochschulabschluss verkürzt werden. Während des Volontariats soll der angehende Journalist alle Ressorts durchlaufen und kennenlernen, um so sein nötiges Handwerk nach dem Prinzip »learning by doing« zu erlangen. (vgl. Pürer, 1990: 420).

Zusätzlich bieten Redaktionen noch sogenannte »Lehrredaktionen« an, der *ORF* hat sogar sein eigenes Berufsaus- und -fortbildungsprogramm, namens *BAF* (vgl. Pürer, 1990: 421) bzw. heißt es heute *GPS*.

Neben den internen Ausbildungsmöglichkeiten gibt es noch eigene Institute und Vereine, die Kurse für Journalisten anbieten. Wie schon angesprochen, kann man Publizistik- und Kommunikationswissenschaften sowohl in Wien als auch in Salzburg studieren. Außerdem gibt es Lehrgänge an den Fachhochschulen in Wien, St. Pölten, Krems und Klagenfurt zum Thema Medienkunde und Kommunikation.

Mit dem *Kuratorium für Journalistenausbildung (KfJ)* und dem *Forum für Journalismus und Medien (fjum)* haben Journalisten eine weitere Option, sich berufsbegleitend weiterzubilden. Doch eine Journalistenschule bzw. einen verpflichtenden Abschluss gibt es in Österreich nicht.

Seit 2014 unterstützt die *DOSSIER: Academy* Journalisten und jene, die es noch werden wollen, mit mehreren Praxis-Kursen. Mit ihrem Slogan »Für besseren Journalismus« will das *Dossier*-Team das journalistische Handwerk lehren, üben und verfeinern. Unterstützt werden sie dabei vom *Forum für Journalismus und Medien* (*fjum*). Das Angebot beginnt bei einem kostenlosen Grundkurs, der vier Fachgebiete absteckt: die investigative Recherche, Datenjournalismus, Digital Storytelling und Video on the Web. In den vier aufbauenden Fortgeschrittenen-Kursen wird jeweils eines der vier Fachgebiete genauer behandelt. (siehe dazu: academy.dossier.at) Geleitet werden die Schulungen von den *Dossier*-Redakteuren – junge, engagierte Journalisten, die bereits Erfahrung in der Medienwelt vorweisen können. Zwei davon sind Gesprächspartner in den Experteninterviews.

*Dossier*¹³ ist eine unabhängige, gemeinnützige Redaktion, die 2012 gegründet wurde. Mit einem Startgeld von nur 3.000 Euro verscrieb sich das Team dem investigativen Datenjournalismus. Sie »verbinden bewährtes, journalistisches Handwerk mit modernen multimedialen Zugängen – in der Recherche, der Analyse und Darstellung von Daten und beim Erzählen von Geschichten« (<https://academy.dossier.at/meta/ueber-dossier/> aufgerufen am: 05.02.19).

Heute stützt sich *Dossier* auf drei Säulen der Finanzierung. Die erste sind Fort- und Weiterbildungen wie bei der *DOSSIER: Academy*. Das zweite Standbein sind Auftragsarbeiten für Recherchen oder durch *Dossier-Media*, und das dritte sind TV-Produktionen. Für letzteres recherchiert die Redaktion beispielsweise für *Bist du deppert* von *Puls4* oder *Wir sind Kaiser* vom *ORF*. Dazu kommen mehrere Stipendien und Journalisten-Preise, die zusätzlich Geld einbringen. Auf Werbung verzichtet der Non-Profit-Newsroom komplett. Nach zehn Jahren hat sich *Dossier* soweit etabliert, dass sie ihr erstes Print-Magazin (2019) herausbringen, finanziert durch Crowdfunding.

¹³ Das Dossier ist eine Aktensammlung und steht für eine »umfänglichere Akte, in der alle zu einer Sache, einem Vorgang gehörenden Schriftstücke gesammelt sind«, in der Presse ist es die »Dokumentation zu einem bestimmten Thema« in Form einer (Sonder-)beilage (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Dossier> aufgerufen am: 05.02.19).

Eine ähnlich investigative, digitale Plattform, die an dieser Stelle der Vollständigkeit halber erwähnt werden muss, ist *Addendum*¹⁴ (addendum.org). Diese bietet zwar keine Ausbildungen an, hat sich aber ähnliche Ziele wie *Dossier* gesetzt. Ihr Slogan ist »das, was fehlt«, womit das Team jene Themen und Informationen veröffentlichen will, die auf dem österreichischen medialen Markt fehlen. Dabei arbeiten die Redakteure rund um Michael Fleischhacker, dem ehemaligen Chefredakteur von *Die Presse*, mit investigativen Methoden, sowie Experten aus unterschiedlichen Fachbereichen zusammen. Denn *Addendum* will auch jene zu Wort kommen lassen, die oft kein Gehör in der Gesellschaft finden.

Die Recherche-Plattform ging aus einer Stiftung von Dietrich Mateschitz hervor. Hier unterscheidet sich *Dossier* von *Addendum*. Ersteres finanziert sich durch viele verschiedene Personen, letzteres nur durch eine. Trotzdem plädieren beide Medien auf vollkommene Unabhängigkeit – dazu mehr in den Experteninterviews.

Addendum gehört der gemeinnützigen *Quo Vadis Veritas*¹⁵-Redaktion an, deren Ergebnisse nicht nur auf addendum.org veröffentlicht werden, sondern auch als TV-Reportage *Im Kontext* auf *ServusTV* und als Magazin. Ziel ist die »Wiederherstellung einer gemeinsamen Faktenbasis für eine qualifizierte politische Debatte« (<https://www.qvv.at/ueber-quo-vadis-veritas/> aufgerufen am: 05.02.19).

All diese Organisationen und Entwicklungen zeigen, dass eine Bewegung stattfindet, die neuen Wind in den österreichischen und allgemein investigativen Journalismus bringen will. Es lässt sich daraus schließen, dass das Selbstverständnis der Journalisten, ein Wachhund für den Staat zu sein, dazu geführt hat, dass sich solche neuen Zusammenschlüsse bildeten. Gibt es also Hoffnung für den investigativen Journalismus in Österreich? Diese Frage wird im empirischen Teil der Arbeit weitergeführt. Zuvor wird nun auf die Methoden der investigativen Journalisten eingegangen.

¹⁴ Das Addendum steht für einen Zusatz, einen Nachtrag oder eine Ergänzung und kommt aus dem lateinischen *addere* – zu addieren (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Addendum> aufgerufen am 05.02.19).

¹⁵ Quo Vadis Veritas bedeutet aus dem Lateinischen übersetzt: »Wohin gehst du, Wahrheit«.

5.3.3. *Das Handwerk der investigativen Journalisten*

Ein Merkmal der investigativen Berichterstattung ist das Zusammenkommen vieler verschiedener Methoden, mit denen der Rechercheur arbeitet. Da es sich meist um Informationen handelt, die jemand geheim halten will, braucht es dafür eine besonders gefinkelte und kreative Herangehensweise, um das Gesuchte zu finden. Eine Mischung aus Mut, Ehrgeiz, Kritik und dem richtigen Handwerk führen zu einer herausragenden investigativen Geschichte. Das ist leichter gesagt, als umgesetzt. Nicht umsonst betont Aucoin (2005) die Gratwanderung dieser Form der Berichterstattung.

»When done well, investigative journalism sets the standard against which all news reporting is judged; when done poorly, it is a lightning rod for complaints about the news media« (Aucoin, 2005: 4).

Worte, die darauf hinweisen, welche große Verantwortung auf den investigativen Journalisten liegt und mit welcher peniblen Achtsamkeit gearbeitet werden muss. Denn wer nicht gut recherchiert, wem Fehler unterlaufen, wer jemanden falsch beschuldigt, der gefährdet damit nicht nur den eigenen Ruf, sondern auch gesellschaftliche Konstellationen. Das muss sich jedes Medium und jeder Medienakteur bewusst sein, dass der investigative Journalismus über das tagesaktuelle Geschehen hinausgeht. Man holt durch seine Recherche und die Veröffentlichung etwas ans Licht, das bisher noch unbekannt war. Das heißt, man prangert ein System, eine Person, eine Institution an, die bis zu seiner Publikation als solide dastand. Der Ruf ist danach nur schwer bis gar nicht mehr zu reparieren. Es gibt genügend Beispiele in der Geschichte, wo mangelhaft recherchierte Berichte veröffentlicht wurden und zu schwerwiegenden Konsequenzen geführt haben. Rücktritte von Politikern, Beeinflussung von Wahlen, schadhafte Reputation von Unternehmen usw. Ein aktuelles Beispiel in Österreich ist die Causa Silberstein. Es kann diskutiert werden, in wie weit die Veröffentlichungen der Affäre Auswirkungen auf die heutige politische Konstellation gehabt haben. Außer Frage steht, dass die überstürzte Veröffentlichung seitens der Medien, ohne Quellenkritik oder weiterführenden Recherchen, unverantwortlich war. Ungeachtet dessen, dass sich die Story erst im Nachhinein als richtig erwiesen hat. Mit investigativem Journalismus hatte es jedenfalls nichts zu tun.

»Nicht, dass man die Geschichte nicht machen kann, aber das mindeste wäre, dass ich sage, wir haben das aus der ÖVP-Ecke bekommen, ohne Namen zu nennen. Aber

man muss sich doch klar sein, von wem man da funktionalisiert worden ist«, sagt Hausjell (2019) im Interview.

Die Geschichte war zum Zeitpunkt der Lancierung nicht wasserdicht, *Presse* und *Profil* veröffentlichten das Material der ÖVP, das sie über einen USB-Stick bekommen hatten. Der Super-Gau für die SPÖ, der nicht nur das Wahlergebnis beeinflusste, sondern der Partei einen nachhaltigen Schaden hinsichtlich Reputation und Glaubwürdigkeit zufügte.

Um solche Ereignisse zu vermeiden, ist es relevant, das eigene Handwerk nicht nur zu kennen, sondern auch einzusetzen. Eine gut geführte Recherche bedeutet »die aktive Suche nach Informationen«, eine, »die nicht vor jeder kleinen Hürde Halt macht, sondern sich auf ein ganz bestimmtes Erkenntnisinteresse stützt: Die Untersuchung ist zu Ende, wenn der gesuchte Erkenntniszusammenhang ermittelt ist« (Ludwig, 2007: 106). Dann haben Aufdeckungen wirklich Gewicht und legitimieren den Anspruch auf eine vierte Gewalt im Staat. Bestes Beispiel dafür ist der *Watergate*-Skandal, der zum Rücktritt des US-amerikanischen Präsidenten, Nixon führte. Das Vorzeigebispiel für perfekt ausgeführten investigativen Journalismus. Zwar war der Anstoß zur Recherche auch in diesem Fall die Zuspiegelung von Akten an die *Washington Post*, doch die Journalisten gaben sich nicht damit zufrieden. Im Gegenteil, so Redelfs (1996: 18):

»Falls Mitglieder der Nixon-Administration tatsächlich gezielt Informationen an die *Post* weitergegeben haben, um den Präsidenten zu stürzen, bleibt doch das Faktum, daß [sic!] die Reporter Woodward und Bernstein die Hintergründe des Einbruchs in das Hauptquartier der Demokratischen Partei zunächst allein gegen alle Widerstände aufgerollt haben, der Informant *Deep Throat* stets nur zusätzliche Quelle war und die Form der journalistischen Präsentation immer in den Händen der Reporter blieb.«

Daher kann der überwiegende Teil der *Watergate*-Aufdeckung auch weiterhin als Paradebeispiel für das investigative Handwerk gesehen werden. Im österreichischen Fall Silberstein hätte man genau auf diese Weise vorgehen müssen, nachdem *Profil* und *Presse* die Dokumente vorgelegt worden waren. Erst nach gründlicher Recherche bzw. Offenlegung der Quelle hätte man an die Öffentlichkeit gehen dürfen.

Grundsätzlich lässt sich die investigative Recherche laut Haller (2017) wie folgt definieren:

- »Ausgangspunkt ist meist der Hinweis eines Insiders bzw. anonymen Informanten (Whistleblower). Dieser bezieht sich auf eine Handlung oder einen Vorgang, der in

der Öffentlichkeit als unzulässig eingestuft wird (als unrechtmäßig, unmoralisch usw.). Demnach beginnt die Recherche nicht mit einem Thema, sondern mit einem konkreten Verdacht.

- Die Basisrecherche besteht darin, die fragliche Handlung bzw. den Vorgang zu rekonstruieren und die daran Beteiligten zu ermitteln.
- Anschließend werden die damit verbundenen Interessen, Beweggründe und Absichten (Zwecke) in Erfahrung gebracht, eingeschätzt und mit dem rekonstruierten Hergang abgeglichen.
- Als dritter Arbeitsschritt werden die Hauptakteure konfrontativ befragt, um zu erfahren, ob und ggf. wie sie ihre Handlungen begründen und rechtfertigen.
- Der letzte Arbeitsschritt ist die Verknüpfung der Rekonstruktion mit den Aussagen der Hauptakteure, indem deren Selbstdarstellung durch die überprüften (»hart gemachten«) Fakten abgeglichen bzw. widerlegt – und damit unwahrhaftig – werden. Daran kann sich eine weitere Befragungsrunde anschließen.

Die Recherche verläuft nur ausnahmsweise verdeckt, nur ausnahmsweise unter Einsatz des Scheckbuchs, nur ausnahmsweise mit fingiertem Material. Die Regel heißt: hartnäckig, systematisch und mit offenem Visier« (Haller, 2017: 129 f.).

Das ist die grundlegende Herangehensweise an eine Recherche für jeden investigativen Journalisten. Er kann die Punkte wie bei einer Checkliste abarbeiten. Dadurch wird eine Geschichte wasserdicht gemacht, und Fehler werden vermieden. Ergänzend zu Haller (2017) bietet Randall (2011) noch ein paar Tipps, wie man bei einer investigativen Recherche vorgeht:

- jedes Dokument finden und aufbewahren – nichts entsorgen
- jedes Interview transkribieren und jede Notiz aufheben
- beharrlich dranbleiben und nicht aufgeben
- „alte“ Quellen und Personen noch einmal heranziehen und kontaktieren
- involvierte Personen als Informanten gewinnen
- interne Unterstützung bei der Chefredaktion sichern
- verdeckt recherchieren, wenn nicht anders möglich¹⁶

(vgl. Randall, 2011: 117 ff.).

¹⁶ Übersetzung aus dem Englischen der Autorin

Haller (2017) und Randall (2011) beschreiben die Vorgehensweise einer klassisch investigativen Recherche. Innerhalb dieser können aber noch einmal Arbeitstechniken unterschieden werden. Und zwar jene Methoden, die der Rechercheur heranzieht, um an Informationen und Personen heranzukommen. Die sind gerade im investigativen Bereich sehr unterschiedlich und teils umstritten. Als Beispiel dafür, bezieht sich Nagel (2007) auf eine Studie von Weischenberg/ Malik/ Scholl (2006), in der die Akzeptanz umstrittener Recherchetechniken in Deutschland untersucht wurde. Interessant ist dabei, welche Methoden aus der Sicht der Journalisten vertretbar sind und welche nicht. Die Aufzählung beginnt (1.) mit jener Technik, die den höchsten Zuspruch bekam und endet (9.) mit der am wenigsten vertretbaren Art an Informationen heranzukommen.

1. Vertrauliche Regierungsunterlagen benutzen, ohne die Genehmigung zu haben
 2. sich als Mitarbeiter in einem Bereich/ einer Organisation betätigen, um an interne Informationen zu gelangen
 3. eine andere Meinung oder Einstellung vorgeben, um Informanten Vertrauen einzuflößen
 4. sich als eine andere Person ausgeben
 5. Leuten für vertrauliche Informationen Geld bezahlen
 6. versteckte Mikrofone oder Kameras benutzen
 7. unwillige Informanten unter Druck setzen, um Informationen zu bekommen
 8. Informanten Verschwiegenheit zusagen, sie aber nicht einhalten
 9. private Unterlagen von jemandem ohne dessen Zustimmung verwenden
- (vgl. Nagel, 2007: 25).

Leider gibt es die Studie nicht für österreichische Journalisten, es wäre aber interessant, diese in weiteren Untersuchungen durchzuführen. Der Trend, verdeckt zu ermitteln, findet in Deutschland und Österreich mehr Anhänger, als in den USA (vgl. Nagel, 2007: 31). Das liegt möglicherweise an Vorbildern, wie Max Winter und Günther Wallraff. Nicht umsonst spricht man im deutschsprachigen Raum von der sogenannten »Wallraff-Methode«. Das heißt, verdeckt zu recherchieren, unter einem falschen Namen und wenn nötig verkleidet, um nicht erkannt zu werden (vgl. Haller, 2017: 141). Günther Wallraff schlich sich 1977 mit dem Pseudonym »Hans Esser« in die *Bild-*

Redaktion ein, um die zweifelhaften Arbeitsweisen des deutschen Boulevardmediums aufzuzeigen. Er bewarb sich dafür als normaler Redakteur, wurde eingestellt und schrieb für drei Monate lang Berichte für die *Bild*. Seine Erlebnisse veröffentlichte Wallraff mit dem Titel »Der Aufmacher«, für die er von den einen geschätzt und von den anderen verklagt wurde (vgl. Wallraff, 2012). Die Frage, ob diese Methode moralisch vertretbar ist, wurde lange im deutschen Presserat diskutiert. Die Kritik war am Ende der Missachtung des Persönlichkeitsrechts zugeschrieben, und nicht der verdeckten Vorgehensweise. »Tatsächlich«, so Haller (2017: 142), »rechtfertigt sich die Rollenspiel-Methode vor allem gegenüber Behörden, Institutionen, Gruppen und Einrichtungen, an deren Machenschaften ein *allgemeines* (öffentliches) Interesse besteht, diese aber von Journalisten völlig abgeschirmt werden«. Eine wichtige Tatsache, die auch rechtlich festgehalten ist (siehe dafür Kapitel 5.4.) und die in den Experteninterviews behandelt wird. Natürlich muss immer das Erkenntnisinteresse mit der Methode abgewogen werden.

Eine weitere, heutzutage immer geläufigere Methode ist das sogenannte »*Computer-Assisted Reporting*« oder einfach Datenjournalismus genannt. Das Internet hat den Zugang zu Unmengen an digitalen Daten, Akten und anderen Unterlagen gewährt. Das ist eine immense Bereicherung und gleichzeitig Chance, Themen neu aufzurollen. Dank Computerprogrammen können die zahlreichen Datenmengen ausgewertet, analysiert und verständlich präsentiert werden. Zwar ist *Computer Assisted Reporting* keine speziell investigative Methode, sie kann aber zu hilfreichen Informationen verhelfen. Das Wissen, wie man damit umgeht, kann man lernen – eben beispielsweise in der *DOSSIER: Academy*. In Österreich ist der Datenjournalismus erst am Kommen, in Amerika wird diese Art der Recherche schon lange betrieben. Bereits 1993 hat die *Washington Post* eine computergestützte Auswertung betrieben, zum Thema Diskriminierung von Schwarzen bei der Vergabe von Hypothekendarlehen (vgl. Redelfs, 1996: 46f.).

Weitere Arbeitswerkzeuge, die bei der Recherche verwendet werden können und sollen, sind: Datenbanken (Grundbuch, Firmenbuch, Vereinsregister, Handelsregister, usw.), Archive (Bibliotheken, Zeitungen, Gerichte, Behörden, usw.), Internet

(Suchmaschinen, Social Media, Hinweise in Blogs, usw.) Informanten (Augenzeugen, Whistleblower, Polizei, Experten, usw.) und die eigene Fähigkeit und Überlegung, wo und wie man neue Informationen finden kann.

Zum Thema Informanten wird im nächsten Kapitel in Zusammenhang mit der rechtlichen Situation weiter eingegangen. Für die intensivere Auseinandersetzung mit den Methoden und der investigativen Recherche ist das Werk von Johannes Ludwig (2002) »*Investigativer Journalismus. Recherchestrategien – Quellen – Informanten*« oder die Webseite zum Buch: www.recherchieren.org zu empfehlen.

Neben den Methoden gehört zum Inventar eines guten investigativen Rechercheurs auch das Wissen der rechtlichen und der ökonomischen Dimension. Auf diese beiden Faktoren wird nun in den nächsten zwei Kapiteln näher eingegangen.

5.4. Die rechtlich-normative Ebene

Der dritte Faktor, von dem der investigative Journalismus abhängt, ist die juristische Dimension. Denn wie Redelfs (1996: 159) schreibt, werden »die Möglichkeiten für investigativ arbeitende Journalisten, Informationen zu beschaffen und zu veröffentlichen, in erheblichem Maß durch rechtliche Regelungen bestimmt«. Grundlage dafür ist das österreichische Medienrecht, aber auch Straf-, Zivil- und Europäisches Recht können bei Vergehen greifen. Unterstützt wird die Einhaltung der Vorschriften und der moralischen Standards durch den österreichischen Presserat. Es würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen, die Gesamtheit der rechtlichen Vorgaben für (investigative) Journalisten abzuhandeln. Stattdessen sollen drei Bereiche aufgegriffen werden, die auch Nagel (2007) in seiner Untersuchung abhandelt. Diese sind: die geregelte Pressefreiheit, das Zugangsrecht zu Informationen und die rechtliche Festschreibung des Informanten- und Quellenschutzes bzw. des Redaktionsgeheimnisses.

5.4.1. Die österreichische Pressefreiheit

Im Gegensatz zu anderen demokratischen Ländern, wie England, Frankreich oder den USA, ist die Pressefreiheit in Österreich sehr jung. Die Gründe dafür wurzeln wieder einmal in der Geschichte. Während der k.u.k.-Monarchie behandelte das Recht der Presse eher das, was sie nicht tun durfte, nämlich über alles zu berichten. Es gab etliche Zensurbestimmungen, die im Vormärz ihren Höhepunkt fanden. Erst 1867 wurde die Pressefreiheit erstmals im Staatsgrundgesetz verfassungsrechtlich festgehalten. Dort hieß es, dass jeder das Recht hat, »durch Wort, Schrift, Druck oder auch bildliche Darstellung seine Meinung innerhalb der gesetzlichen Schranken frei zu äußern«. Außerdem durfte die Presse unter keinerlei Zensur stehen. Mittlerweile ist der Wortlaut in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) festgehalten (vgl. Korn, 2014: 48ff.).

Mit der Gründung der Ersten Republik 1918 kam am 30. Oktober der Beschluss der Nationalversammlung, der die volle Freiheit der Presse herstellte. Die Zensur widersprach dabei dem Grundrecht des Staatsbürgers. Allerdings sollten diese Bestimmungen nicht lange währen. Bereits 1933 kam es durch die Errichtung des autoritären Ständestaates unter Engelbert Dollfuß zu einer erneuten Zensur der

(oppositionellen) Medien. Als 1938 der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich stattfand, war es endgültig mit der freien Presse vorbei. Unter der nationalsozialistischen Kontrolle wurden die Medien nur noch als Propagandainstrument genutzt.

Im April 1945 kam es unter der provisorischen Regierung Karl Renners zu einem erneuten Zensurverbot, und die Pressefreiheit wurde im Sinne der Verfassung der Ersten Republik wieder in Kraft gesetzt. Doch erst als die Alliierten am 1. Oktober 1945 Österreich verließen und deren Rat den Zeitungen freie Hand gab, konnte man erstmals von einer Freiheit der Medien sprechen. Es folgte eines der »langwierigsten Gesetzgebungsvorhaben der Zweiten Republik« (Korn, 2014: 51), in der ein modernes Presserecht formuliert werden sollte. Das Vorhaben zog sich über mehrere Jahrzehnte. Im Laufe der Verhandlungen kam es 1964 dazu, dass die Europäische Menschenrechtskonvention in den Verfassungsrang gehoben wurde. Das heißt, dass »alle Rechte der EMRK wie genuin innerstaatliche Grundrechte vor dem Verfassungsgerichtshof geltend gemacht werden können« (Korn, 2014: 51).

Schließlich wurde am 12. Juni 1981 das Mediengesetz mit einfacher Stimmenmehrheit beschlossen und trat mit Beginn des Jahres 1982 in Kraft. Im Laufe der Zeit gab es immer wieder Novellen, durch die das Mediengesetz erweitert wurde. Interessant ist, dass die Medien keine öffentliche Aufgabe zu erfüllen haben, der Rundfunk hingegen schon.

»Damit besteht in Österreich die paradoxe, aber wohl nur theoretische Situation, dass die Betreiber von privaten Hörfunk- und/oder Fernsehanstalten eine öffentliche Aufgabe erfüllen, die Presse hingegen nicht« (Korn, 2014: 52).

Dies spielt unter anderem in die Aussagen der Experteninterviews, besonders bei Eva Roither von Ö1 hinein und dient auch als wichtige Hintergrundinformation, um die österreichische Medienlandschaft zu verstehen. Im Gegenzug ist die öffentliche Aufgabe der Presse in der US-amerikanischen Verfassung sowie in der deutschen Bundesverfassung sehr wohl verankert. Die Kontrollfunktion und das Aufdecken von Missständen liegen in der Hand der Medien und sind seitens der Regierungen erwünscht. Das steht in einem starken Kontrast zu dem österreichischen Verständnis, wodurch sich wiederum erklären lässt, warum der investigative Journalismus in dem Land nicht sonderlich ausgeprägt ist. Es fehlen ihm teilweise einfach die Mittel.

Privilegien wie der rechtlich festgelegte freie Informationszugang oder das Zeugnisverweigerungsrecht in Deutschland (vgl. Nagel, 2007: 97) gibt es für österreichische Journalisten nicht. Dazu mehr im anschließenden Kapitel.

5.4.2. Der freie Zugang zu Informationen

Um die Arbeit des investigativen Journalismus zu gewährleisten, braucht es neben der Pressefreiheit auch die Zugänglichkeit zu Informationen, Akten und Daten – ob analog oder digital. Eine Tatsache, der viele demokratische Staaten nachgekommen sind. In den USA steht im *Freedom of Information Act* (seit 1966) die gesetzlich festgehaltene Informationsfreiheit. Dadurch wird Journalisten sowie allen Bürgern, die Einsicht in Regierungs- und Gerichtsunterlagen gewährt. Nach einem schriftlichen Antrag des Bürgers werden die Dokumente seitens der Exekutive ausgehändigt. Weitere Gesetze, die sogenannten *sunshine* oder *open meeting laws* untermauern dieses Recht und verweisen zum Beispiel auf die Offenlegung der eingesetzten Steuergelder. Sitzungen aller gesetzgebenden Körperschaften und Gremien, die Steuergelder verwalten, müssen dadurch der Öffentlichkeit zugänglich sein – das gilt für alle US-Bundesstaaten. Dadurch soll politischer Korruption und Steuerhinterziehung Einhalt geboten werden können (vgl. Redelfs, 1996; Nagel, 2007).

Auch in Deutschland ist der ungehinderte Zugang zu Informationen für die Presse in der Bundesverfassung verankert.

»Die Legitimation des IJ durch das Grundgesetz findet ihren Ausdruck in konkreten Auskunftsrechten für Journalisten, die zum Beispiel in den *Landespressegesetzen* kodifiziert sind« (Nagel, 2007: 102).

In Österreich gibt es eine solche juristische Festlegung nicht. Das ist vielen (investigativen) Journalisten dieses Landes ein Dorn im Auge, jeder Bürger hätte ein Recht darauf. Gleichzeitig erhöht diese Tatsache noch einmal die Wichtigkeit für eine unabhängige, kritische, aufklärende Berichterstattung durch die Medienakteure. Nicht ohne Grund wird in Österreich ein Korruptionsfall nach dem anderen aufgedeckt. Es braucht mehr Transparenz im Land, die auch gesetzlich festgehalten ist. Dafür setzt sich seit 2013 das österreichische Forum für Informationsfreiheit ein (siehe dazu: <https://www.informationsfreiheit.at/transparenzgesetz-at/> aufgerufen am: 12.02.19). Die Forderung ist ein umfassendes Recht auf Information und Einsicht in die Akten der

Verwaltung sowie eine Veröffentlichungspflicht für Behörden. Österreich ist das einzige europäische Land, in dem das Amtsgeheimnis im Verfassungsrang steht, statt der Informationsfreiheit. Obwohl der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 2011 bestätigt hat, dass das Recht auf Information unter Artikel 10 der Menschenrechte fällt und es dadurch Bestandteil der freien Meinungsäußerung ist. 28 Staaten nahmen dieses Grundrecht daraufhin in die Verfassung ihres Landes auf, Österreich nicht (vgl. <https://www.informationsfreiheit.at/warum-wirs-wollen/> aufgerufen am 12.02.19).

Das zu ändern, ist momentan einer der wichtigsten rechtlichen Schritte, die der österreichische Staat in Richtung demokratischen Journalismus gehen muss. Auch die Journalisten aus den Experteninterviews stehen hinter dieser Forderung, dazu mehr in Kapitel 7.3.3.

5.4.3. Der Schutz der eigenen Quelle

Der dritte relevante Faktor für den investigativen Journalismus ist der Umgang mit den eigenen Quellen. Der österreichische Staat hat dafür das Redaktionsgeheimnis rechtlich verankert, das Journalisten und Informanten sowie andere Inhalte vor Gericht schützen soll. Das ist gerade bei der investigativen Tätigkeit von höchster Relevanz. Bei kaum einer anderen Form der Berichterstattung ist das richtige Vorgehen bei der Informationsbeschaffung so essenziell wie bei der investigativen Recherche. Das liegt an den überwiegend heiklen Themen, mit denen sich der Journalist beschäftigt. Dinge, die geheim bleiben sollten, müssen ans Licht gebracht werden. Dafür braucht es oft Informanten, die meist anonym bleiben wollen. Akten und Dokumente werden ausgegraben, die eigentlich unter Verschluss stehen. Personen werden vorgeführt, die häufig mit der juristischen Hand zurückschlagen. Das heißt, ein investigativer Reporter muss die Rechtslage tiefgehend beherrschen und wissen, wo seine juristischen Grenzen liegen. Wichtig ist, immer den Informanten und die Quellen zu schützen. Um das zu gewährleisten, gibt es in Österreich das Redaktionsgeheimnis.

Im Mediengesetz ist der Schutz des Redaktionsgeheimnisses klar geregelt. Laut §31 heißt es:

»(1) Medieninhaber, Herausgeber, Medienmitarbeiter und Arbeitnehmer eines Medienunternehmens oder Mediendienstes haben das Recht, in einem Strafverfahren oder sonst in einem Verfahren vor Gericht oder einer Verwaltungsbehörde als Zeugen

die Beantwortung von Fragen zu verweigern, die die Person des Verfassers, Einsenders oder Gewährsmannes von Beiträgen und Unterlagen oder die ihnen im Hinblick auf ihre Tätigkeit gemachten Mitteilungen betreffen.

(2) Das im Abs. 1 angeführte Recht darf nicht umgangen werden, insbesondere dadurch, daß [sic!] dem Berechtigten die Herausgabe von Schriftstücken, Druckwerken, Bild- oder Tonträgern oder Datenträgern, Abbildungen und anderen Darstellungen mit solchem Inhalt aufgetragen wird oder diese beschlagnahmt werden.

(3) Inwieweit die Überwachung von Nachrichten von Teilnehmeranschlüssen eines Medienunternehmens und eine optische oder akustische Überwachung von Personen unter Verwendung technischer Mittel in Räumlichkeiten eines Medienunternehmens zulässig sind, bestimmt die Strafprozeßordnung [sic!].«¹⁷

Daraus schließt sich, dass Redakteure Fragen vor Gericht verweigern können, beispielsweise müssen sie ihre Quellen nicht preisgeben. Sie sind allerdings nicht dazu verpflichtet, sondern dürfen, wenn sie wollen, die Quellen ohne rechtliche Konsequenzen nennen. Natürlich spielt dann die moralische Frage hinein, außerdem wird der Journalist seinen Ruf als vertrauenswürdigen Ansprechpartner verlieren. Mit §31 sind Identität und Inhalt geschützt, eigene Funde durch den Rechercheur aber nicht. In Deutschland und den USA gibt es für diesen Bereich das Zeugnisverweigerungsrecht oder den Informantenschutz. Allerdings können die US-amerikanischen Journalisten vor Gericht, unter bestimmten Voraussetzungen, zu Aussagen gezwungen werden, in Österreich nicht (vgl. Redelfs, 1996; Nagel, 2007).

Umgekehrt kann sich der Journalist vor Gericht mit dem Verweis auf das »überwiegende Interesse der Öffentlichkeit« rechtfertigen, wenn er beispielsweise den Persönlichkeitsschutz übertreten oder Informationen veröffentlicht hat, die geheim waren. Da es »bei dieser Form des Journalismus fast immer um Personen des öffentlichen Lebens geht, die einen geringeren Persönlichkeitsschutz genießen als Privatleute«, muss sich der investigative Journalist jedoch nicht so große Sorgen um den Schutz der Privatsphäre machen; anders als zum Beispiel im Boulevardjournalismus (Redelfs, 1996: 164).

¹⁷ Bundesgesetz vom 12. Juni 1981 über die Presse und andere publizistische Medien (Mediengesetz - MedienG) StF: BGBl. Nr. 314/1981

Anders ist es mit dem heimlichen Mitschneiden oder Filmen von Gesprächen, damit macht man sich in Österreich strafbar, während in den USA dadurch nicht automatisch die Privatsphäre überschritten wird. Dort lassen es 35 Staaten zu, während »die anderen 15 versteckte Aufnahmen unter Strafe gestellt haben« (Redelfs, 1996: 164). Auch der Datenschutz wird in Amerika nicht so streng gehandhabt, wie in Österreich oder Deutschland. Die Grenzen der investigativen Berichterstattung unterscheiden sich demnach in den verschiedenen Ländern. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass sich der Redakteur vor einer Veröffentlichung immer fragen muss, ob seine Methoden und Inhalte die Waage mit den juristischen und moralischen Grenzen halten.

Eine Institution, die in Österreich auf die Einhaltung dieser Grenzen achtet, ist neben der Judikatur der österreichische Presserat. Er wurde »1961 als Organ der freiwilligen Selbstkontrolle der Presse durch den Verband Österreichischer Zeitungsherausgeber und die Journalistengewerkschaft gegründet« (Geretschläger, 1990: 638). Der Presserat ist für die Qualitätssicherung und die Gewährleistung der Pressefreiheit zuständig. Allen Entscheidungen liegt der Ehrenkodex für die österreichische Presse zugrunde (einzusehen unter: <https://www.presserat.at/> aufgerufen am 13.02.19). Jeder Bürger kann sich an den Presserat wenden, wenn ihm ein Verstoß unterkommt, das fällt unter die selbständigen Verfahren. Der österreichische Presserat hat allerdings keine Sanktionsmöglichkeiten. Es kann die Person, die gegen den Ehrenkodex verstoßen hat, nur darauf hingewiesen werden.

Bei einem Beschwerdeverfahren wendet sich eine Person, die von der Veröffentlichung individuell betroffen ist, an den Presserat. In diesem Fall braucht es eine Schiedsvereinbarung zwischen Betroffenen und Printmedium, die einen Verzicht auf den Rechtsweg einschließt.

Andere Institutionen der Selbstregulierung sind die Journalistengewerkschaft, der Presseclub *Concordia* und der Verband österreichischer Zeitungen (vgl. Haas, 2008).

Alle genannten Gesetze und Institution bilden die dritte Ebene in der sich der investigative Journalismus einordnen muss. Die letzte Dimension, in der sich diese Form der Berichterstattung bewegt, ist die wirtschaftliche. Diese wird im folgenden Kapitel behandelt und bildet den Abschluss des Forschungsstandes.

5.5. Die Ökonomische Ebene

In dem Modell von Redelfs (1996) bildet der wirtschaftliche Faktor den dritten konzentrischen Kreis. Die Ebene beinhaltet die Struktur des Medienmarktes und das Mediensystem im Kontext der ökonomischen Rahmenbedingungen, als Voraussetzung für *investigative reporting*. Nagel (2007) verwendet diesen Abschnitt, um auf die Verankerung des investigativen Journalismus in der Presselandschaft, die Institutionalisierung innerhalb und außerhalb der Medien sowie auf die Journalistenpreise und die ökonomischen Imperative einzugehen.

Die vorliegende Arbeit kann den gesamten wirtschaftlichen Kontext natürlich nicht abdecken. Es kann lediglich eine Übersicht des österreichischen Mediensystems dargeboten werden, um danach auf eine der grundlegenden Frage dieser Arbeit einzugehen, nämlich ob sich der investigative Journalismus finanziell rentieren kann oder nicht. Durch das hohe Interesse an der Untersuchung dieses Themas wird es in jedem geführten Interview behandelt. Die Meinungen zur Finanzierbarkeit gehen dabei durchaus auseinander, auch in der Fachliteratur. Deshalb bietet diese Arbeit zuerst eine theoretische Auseinandersetzung und dann eine Darstellung praktischer Aussagen heutiger Journalisten. Durch die literarische Abhandlung soll ein grundsätzliches Verständnis zur ökonomischen Lage des investigativen Journalismus in Österreich, aber auch in Deutschland und den USA geschaffen werden, um spätere Aussagen der Interviewpartner besser einordnen zu können.

5.5.1. Die Ökonomisierung des österreichischen Mediensystems

Um die ökonomischen Voraussetzungen für die österreichische Medienlandschaft zu verstehen, sollen die bereits erwähnten Entwicklungen aus Kapitel 5.2.3. noch einmal aufgezeigt werden. Und zwar jene, die in der Zeit der Konzentration, wie sie Kaltenbrunner (2019) nennt, entstanden sind. Wie schon erwähnt, hatte der investigative Journalismus seine Hochblüte in Österreich bis in die 1980er Jahre hinein. Danach ging es wieder etwas bergab, bzw. gab es Umstrukturierungen, die ihre Folgen hatten. Haas (2008) nennt fünf strukturentscheidende Entwicklungen, welche die Zeitungslandschaft nachhaltig änderten. Das sind ab 1987:

1. Das Zeitungssterben der Parteienpresse, entstanden durch den Rückgang der Parteibindung seitens der Leser und der ökonomischen Krise

2. Die (schon erwähnte) Beteiligung deutscher Verlage an österreichischen Zeitungen, beispielsweise der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ)*
3. Der Aufschwung der Qualitätspresse, z.B.: *Der Standard* (1988) oder *WirtschaftsBlatt* (1995)¹⁸
4. Die Neugründung unabhängiger Tageszeitungen, z.B.: *Datum* (2004)
5. Das Aufkommen der Gratis-Zeitungen, z.B.: *Österreich* (2006)

(vgl. Haas, 2008: 108 f.).

Diese Entwicklungen sind teilweise positiv, wie der Aufschwung der Qualitätszeitungen und die Neugründung unabhängiger Medien; Gratis-Zeitungen und die Monopolisierung machen es dem unabhängigen, kritischen, ausgewogenen Journalismus wiederum schwer.

Zusätzlich gab es die entscheidende Wendung durch die Digitalisierung und die Konkurrenz aus dem Internet, die seither den Printmedien zu schaffen macht. Kaltenbrunner (2019) spricht von einer digitalen Neuzeit.

»Die jüngste Entwicklung ist geprägt von den Rahmenbedingungen und Möglichkeiten des World Wide Web und den raschen digitalen Technologie-Entwicklungen, die Publikumsverhalten und Journalismus, massenmediale Kommunikation und Marktbedingungen radikal und für Printmedien oft auch Existenz gefährdend verändern« (Kaltenbrunner, 2019: 182).

Nur langsam haben sich die österreichischen Zeitungen und Zeitschriften in das Internet gewagt. *Der Standard* war Vorreiter und konnte ab 1995 mit seinem Internet-Auftritt überzeugen und die User für sich gewinnen. Ansonsten ließen sich die Printmedien eher Zeit, das World Wide Web für sich zu nutzen, besonders, wenn man den vergleichenden Blick auf die USA oder Skandinavien wirft. Das hat bis heute Folgen, denn statt lukrative Geschäftsmodelle und einen neuen, modernen Zugang für die User des Landes zu finden, stehen die Printmedien heute vor einem großen finanziellen Problem. Nachdem alle Inhalte gratis online gestellt wurden, stellt sich nun die existentielle Frage, wie man die Leser nun doch wieder dazu bringt für die Berichterstattung zu zahlen. Auch hat das Land die großen Vorteile und Möglichkeiten des Internets für den Journalismus noch nicht wirklich erkannt.

Zusätzliche Konkurrenz kommt von Seiten der Gratiszeitungen wie *Österreich*.

¹⁸ Das *WirtschaftsBlatt* ist seit 2016 eingestellt.

»Der Markt wird also für die inzwischen oft als ‚legacy media‘ bezeichneten Traditionstitel insgesamt neu aufgemischt: einerseits durch die Konkurrenz der Gratiszeitungen und kostenlosen Nachrichten im Internet im Wettbewerb um Aufmerksamkeit und Vertriebs Erlöse, andererseits durch branchenübergreifende Konkurrenz in grenzenlosen, digitalen Werbemärkten« (Kaltenbrunner, 2019: 183).

Derzeit¹⁹ gibt es noch 13 Tageszeitungen, sieben nationale und 11 regionale Wochenzeitschriften, fünf 14-tägige Magazine und 34 Monatsmagazine auf dem österreichischen Markt und 7.100 Journalisten, die vor einer ungewissen Zukunft stehen. Es stellt sich die Frage, ob journalistische Inhalte auch weiterhin überwiegend auf Papier publiziert werden, ob sich der Printmediensektor selber zerstört, oder ob es endgültig zu einem Zeitungssterben kommt, das schon seit geraumer Zeit prophezeit wird (vgl. Kaltenbrunner, 2019).

Die Antwort bleibt noch offen. Es ist auf jeden Fall eine deutliche Ökonomisierung im Medienmarkt zu spüren, da die Printmedien ums Überleben kämpfen. Die Gewinnmaximierung steht an oberster Stelle. Das Problem daran ist, dass »gesellschaftliche Bereiche ökonomisiert werden, in denen eigentlich nicht primär ein Interesse an rein wirtschaftlichem Handeln bestand« (Haas, 2007: 167). Im Fall der Medien, wären das zum Beispiel gesellschaftliche Funktionen der Bildung, der Unterhaltung oder eben der Kritik und Kontrolle, wie sie der investigative Journalismus für sich beansprucht. Die nächsten Jahre werden entscheidend für das Schicksal des Medienmarktes sein. Noch gibt es Möglichkeiten den Printmedien wieder neues Leben einzuhauchen. Dabei könnte dem investigativen Journalismus eine tragende Rolle zukommen. Dazu mehr in den nächsten beiden Kapiteln.

5.5.2. Der investigative Journalismus zwischen Gewinn und Verlust

Die Meinungen, ob sich der investigative Journalismus finanziell für ein Medium auszahlt oder nicht, gehen in der Fachliteratur weit auseinander. Für beide Thesen gibt es Argumente und Beispiele. Wobei sich am Ende die Frage stellt, ob man den Wert der investigativen Berichterstattung überhaupt mit Geld aufwiegen kann und darf.

¹⁹ Die Daten basieren auf der Media Analyse 2017/18.

»Der investigative Journalismus steht vor dem Problem, dass er im Regelfall keine ökonomische Effizienz beanspruchen kann«, schreibt Redelfs (2007; 137). Das begründet er durch das Risiko, das besteht, wenn nach einer aufwendigen Recherchearbeit, ein zuerst vielversprechendes Thema doch nicht aufgeht. Der Aufwand wäre dann vergeblich und die Kosten verloren. Außerdem sind es oft komplizierte Recherchen, die erfahrene Journalisten erfordern, die wiederum höhere Kosten für ein Medium bedeuten. Als drittes Argument nennt Redelfs (2007), dass die Veröffentlichungen fast immer Klagen oder Kritik seitens der Inseratenkunden, Politikern oder Privatpersonen mit sich ziehen. Risiken von denen sich Medienunternehmer schnell abschrecken lassen.

Die Medienkrise führt also zu einer Reduktion der redaktionellen Ressourcen, wodurch es zu einem am Markt orientierten Journalismus kommt. Folgen sind eine Homogenisierung der Inhalte und somit eine Trivialisierung und ein Qualitätsverlust im Journalismus. Intensive Recherchen sind Mangelware geworden, besonders bei kleineren Medienhäusern, wie Gärtner (2007: 121) es in Deutschland sieht:

»Aufwändiges Recherchieren ist in den meisten Lokal-Redaktionen nur noch Wunschtraum oder ein Lippenbekenntnis. In Wahrheit ist investigative Recherche dort oftmals weder opportun, noch wird sie besonders gefördert oder belobigt. Und sie wird, falls man sie im Status eines freien Journalismus versucht, in aller Regel auch nicht sonderlich gut bezahlt.«

Unter dem wirtschaftlichen Druck heften sich Medien dann gerne das Etikett »investigativ« an, ohne allerdings die Rechercheintensität oder die Qualität zu verbessern. Ein riskantes Vorgehen, das dem Image des investigativen Journalismus immer wieder geschadet hat.

Ein weiteres Problem sieht Redelfs (2007) darin, dass der Gewinn eines Medienhauses nicht automatisch wieder dem Printmedium zugutekommt. Obwohl sich in den USA gerade Regional- und Lokalzeitungen durch teure Recherchevorhaben auf dem Markt etablieren konnten.

»Allerdings sind derartige Profitraten keine Garantie mehr dafür, dass die Erlöse in die redaktionellen Ressourcen investiert werden. Erstens genießen 99 Prozent der Blätter heute an ihrem Erscheinungsort eine Monopolstellung, brauchen sich also nicht durch außergewöhnliche journalistische Leistungen von Mitbewerbern abzuheben. Der ökonomische Anreiz, nach Exklusivgeschichten zu recherchieren, entfällt damit« (Redelfs, 2007: 138).

Der Autor bezieht sich zwar in diesem Fall auf die USA, doch der Gedanke kann auch auf Österreich übertragen werden. Hier gibt es ebenfalls eine Monopolstellung der Medienhäuser (vgl. Kaltenbrunner, 2019) und eine zu hohe finanzielle Unterstützung durch Inseratenkunden, die den Druck auf qualitativ hochwertige Berichterstattung sehr verringert. Laut Pürer und Signitzer (1990: 474) teilen sich die Einnahme der Tageszeitungen in Österreich im Durchschnitt auf 56 Prozent Anzeigenerlöse, 42 Prozent Vertriebs Erlöse und zwei Prozent sonstiger Einnahmen auf. Besonders Inserate aus der Politik, sind ein viel diskutiertes und umstrittenes Thema, das durch die Aufdeckung unveröffentlichter Zahlungen immer wieder für Aufregung sorgt.²⁰

Es lässt sich sagen, dass der Journalismus heruntergewirtschaftet wurde. Die Ökonomisierung hat zu einem schlechten Produkt geführt, das nun keiner mehr kaufen will. Momentan schwindet das Publikum, die Umsätze fallen. Dadurch wird den Medien unter anderem ihre Kontrollfunktion entzogen, denn Aufdeckungen bringen wenig, wenn sie keiner liest. In weiterer Folge bedeutet das Gefahr für die Demokratie und eine freie Gesellschaft.

Der investigative Journalismus hat es also nicht leicht, sich in der österreichischen Medienlandschaft zu behaupten. Doch vielleicht ist es am Ende gerade diese Form der Berichterstattung, welche die Printmedien retten kann, da sie das erfüllt, was Journalismus im Grunde können muss: Aufzeigen was fehlt, Hintergründe erklären und Zusammenhänge herstellen, dem Leser präsentieren, was er noch nirgendwo sonst gelesen hat. Dadurch könnte man sich vom schnelllebigen Internet abgrenzen und sich als Printmedium behaupten. Mögliche Effekte wären eine Markenaufwertung durch Glaubwürdigkeit und Unabhängigkeit, zusätzlich kommt es zu einer erneuten Publikumsbindung und zu besseren Werbeumsätzen. Dazu Statements von Experten²¹, die diese Überlegungen untermauern sollen.

»To get attention and keep attention, you need to produce quality. The race for speed is a race for fools.« (Stephen Engelberg, Chefredakteur von *ProPublica*)

²⁰ Siehe u.a. dossiert.at oder addendum.org – beide investigativen Plattformen, haben sich die Inseratenschaltungen näher angesehen.

²¹ Die Zitate stammen aus der Präsentation von Julia Herrnböck beim Journalistinnenkongress 2017 im Haus der Industrie, Wien.

»To build up an audience and generate revenue, investigative stories are indispensable.« (Sheila Coronel, Dekanin für investigativen Journalismus an der Columbia Universität)

»Today we have better tools to detect and edit investigative stories than ever before« (Paul Steiger, Gründer von *ProPublica*)

Dass sich investigativer Journalismus nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch finanziell lohnen kann, ist in der Fachliteratur klar formuliert. Besonders deutlich macht das die Harvard-Studie von James T. Hamilton (2016). Er belegt mit tiefgehenden Analysen, dass sich die investigative Recherche für ein Medium rentieren kann.

»Through case studies, I show that each dollar invested by a newspaper in an investigative story can generate hundreds of dollars in benefits to society from changes in public policy. Stories costing thousands to produce can deliver millions in benefits spread across a community« (Hamilton, 2016: 10).

Der Autor weist in diesem Zusammenhang auf ein Fallbeispiel eines investigativen Pulitzer Preis-Gewinners hin.

»Pat Stith's work shows that a single reporter can consistently change lives and laws, with advancing more people, over a wider geography. Generating nearly one new law each year he worked as an investigative reporter, Pat Stith produced investigative reports that led to the passage of thirty-one laws in North Carolina« (Hamilton, 2016: 10).

Übersetzt bedeutet es, dass durch die Investition in Aufdeckungs- und Enthüllungsgeschichten, die Ausgaben durch politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturänderungen um ein Vielfaches wieder hereinkommen.

Ein anderes Beispiel dafür, dass moderner investigativer Journalismus funktionieren kann, heißt *Dirty John*²². Es war ein Experiment der *LA Times* im Jahr 2017, für das der Journalist Christopher Goffard einen Kriminalfall investigativ, mit neuen Darstellungsformen präsentierte. In sechs Episoden wurde die Geschichte rund um den Soziopathen John Meehan und seine tödliche Liebesgeschichte mit Debra Newell in Print und online aufgearbeitet. Cliffhanger regten zum Weiterlesen an²³.

²² Das Beispiel stammt ebenfalls aus der Präsentation von Julia Herrnböck beim Journalistinnenkongress 2017 im Haus der Industrie, Wien.

²³ Die ganze Geschichte gibt es auf <https://www.latimes.com/projects/la-me-dirty-john/> nachzulesen, aufgerufen am 22.02.19.

Das Ergebnis: sieben Millionen Podcast-Downloads über iTunes und eine Million verkaufte Printausgaben. Sogar eine Fernsehserie ist daraus entstanden. Mit der richtigen Aufbereitung, ist der investigative Journalismus also durchaus rentabel. Wenn das der Fall ist, stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten der Finanzierung es gibt, um die Anfangskosten zu decken. Die Antwort darauf wird im nächsten Kapitel erörtert.

5.5.3. Acht Finanzierungsmodelle für den investigativen Journalismus

Da sich der essenzielle Wert der kritischen, hinterfragenden, aufdeckenden Berichterstattung für eine moderne demokratische Gesellschaft immer weniger abstreiten lässt, stellt sich nun die Frage, wie sich das finanzieren lässt. In einer Zeit, in der ein harter Kampf um Leserschaft und Aufmerksamkeit herrscht, braucht es neue Geschäftsmodelle, die auch funktionieren. In der Fachliteratur gibt es dafür eine aktuelle Studie von Celement/ Lepthien/ Schulz (2018), die acht Finanzierungsmodelle für investigativen Journalismus herausgefiltert und deren Potenziale untersucht haben. Nicht alle sind davon neu, aber sie bieten Möglichkeiten für wirtschaftlichen Ertrag. In der Studie legten die Forscher sechs Kriterien fest, anhand derer die Modelle gemessen wurden bzw. wurde analysiert welches Modell sich wie auf die sechs Kriterien auswirkt. Diese sind: Unabhängigkeit, Qualität, Marktstrukturen, redaktionelle Abläufe, Zukunftspotential und Wettbewerbsfähigkeit.

Die Hamburger Studie erfasst den gesamten EU-Raum und soll auch über die Staatsgrenzen Möglichkeiten der Finanzierung aufzeigen. Denn gerade die EU spielt heutzutage eine essenzielle Rolle als internationaler Geldgeber und könnte positive Anreize zur Ausübung von investigativem Journalismus setzen. Die Unterstützung durch länderübergreifende Rahmenbedingungen könnte so den finanziellen Druck auf die einzelnen Medienhäuser eines Landes nehmen (vgl. Celement/ Lepthien/ Schulz, 2018).

Es folgt nun eine Übersicht der acht Finanzierungsmodelle mit einer kurzen Beschreibung, basierend auf der Studie »Alternative models of financing investigative journalism« von Celement/ Lepthien/ Schulz (2018).

1. *The publishing house*

Es ist eines der traditionellsten Modelle: Ein Verlag gründet und finanziert eine Zeitung, so wie es in Österreich überwiegend der Fall ist. Die Gelder kommen aus dem Eigenkapital des Hauses, das heißt, entweder über private Fonds, oder sie sind börsennotiert. Die Entscheidungsmacht, inwieweit auf investigativen Journalismus gesetzt wird, liegt beim Chefredakteur und den Vorständen des Verlags. Die Einnahmen stammen aus dem Verkauf von Inseraten und Inhalten sowie anderen Dienstleistungen. Beispiele sind: Die *Washington Post* und die *New York Times* in den USA, *Die Zeit* in Deutschland und *Der Standard* und *Kurier* in Österreich.

2. *The entrepreneurial journalist*

Die nächste, mittlerweile ebenfalls populäre Form, ist das stiftungsfinanzierte Modell. Das heißt, ein Unternehmer oder ein selbständiger Journalist gründet seine eigene Plattform. Die finanziellen Ressourcen kommen aus der eigenen Tasche oder durch Dotierungen. Gewinne kommen aus dem Verkauf der eigenen Inhalte. Zusätzlich kann auf Werbung oder Spendengelder gesetzt werden. Beispiele dafür sind Paul Steiger mit *ProPublica* in den USA, David Schraven mit *Correctiv* in Deutschland und Dietrich Mateschitz mit *Addendum* in Österreich.

3. *The participatory journalism concept*

Dieses Modell setzt auf die Unterstützung der Rezipienten. Sie sollen nicht nur die Inhalte konsumieren, sondern auch finanzieren und mitgestalten. Es braucht dafür eine Community, die sich mit allen Ressourcen in das Medium eingliedert. Oft sind es junge, technikversierte, lokale Teams, die sich zu einem Start-up zusammenschließen. Manchmal schalten sich Verlagshäuser oder Stifter dazu, wodurch man auch von einem Netzwerk-Modell sprechen kann. Das Budget kommt aus dem Eigenkapital und dem Risikokapital. Das Ganze finanziert sich über Mitgliedschaften und Spenden, den Verkauf von (digitalen) Anzeigen und Dienstleistungen. In Deutschland arbeitet das Start-up *Merkurist* nach diesem Modell und in Österreich das *Dossier*-Team.

4. *The cooperative model*

Das Modell ist sehr gemeinschaftlich gedacht und basiert auf dem Gedanken, dass man in der Gruppe effektiver und finanziell besser aufgestellt ist. Dafür schließen sich Personen und Institutionen zu einer großen Kooperation zusammen. Die Finanzierung basiert auf dem Eigenkapital, dem Risikokapital und Crowdfunding. In den meisten Fällen braucht es bei diesem Modell keine Einnahmen durch Werbung. Das Medium verkauft einfach seine Inhalte an die Abonnenten. Die *TAZ* aus Deutschland war Vorbild für dieses Modell.

5. *The philanthropic model*

Bei diesem Modell geht es nicht um den Gewinn, sondern es handelt sich um Non-Profit-Organisationen. Sie stützen ihr Kapital nur auf Spenden, Mitgliedsbeiträge und wohl tätige Unterstützungen. Es gibt keine Beziehungen, für die man bestimmte Forderungen decken muss, wodurch es im besten Fall gelingt, eine totale Unabhängigkeit von Politik und Wirtschaft zu erreichen. Auch in diesem Fall kann *Dossier* als österreichisches Beispiel genannt werden.

6. *The (international) journalist networks*

Dieses Modell konnte erst durch das World Wide Web entstehen. Es handelt sich hierbei um internationale Konsortien, die länderübergreifend zusammenarbeiten. Sie ermöglichen, dass Journalisten aus der ganzen Welt an einem Thema arbeiten, sich austauschen und voneinander lernen können. Es sind Organisationen wie das *International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ)*, *Reporter ohne Grenzen*, *Netzwerk Recherche* oder das *Organized Crime and Corruption Reporting Project (OCCRP)*. Das primäre Ziel liegt darin, Themen zu enthüllen, die von globalem Interesse sind. Dadurch sollen weltweite gesellschaftliche Veränderungen bewirkt werden. Der Wachhund wird also international. Die *Panama Papers* (2016) waren beispielsweise das Ergebnis einer globalen Zusammenarbeit, an deren Aufarbeitung auch zahlreiche österreichische Journalisten beteiligt gewesen waren. Insgesamt recherchierten 376 Journalisten aus 76 verschiedenen Ländern für das Projekt, woraus insgesamt 4.700 Publikationen entstanden.

7. *The public media*

Die meisten europäischen Länder haben einen öffentlich-rechtlichen Rundfunk, der durch den Staat finanziert wird. Es soll aber trotzdem eine politisch unabhängige Berichterstattung geben. Denn diese Medien haben oft einen rechtlich verankerten, offiziellen Bildungsauftrag gegenüber der Bevölkerung zu erfüllen. Sie finanzieren sich durch vorgeschriebene Gebühren und Werbeeinnahmen. Beispiele sind *BBC* in Großbritannien, *ARD* und *ZDF* in Deutschland sowie der *ORF* in Österreich. Der österreichische Rundfunk wird u.a. (noch) durch Rundfunkgebühren (*G/S*) finanziert.

8. *The political controlled media*

Dieses Modell ist zwar nicht förderlich für den investigativen Journalismus, soll aber zur Vollständigkeit angeführt werden. Hierbei sind die Medien im Besitz der Politik und werden durch sie kontrolliert. Finanziert werden sie von den Steuergeldern. Einnahmen kommen aus Werbeschaltungen und dem normalen Vertrieb. Länder wie die Ukraine und Ungarn haben ein solches System.

Im Grunde können alle acht Finanzierungsmodelle investigativen Journalismus hervorbringen. Je unabhängiger ein Medium agieren kann, desto kritischer und effektiver wird auch die Berichterstattung sein. Desgleichen ist zu bedenken, dass eine zu geringe Trennung zwischen der Produktion der Inhalte und dem finanziellen Aspekt eines Unternehmens oft zu schlechterer Qualität und einem Mangel an Unabhängigkeit führt. Sprich, wenn sich der Journalist um die Inseratenkunden sorgen machen muss, wird er in seiner Arbeit eingeschränkt sein. In der Studie schneidet das stiftungsbasierte Modell in diesem Bereich allerdings gut ab.

»However, we find positive examples of entrepreneurial journalists who take care of the fundraising and the writing and still achieve a big contribution to the ‚fourth power‘« (Celement/ Lepthien/ Schulz, 2018: 2).

Generell lässt sich sagen, dass nicht ein Modell das beste ist, sondern die Forscher verweisen viel mehr auf einen Markt, für den eine Mischung der Modelle ideal wäre.

»The analysis reveals that only a mixture of models allows the market to benefit best from each model's core asset. The diversity of finance models is a natural inhibitor of market concentration, when regulative interference is well dosed. Also, the pluralistic set of finance models supports independence in that power is spread over many market actors« (Celement/ Lepthien/ Schulz, 2018: 2).

Das heißt, die Unabhängigkeit der Medien wird u.a. durch ihr Finanzierungsmodell bestimmt. Der Medienmarkt ist gleichzeitig unabhängiger, wenn Medien auf verschiedene Arten finanziert werden. Dadurch kann es nicht zu einer allumfassenden Wirtschaftsform kommen, bzw. bleibt die treibende Konkurrenz erhalten.

Sehr vielversprechend ist derzeit das Netzwerk-Modell, allem voran *ICIJ*, das durch die internationale Zusammenarbeit von Journalisten einen viel größeren Ertrag erzielen kann. Das ist ein wichtiger Punkt, den die Experten in den Interviews immer wieder ansprechen. Dazu mehr im empirischen Teil der Arbeit.

Die Aufarbeitung und Darstellung des Forschungsstandes ist damit abgeschlossen. Alle vier Faktoren nach Redelfs (1996), die den investigativen Journalismus beeinflussen, sind in der Theorie dargestellt worden. Im Anschluss beginnt die praktische Auseinandersetzung mit dem Thema. Es folgt eine Erörterung zur Auswahl der Methode und eine anschließende Darstellung der Forschungsergebnisse durch die Experteninterviews.

6. Methodisches Vorgehen

In diesem Kapitel wird die qualitative Methode der vorliegenden Masterarbeit dargestellt und argumentiert. Da die Literatur das Forschungsinteresse nur teilweise abdeckt, ist der Schritt in die Empirie die logische Weiterführung. Die Entwicklungen und die aktuelle Situation des investigativen Journalismus in Österreich konnten erst durch die Befragung in dem System Tätiger ausreichend dargestellt werden. Da einzelne Personen und deren Meinung wichtig waren, wurde hierfür der qualitative Zugang gewählt. Wie schon Redelfs (1996) und Nagel (2007) wird auch für die vorliegende Untersuchung mit leitfadengestützten Interviews mit Experten aus der Medienbranche gearbeitet. Diese methodische Vorgehensweise scheint ideal für das Forschungsinteresse und wird auf den Schwerpunkt »investigativer Journalismus in Österreich« modifiziert.

6.1. Das leitfadengestützte Interview

Generell lässt sich sagen, dass die Befragung jene Methode ist, die in der Sozialwissenschaft am öftesten verwendet wird. Sie wird bei der Standardisierung und der Strukturierung in drei Kategorien unterteilt: die vollstandardisierte, die halbstandardisierte und die nichtstandardisierte Befragung (vgl. Nawratil, 2009).

Für die vorliegende Arbeit wurde das halbstandardisierte Interview herangezogen, das auf einem Leitfaden basiert. Dieser beinhaltet die offenen Fragestellungen, die jedoch in unterschiedlicher Reihenfolge bzw. auf das Gegenüber zugeschnitten gestellt werden können. Der Leitfaden hat außerdem die Funktion, »Anregungen bei stockendem Gesprächsfluss zu liefern und er dient als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze für den Interviewer« (Nawratil, 2009: 325). Er birgt zudem die Möglichkeit, zwischen den festgelegten Fragen spontan nachzufragen, um konkreter auf interessante Sachverhalte eingehen zu können. Dadurch ist es möglich, aufkommende Fragen gleich zu klären, und es kann aus Sicht der Interviewerin entschieden werden, wann eine Frage ausreichend beantwortet wurde.

Auf die Praxis bezogen, sieht die konkrete Vorgehensweise bei einem qualitativen, halbstandardisierten Leitfaden-Interview folgendermaßen aus (Nawratil, 2009: 330):

- Formulierung des Erkenntnisinteresses und Erkenntnisziels

- Umwandlung der Forschungsfragen in konkrete Interviewfragen
- Fixierung des Leitfadens (Stichworte oder offene Fragen)
- Non-direktive Gesprächsführung (keine Beeinflussung) und flexible Handhabung des Leitfadens
- Sicherung des Datenmaterials und Transkription (Übertragung in normales Schriftdeutsch)
- Auswertung und Analyse

Genau nach diesem Verfahren wurde auch die vorliegende Untersuchung durchgeführt. Die Experteninterviews sahen so aus, dass relativ offene, aber vorstrukturierte Gespräche geführt wurden, die sich aus dem zuvor erstellten Leitfaden ergeben hatten. Die Interviews wurden im Zeitrahmen von etwa einem halben Jahr durchgeführt und dauerten zwischen einer halben und zwei Stunden, je nach Zeitbudget der Befragten. Es gab immer die persönliche Kommunikation in einer Redaktion oder einem Café. Nur das Gespräch mit Florian Klenk musste aus zeittechnischen Gründen telefonisch geführt werden.

Der Leitfaden und die Transkripte der Interviews sind zur Veranschaulichung dem Anhang der vorliegenden Arbeit beigelegt.

6.2. Der Fragenkatalog

Die Fragen für den Leitfaden ergeben sich aus dem Forschungsinteresse bzw. den Forschungsfragen. Jedoch wurden drei verschiedene Blöcke an Fragestellungen erstellt. Je nachdem, ob es sich bei dem Interviewpartner um einen Chefredakteur, einen Redakteur oder einen Wissenschaftler handelte, wurden die Fragen dem Gegenüber angepasst. Denn die Expertisen der drei Personengruppen unterscheiden sich dahingehend, dass sie jeweils aus verschiedenen Sichtweisen argumentieren können, wodurch sich unterschiedliche Interessen der Untersuchung abdecken ließen. Bei den Chefredakteuren konnte der ökonomische Aspekt für ihr Medium besser abgefragt werden, während bei den investigativen Redakteuren mehr das Handwerk, die Motivation und persönliche Erfahrungen von Bedeutung waren. Die Wissenschaftler brachten noch eine dritte kommunikationswissenschaftliche Perspektive zum investigativen Journalismus ein.

Daraus ergaben sich folgende Fragenblöcke, die den Forschungsfragen zugeordnet wurden.

Für die erste Forschungsfrage: »**Wie hat sich der investigative Journalismus in Österreich von seinen Wurzeln bis ins Heute entwickelt?**« Lassen sich folgende Fragen für den Leitfaden ableiten.

Für Chefredakteure und Journalisten:

- Wie hat sich der investigative Journalismus über die Jahre entwickelt? Stichpunkte: Finanzierung, Recherche, Publikation, Themen, Stilmittel?
- Welchen Einfluss hat die Globalisierung auf den investigativen Journalismus? Funktioniert der Investigative auch online?
- Wie sehen Sie den Ist-Zustand des investigativen Journalismus in Österreich?

Für Wissenschaftler:

- Wo liegt der Unterschied zwischen Sozialreportage und investigativem Journalismus? Kann man sagen, dass die Sozialreportage die subjektive Form ist?
- Darf man die beiden Formen gleichsetzen? Wenn nein, dann zählt die Sozialreportage eigentlich nicht als Beginn des investigativen Journalismus in Österreich, wie es in der Literatur aber immer wieder angegeben wird?
- Wo liegen dann die Anfänge des investigativen Journalismus in Österreich?
- In welchem Land liegen die Wurzeln für den investigativen Journalismus?
- Wie würden Sie den Einfluss Amerikas auf den österreichischen Journalismus einschätzen – früher und heute?

Bei der zweiten Forschungsfrage: »**Was kann der investigative Journalismus für die Medienbranche und die Gesellschaft leisten?**« lassen sich sehr unterschiedliche Fragen formulieren, da das Erkenntnisinteresse hierbei sehr breit gefächert ist.

Für Chefredakteure:

- Warum ist in Ihrem Medium der investigative Journalismus vertreten?
- Was zeichnet Ihre unabhängige investigative Plattform/ Ihr investigatives Medium gegenüber anderen Medien aus?

- Was kann der investigative Journalismus für Ihr Medium beitragen?
- Zahlt sich der investigative Journalismus finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen?
- Ist Ihnen schon einmal ein Investor wegen einer kritischen Geschichte abgesprungen? Wie sind Sie damit umgegangen?
- Merkt man einen Unterschied in den Zahlen, wenn Sie eine investigative Geschichte publizieren? War das früher anders?

Für Journalisten:

- Was zeichnet Sie als investigativen Journalisten aus im Vergleich zu Ihren Kollegen?
- Wie sehen Sie den investigativen Journalismus im Vergleich zu anderen Arten der Berichterstattung? Was kann der investigative Journalismus, was andere Formen nicht können?
- Wo liegen die Grenzen des investigativen Journalismus?
- Kann der investigative Journalismus zu einer Professionalisierung des Journalismus beitragen?
- Zahlt sich der investigative Journalismus in Ihren Augen finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen
- Abgesehen von dem ökonomischen Aspekt, was kann der investigative Journalismus für das Mediensystem beitragen – heute und in Zukunft?
- Wie sehen Sie den Einfluss des investigativen Journalismus auf die Leser und die Gesellschaft?

Für Wissenschaftler:

- Was kann der investigative Journalismus Ihrer Meinung nach für das österreichische Mediensystem leisten?
- Was sind positive Leistungen auf die Medien, die Wirtschaft, die Gesellschaft?
- Kann der investigative Journalismus zu einer Professionalisierung des Journalismus beitragen?

- Welche österreichischen Beispiele gibt es, wo investigative Beiträge in Medien zu positiven Effekten – mehr Leser, mehr Abos, mehr Verkaufszahlen, mehr Ansehen für das Medium – geführt haben?
- Was zeichnet für Sie eine investigative Story aus und was nicht? Stichwort: Pentagon Papers – ist eigentlich kein typischer investigativer Journalismus, weil zugespielt und nicht selber aufgedeckt wurde? Beispiele für Österreich?

Bei der dritten Forschungsfrage: **»Was sind mögliche Entwicklungen des investigativen Journalismus in Zukunft?«** wurden im Interview folgende Fragen gestellt. Hierbei wurde nur die Frage nach den Entwicklungen innerhalb des Mediums, für das der Gesprächspartner arbeitet variiert bzw. bei Wissenschaftlern ganz weggelassen.

- Wie sehen Sie die Zukunft des investigativen Journalismus? In Ihrem Medium und in der österreichischen Medienlandschaft allgemein?
- Wird sich ein Medium investigative Recherchen noch leisten wollen?
- Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Neben diesen Fragenblöcken gab es zu Beginn jedes Interviews die Frage, was der Experte unter investigativem Journalismus versteht. Dadurch sollte gleich festgehalten werden, auf welche Form des investigativen Journalismus Bezug genommen wird. Da sich die Antworten mal mehr, mal weniger in ihrer Definition unterschieden, galt die Frage als wichtige Basis, um weitere Aussagen innerhalb des Interviews einordnen zu können.

Zusätzlich gab es zu Beginn der Gespräche oft ein paar Einstiegsfragen zur Person, ihrer Motivation und ihrer journalistischen Tätigkeit, um so langsam auf die komplexeren Fragen hinzuführen. Es wurde von der Interviewführerin darauf geachtet, das Gespräch logisch aufzubauen und die Fragestellungen an das Gegenüber anzupassen.

Im Laufe der Interviews wurden auch Aussagen gesammelt, die in den nachfolgenden Gesprächen im Leitfaden eingebaut wurden und somit unmittelbar von anderen Experten kommentiert werden konnten. Es sollte dadurch ein kleiner passiver Diskurs entstehen, der die nachstehende Analyse interessanter gestalten würde. Daher sind

die Transkripte im Anhang der Arbeit chronologisch geordnet, um die Entwicklung des Leitfadens erkennen zu können.

6.3. Die Interviewpartner

Die Auswahl der Interviewpartner war ein längerer Prozess. Mit den ersten Gesprächen und den parallel laufenden Recherchen ergaben sich Ansprechpersonen und Kontakte, die zu den jetzigen Ergebnissen führten. Das heißt es stand am Anfang der Untersuchung noch nicht fest, wer schlussendlich Teil der Experteninterviews werden würde. Denn es hing von mehreren Faktoren ab: Erreichbarkeit, Verfügbarkeit, zeitliche Ressourcen. Ziel der Gespräche war es, den vorherrschenden Zustand für investigativ arbeitende Journalistinnen und Journalisten darzustellen. Bei Personen, die schon länger in der Branche tätig waren, war auch immer die persönliche Einschätzung der medialen Entwicklungen interessant. Um einen möglichst weitreichenden Blick zu bekommen, war die Überlegung, jedes, für den investigativen Journalismus relevante Medium in Österreich bzw. in Wien durch mindestens eine Person abzudecken. Das gelang der Forscherin in diesem Sinne.

Die Idealvorstellung wäre dabei gewesen, einen Chefredakteur und einen Redakteur von jeder relevanten, investigativen Redaktion in Wien für ein Gespräch zu gewinnen. Dadurch sollte es immer zwei Perspektiven auf dasselbe Umfeld geben, wodurch Aussagen vergleichend oder sogar relativierend gegenübergestellt werden könnten. Die Mitte würde dann in etwa den aktuellen Zustand eines Mediums beschreiben. Das Vorhaben gelang zwar nur bei *Dossier*, doch das Forschungsinteresse wurde trotzdem befriedigend gedeckt. Beim *Profil* wurde die Gegenüberstellung durch einen aktuell tätigen und einen ehemaligen Journalisten geschaffen. Bei *Addendum* und *Falter* wurden jeweils nur die Chefredakteure befragt – aus zeittechnischen Gründen und unbeantworteten Kontaktaufnahmen. Für das Medium *Der Standard* stand nur eine Journalistin für ein Interview zur Verfügung, weitere Befragungen wurden seitens der Redaktion aus zeittechnischen Gründen abgelehnt. Die Plattform *DATUM* verweigerte überhaupt jegliches Gespräch.

Um ein möglichst großes Spektrum an Meinungen und Perspektiven zu bekommen, wurden zwei weitere investigative Journalisten befragt – ein ehemaliger Chefreporter des *Wiener* und eine Redakteurin, die von der Zusammenarbeit zwischen *Dossier* und

Ö1 sprechen konnte. Dadurch war es möglich, sogar medienübergreifende Erkenntnisse zu sammeln. Aus der Wissenschaft wurden Interviews mit zwei Experten geführt.

Wie schon erwähnt, bildeten sich aus den Interviewpartnern drei Expertengruppen. Einmal die Schilderung aus den Augen der Chefredakteure, die ein Medium leiten, aufbauen und erhalten müssen. Zweitens die Redakteure, die den investigativen Journalismus weniger den Finanzen unterwerfen, als der Aufgabe, ein guter Journalist zu sein. Durch die dritte Gruppe ergab sich ein relativ unabhängiger Blick auf die Entwicklungen durch die forschenden Wissenschaftler.

Zusätzlich unterschied sich die Stichprobe in folgenden Charakteristiken: dem Arbeitsverhältnis – angestellt und selbstständig bzw. aktuell tätig und ehemalig; der Art der Finanzierung des Mediums dem die Gesprächspartner angehören – Stiftung, Non-Profit-Organisation, Verlagshaus; sowie den demographischen Daten – weiblich und männlich, jünger und älter.

Unterm Strich konnte eine breit gestreute Stichprobe erreicht werden, aus der sich durchaus valide Erkenntnisse ziehen lassen. Insgesamt ergab sich eine Stichprobe von 11 Interviewpartnern. Diese sind – in chronologischer Reihenfolge der geführten Interviews, wie sie auch im Anhang gereiht sind:

- **Julia Herrnböck** (Wissenschaftlerin und investigative Journalistin)
- **Thomas Köpf** (ehemaliger investigativer Journalist des *Wiener*)
- **Florian Skrabal** (Chefredakteur von *Dossier*)
- **Sahel Zarinfard** (Redakteurin bei *Dossier*)
- **Michael Fleischhacker** (Chefredakteur und Geschäftsführer von *Addendum*)
- **Renate Graber** (Ressortleiterin bei *Der Standard*)
- **Michael Nikbakhsh** (Ressortleiter bei *Profil*)
- **Eva Roither** (Redakteurin bei Ö1)
- **Emil Bobi** (ehemaliger investigativer Journalist bei *Profil*)
- **Fritz Hausjell** (Wissenschaftler und Professor an der *Universität Wien*)
- **Florian Klenk** (Chefredakteur des *Falter*)

Die Biografien der einzelnen Personen werden im Zuge des nächsten Kapitels mit der Darstellung der Ergebnisse vorgestellt.

7. Darstellung der Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Forschungsergebnisse aus den geführten Leitfadeninterviews ausgeführt. Da der Werdegang der einzelnen Journalistinnen und Journalisten nützlich für das weitere Verständnis der Interviewaussagen ist, werden zuerst die einzelnen Personen mit ihren Kurzbiografien vorgestellt. Dem werden die wichtigsten Aussagen der Person aus den Gesprächen beigelegt. Dadurch soll der Leser Schritt für Schritt an den empirischen Teil der Arbeit herangeführt werden. Im zweiten werden diese Inhalte analysiert und diskutiert. Es sollen so nacheinander die Themenblöcke abgehandelt werden. Das dritte Kapitel behandelt die Beantwortung der drei Forschungsfragen dieser Arbeit. Im Anschluss folgt das Fazit der Arbeit.

7.1. Biografien und die wichtigsten Aussagen der Personen

Es folgt eine Übersicht der Interviewpartner, eingeteilt in die bereits erwähnten drei Gruppen: Chefredakteure, Journalisten und Wissenschaftler. Jeder Person steht eine kurze Beschreibung ihres Werdegangs bei, die mit Zitaten aus dem Leitfadeninterview unterstützt wird. In diesem Kapitel soll auch das Selbstverständnis von investigativem Journalismus für jeden einzeln behandelt werden.

Gruppe 1: aus der Chefredaktion:

Florian Skrabal, Interview geführt am 05.12.2018

Der jüngste Chefredakteur in dieser Gruppe leitet die journalistischen Agenden von *Dossier*. Zusätzlich unterrichtet er an den Fachhochschulen in Wien und dem Burgenland und leitet die *DOSSIER: Academy*. Heute ist er Vorstandsmitglied des Presseclubs *Concordia*. Er kann aus einer Reihe von Erfahrungen schöpfen, so schrieb er schon für die Magazine *DATUM* und *Stern*. Skrabal arbeitete bei *Die Presse* und war unter dem damaligen Chefredakteur Michael Fleischhacker für investigative Recherchen zuständig. Das ist auch Thema in beiden Gesprächen.

Florian Skrabal ist seit zehn Jahren im investigativen Journalismus tätig. Vor sechs Jahren rief er mit seinem Team die Plattform *Dossier* ins Leben. Grund dafür waren u.a. seine Erfahrungen in Medienhäusern wie bei der *Presse* und beim *Stern*. Er musste feststellen, dass in Österreich die Ressourcen für investigativen Journalismus einfach nicht gegeben waren.

»Die Motivation *Dossier* zu gründen kam einerseits von mir, ich recherchiere gerne. Das braucht Zeit. Heißt, im unternehmerischen Denken, man braucht Geld dafür. Und ich habe bei *Die Presse* gesehen, bei der ich angestellt war, dass das nicht in dem Ausmaß zur Verfügung stand. Obwohl ich nicht im tagesaktuellen Betrieb eingebunden war, ich musste nicht jeden Tag Artikel schreiben. Nichtsdestotrotz gab es nicht dieses Verständnis für investigativen Journalismus, das ich zum Beispiel beim *Stern* kennen gelernt habe. Das heißt, *Dossier* ist eigentlich aus einer Not heraus entstanden. Zu sehen, dass bei den traditionellen österreichischen Medien, wie *Presse*, *Falter* diese Art des Journalismus und der Recherche mehr schlecht als recht funktioniert.«

Skrabal war die Unabhängigkeit von *Dossier* am wichtigsten. Das Ideal dabei ist »von einer Million Menschen je einen Euro zu bekommen. Nicht von einer Person, eine Million«. Hier liegt auch der Unterschied zu *Addendum*. Die sind abhängig von dem guten Willen des Geldgebers, Dietrich Mateschitz.

»Uns hebt ab, dass hinter uns keine Bank, kein großer Verleger, kein großes Unternehmen steht, sondern, dass *Dossier* den Menschen gehört, die dafür arbeiten. Daher haben wir keine Profit-Interessen zu bedienen, müssen keinen Gewinn erwirtschaften. Es ist schön, wenn es sich auf Null ausgeht.«

Um investigativen Journalismus im besten Sinne ausüben zu können, braucht es diese Unabhängigkeit. In der Definition von Skrabal zeichnet sich das investigative Handwerk durch drei Punkte aus: »Öffentliche Relevanz, Widerstände und aktive Rolle in der Recherche.« Im Detail bedeutet das, man muss vor der Recherche wissen, warum das Thema wert ist, untersucht zu werden. Dabei soll man nicht unter die Privatdecken anderer Menschen schauen, sondern der Öffentlichkeit relevante Informationen vermitteln. Bei der Spurensuche stößt man auf Widerstand, Akten, die unter Verschluss gehalten sind, aber auch auf juristische Drohungen. Die muss man überwinden. Und so erfüllt sich der dritte Punkt: die aktive Rolle. Darunter versteht der *Dossier*-Chefredakteur folgendes:

»Um es plakativ zu sagen: wenn dir ein Akt zugespielt wird von einer ermittelnden Behörde, dann ist die Behörde eigentlich diejenige, die investigativ arbeitet. Wenn du aus dem Akt als Journalistin oder Journalist einfach zitierst, dann betreibst du, was im amerikanischen als ‚reporting on investigations‘ bezeichnet wird und nicht ‚investigative reporting‘. Also im Englischen gibt es dafür unterschiedliche Begriffe, für das, was in Österreich verschwommen oder einfach nicht klar ist. Wenn einem Medium ein Rohbericht des Rechnungshofes vorliegt, dann vermittelt man mit gewissen Schlagwörtern, wie exklusiv, den Eindruck als wäre eine großartig investigative Leistung der Journalistin oder des Journalisten dahinter. In Wirklichkeit ist man passiver Informationsempfänger und zitiert daraus.«

Der investigative Journalist darf eben nicht einfach Akten zitieren, sondern muss selber auf Spurensuchen gehen, vergleichbar mit einem Detektiv.

»Investigativer Journalismus ist, wenn man es cool sagen möchte, detektivischer Journalismus. Der sich auf die Spuren nach dem Unbekannten macht und nach Zusammenhängen, die man nicht kennt. Wenn man es nicht so hoch hängen möchte, ist es wie sozialwissenschaftliches Arbeiten. Wo man Thesen aufstellt, die man dann prüft, verifiziert, falsifiziert.«

Florian Skrabal definiert investigativen Journalismus auf dieselbe Art, wie die *IRE* (siehe S. 30). Mit *Dossier* hat er eine investigative Plattform geschaffen, die sich dieser Definition verschrieben hat und danach arbeitet.

Michael Fleischhacker, Interview geführt am 18.01.2019

Der Chefredakteur und Geschäftsführer von *Addendum* ist seit 1991 in der Branche. Er begann bei der *Kleinen Zeitung*, schrieb sich durch die Zeilen des *Standard* und kam schließlich zur *Presse*. Dort war er von 2004 bis 2012 Chefredakteur sowie Geschäftsführer und stieß eben hier auf Florian Skrabal. Mit ihm wollte er ein investigatives Ressort für die Tageszeitung aufbauen. Dazu gleich mehr.

Nach der *Presse* war er kurze Zeit freier Journalist, bis ihn Dietrich Mateschitz für die Moderation von *Talk im Hangar-7* ins *Red-Bull-Boot* holte. Es folgte die Gründung des QVV-Verlags und *Addendum*. Zwischenzeitlich war Fleischhacker bei der *NZZ Österreich* und schrieb mehrere Bücher, u.a. *Die Zeitung. Ein Nachruf* (2014).

Mit *Addendum* bietet Fleischhacker quasi die Gegenstimme zu *Dossier*.

»Der Unterschied dorthin ist, dass das noch langsamer ist. Weil die einfach unregelmäßig veröffentlichen. Wir liegen zwischen den Nachrichtenportalen und *Dossier*, die vielleicht drei bis vier Mal im Jahr was veröffentlichen. Und wir veröffentlichen doch relativ regelmäßig Projekte. Was damit zu tun hat, dass wir auch Fernsehen produzieren. Für Fernsehen braucht man Regelmäßigkeit und Rhythmus.«

Außerdem unterscheiden sich die beiden Medien in der Finanzierung. *Dossier* erhält sich durch Crowdfunding und Projektaufträge. *Addendum* hat seinen eigenen Stifter, Dietrich Mateschitz. Die Unabhängigkeit soll trotzdem gegeben sein, so Fleischhacker.

»Dass es unabhängig ist, ist in unseren Statuten festgelegt. Die wir als Stiftung nicht publizieren könnten, wenn sie der Stiftungsvorstand nicht akzeptieren würde. Das ist klar ausgemacht, steht auch in unseren Richtlinien, die veröffentlicht sind auf der Website. Wir sind im Funding total abhängig vom Dietrich Mateschitz, weil er derzeit der einzige Finanzier dieser gemeinnützigen Privatstiftung ist. Gleichzeitig ist mit ihm eindeutig ausgesprochen und in unseren eigenen Richtlinien festgelegt, dass der Stifter

auf die inhaltliche Arbeit der gemeinnützigen GmbH, die den Stiftungszweck erfüllt, keinen Einfluss nimmt. Die Unabhängigkeit basiert auf dem vollen Vertrauen, dass die ökonomische Abhängigkeit nicht zu einer anderen führt. Dieses Vertrauen habe ich. Wenn ich das Vertrauen nicht mehr hätte, würde ich es nicht mehr tun.«

Die Aufgabe von *Addendum* liegt darin, das zu berichten, was fehlt. In der ökonomischen Krise der Medien, in der es klassischen Medienhäusern schwer fällt genug Ressourcen für den investigativen Journalismus aufzubringen, will Fleischhacker mit *Addendum* diese Aufgabe übernehmen. Solange bis sich neue, rentable Geschäftsmodelle auftun. Auch Fleischhacker ist damals als Chefredakteur bei der *Presse* den finanziellen Ressourcen erlegen. Zwei Jahre versuchte er ein investigatives Team in der Redaktion aufzubauen, »weil ich es wichtig finde«. Danach musste er das Ressort mit Florian Skrabal einstellen. »Es ist nicht genug dabei rausgekommen«, sagt Michael Fleischhacker.

»Weil du in einer Tageszeitung sagen musst, wenn ich über einen gewissen Zeitraum Vollzeit-Stellen finanziere, mit dem Wunsch nur einmal im Monat eine investigative Geschichte zu bringen, dann ist das ein Grenzfall, was man sich nicht mehr leisten kann. Und wenn es dann nur drei Mal im Jahr ist, muss man realistisch sagen, aus betriebswirtschaftlicher Verantwortung, das geht nicht.«

Es wird zwar im nächsten Kapitel noch genauer auf die ökonomische Frage des investigativen Journalismus eingegangen, aber dieses Praxisbeispiel veranschaulicht schon einmal die schwierige Situation, in der die österreichische Tagespresse steckt. Mit Skrabal und Fleischhacker sind die gegensätzlichen Perspektiven vertreten. Der Redakteur, der eigentlich nur recherchieren will, dafür aber zu wenig Zeit hat. Der Chefredakteur muss auf die Zahlen achten, auch wenn er die Arbeit seines Redakteurs wichtig findet. Ein Dilemma, vor dem die meisten Medien derzeit stehen.

Der *Addendum*-Chefredakteur sieht im investigativen Journalismus weiterhin die zentrale Aufgabe des Journalismus. »Herauszufinden, was wirklich passiert ist«, so Fleischhacker.

»Wir haben eine ideologische Monokultur in den Medien, und diese Monokultur zu durchbrechen, ist ein Wert an sich. Dem fühle ich mich verpflichtet.«

Dabei versteht er unter investigativem Arbeiten »öffentlich nicht zugängliche, im Extremfall sogar unter geltend rechtlichen Bedingungen nicht verfügbare Information« ans Licht zu bringen.

Michael Fleischhacker fühlt sich dem investigativen Journalismus verpflichtet, auch in dem Sinn, dass er gegen das Meinungsmonopol ankämpft.

»Man darf alles sagen, aber man muss es aushalten, dass man dafür nicht gemocht wird.«

Florian Klenk, Interview geführt am 19.02.2019

Der Chefredakteur des *Falter* ist fast als Synonym für investigativen Journalismus zu nennen. Zumindest ist das der Eindruck, wenn man sich in der Branche umhört. Der promovierte Jurist ist bekannt für seine Enthüllungen zu den Themen Menschenrechte, Gefängnisse, Korruption in Justiz und Politik. Für seine Leistungen wurde er bereits fünf Mal als *Investigativer Journalist des Jahres* ausgezeichnet und erhielt auch zahlreiche andere Publizistikpreise. Die ersten Schritte im Journalismus machte Klenk beim *Kurier*, zwei Jahre war er in Deutschland bei der *Zeit*, ansonsten war und ist er ein Kind des *Falter*. Seit 2012 ist er Chefredakteur der Wiener Wochenzeitung. Nebenbei unterrichtet er immer wieder an Hochschulen und befüllt die Newsfeeds von *Twitter* und *Facebook*. Der Blog floriansklenk.com ist übrigens durch die sozialen Medien ersetzt worden. Für Klenk ist Social Media ein wichtiges Tool geworden, um sich und sein Blatt zu vermarkten.

»Journalisten müssen sich vernetzen, natürlich soziale Medien bedienen können. Sie sollten nicht, wie das manche Kollegen machen, die sozialen Medien dazu nutzen ihr Privatleben dort zur Schau zu stellen, sondern sie müssen ihre journalistische Arbeit vermarkten. Was nicht heißt, dass man in sozialen Medien nicht auch mal etwas Persönliches schreiben kann, oder dass man auch einmal einen Spaß macht. Das ist auch ein Teil.«

Die Journalisten müssen lernen, sich zu vermarkten, das sieht Klenk als wichtige Aufgabe der heutigen Zeit. Auch um als Gegenstimme zur aktiven politischen Meinungsmache zu fungieren.

»Ich sehe da ein bisschen die Sorge, dass von links und von rechts Journalisten angegriffen und auch diskreditiert werden. Damit meine ich nicht nur rechte Hassposter, sondern auch viele Linke und scheinbar Progressive, die sich einen Spaß machen, die Journalisten als unnötige Gatekeeper zu zeichnen. Diese Gatekeeper-Funktion halte ich aber für sehr wichtig.«

Als studierter Jurist sieht Klenk im investigativen Journalismus die Verpflichtung zur öffentlichen und privaten Kontrolle. Auch wenn er den Begriff der vierten Gewalt als

vermessen hält. Trotzdem braucht es ernsthaften Journalismus, das hat er schon in seiner Ausbildung gesehen.

»Ich war auf Gerichtsjahr und habe als Flüchtlingshelfer gearbeitet. Da habe ich die Bürokratie sehr intensiv kennen gelernt. Und gemerkt, wenn die Bürokratie keine Öffentlichkeit oder Gerichtsbarkeit hat, dann blühen dort einfach die Sumpfblüten.«

Da der investigative Journalismus versucht, »jene Tatsachen ans Licht zu bringen, von denen die Betroffenen nicht wollen, dass sie veröffentlicht werden«, kann er der Korruption entgentreten. Das ist eine Definition von Klenk, die andere bezeichnet den investigativen Journalismus auch als »Entwurf der zu erlassenden Gesetze«, abgeleitet von dem Zitat nach Hugo de Burgh. Es soll aufgezeigt werden, welchen Regelungsbedarf es in der Politik braucht. Und zwar durch »die Vernetzung von Informationen, die Verbindung und die Analyse von offengelegter Information, die dahinter ein Bigger Picture malt.« Der *Falter*-Chefredakteur spricht dabei »vom Fischen im Klaren«. Es braucht nicht immer die monatelange Einschleichrecherche, das Wühlen im Schlamm. Wenn man die bereits veröffentlichten Informationen hernimmt, miteinander vergleicht, analysiert und das Ergebnis einen klaren Missstand der Justiz, ein Säumnis der Politik aufzeigt, dann ist das ebenfalls eine Technik der Investigativen. »Eins und Eins zusammenzählen, auch das ist Investigation, nicht nur der geheime Akt in der Tiefgarage.«

Auf die Frage, ob da eine gewisse Form von Aktionismus mitschwingt, antwortet Florian Klenk: »Letztlich ist jede Form von Journalismus eine Aktion.« Natürlich muss der Journalist unabhängig sein, darf keine Partei ergreifen. Aber er sagt auch deutlich:

»Ja, warum tun wir denn den Job? Warum beschreiben wir Misshandlungen in Gefängnissen, warum schreiben wir über Folter in Abu Ghraib? Warum schreiben wir über Öl-Katastrophen in Nigeria, begangen durch Shell? Warum recherchieren wir über die Panama Papers? Das tun wir ja nicht, weil wir wertneutral am Straßenrand stehen und sagen, wir beschreiben das jetzt mal. Sondern, weil es unser gesellschaftspolitisches Anliegen ist, die Welt zu reformieren.«

Man darf nicht aktivistisch im Sinne von *Greenpeace* oder *Amnesty* sein. Aber es braucht die Kontrolle der Machthaber.

»Es ist der Grund, warum die Pressefreiheit ein Verfassungsrecht ist und warum es ein Redaktionsgeheimnis gibt. Weil der Staat natürlich davon ausgeht, dass die Presse nicht nur berichtet, was der Politiker ins Mikro redet, sondern die Presse hat eine öffentliche Kontrollfunktion – kann sie haben, muss sie nicht haben, ist nicht konstitutiv. Es gibt auch Presse, die hat keine Kontrollfunktion. Wenn ich über ein Fußballmatch

berichte, dann ist das genauso Presse und steht genauso unter dem Schutz der Menschenrechtskonvention. Aber diesen Journalismus, von dem ich spreche, dieser kontrollierende, nachprüfende, der versucht, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, der hat natürlich einen aktivistischen Moment.«

Florian Klenk liegt mit seinem Ansatz des investigativen Journalismus wohl richtig, die Zahl der Abos für den *Falter* steigt stetig. Denn dort liest man, was es sonst nirgends zu lesen gibt. Natürlich haben sie als Wochenblatt mehr Zeit zur Recherche, aber »wir haben auch einfach eine Firmenkultur, die den Sachen auf den Grund gehen will.« Eines der wenigen klassischen Medien in Österreich, für die sich diese Form der Berichterstattung tatsächlich in den Zahlen niederschlägt. »Also für uns rentiert es sich«, so Klenk.

Gruppe 2: aus der Redaktion:

Sahel Zarinfard, Interview geführt am 11.12.2018

Die Redakteurin von *Dossier* ist für die Recherchen und die Konzeption neuer Darstellungsformen zuständig. Seit 2012 ist sie im Journalismus tätig und leitet bzw. unterrichtet die *DOSSIER: Academy*, hält Vorträge an FHs und der Universität Wien. Die Abgängerin der FH Wien ist Mitbegründerin des Onlinemagazins *Paroli* und *Dossier*.

»Mein Wunsch digital zu bleiben und trotzdem klassisch investigativ zu arbeiten, brachte mich zu *Dossier*.«

Durch ihre Ausbildung und Erfahrung konnte Zarinfard besonders gut über die Verflechtung von investigativem Handwerk und digitalem Geschichtenerzählen im Interview sprechen. Denn in der Redaktion wird viel mit der modernen Technik gearbeitet, um Daten anschaulich darzustellen: Videos, Web Scraping, Timelines.

»Wir haben bei fast jedem größeren Dossier ein Explainer-Video, wo wir versuchen unter einer Minute oder 1:30 diesen doch sehr komplexen Sachverhalt anschaulich, verständlich zu vermitteln. [...] Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Leute trotz Akten, Daten, Grafiken bereit sind, sich damit auseinanderzusetzen, weil sie auch durch die Aufmachung schon bemerken, ok, das muss wichtig sein, ich sollte mich damit beschäftigen, weil sonst fehlt mir eine Information.«

Wenn die Geschichte dann noch in ein ansprechendes Storytelling verpackt ist, wird der Leser quasi zum Weiterlesen gezwungen. Damit fährt *Dossier* ganz gut, immerhin haben sie eine durchschnittliche Verweildauer von 4:20 Minuten auf ihrer Webseite.

Mit ihren Geschichten will sich Zarinfard vom Aktivismus abgrenzen, ihr Berufsbild hört bei der Informationsbeschaffung auf.

»Ich kann der kritischen, zivilen Gesellschaft, die ich zu meinem Publikum zähle, Grundlagen bieten, die sie vorher nicht hatten, um Entscheidungen zu treffen und Forderungen zu stellen.«

Denn, und das ist auch ihre Motivation, es braucht den investigativen Journalismus für die öffentliche Meinungsbildung.

»Es ist unabdingbar alle relevanten Informationen zu haben, um politische, gesellschaftliche, kulturelle, wie wirtschaftliche Entscheidungen zu treffen. Wenn ein Teil dieser Informationen bewusst verdeckt bleibt, auf Grund von Verantwortlichen oder Lobbys, dann kann man als Bürger keine ausgewogene Entscheidung treffen, die es in einer Demokratie braucht.«

Deshalb ist diese Art der Berichterstattung unabdingbar für eine aufgeklärte demokratische Gesellschaft. Im Kern bedeutet investigativer Journalismus für Zarinfard:

»Das Beschaffen und Veröffentlichen von Informationen, von denen keiner berechnete Interessen hat, sie öffentlich zur Verfügung zu stellen. Das öffentliche Interesse ist die Triebfeder. Die Nachrichtenwerte müssen auch im investigativen Journalismus gelten.«

Daraus ergibt sich ein recht klassisches Selbstverständnis als investigative Journalistin. Ihr Talent aus genauem Arbeiten, organisiertem Analysieren, einem strukturierten Schreibstil und dem gekonnten Einsatz der modernen Technik machen Sahel Zarinfard zu einer aufblühenden investigativen Journalistin, die sicher bald in die Fußstapfen ihrer großen Vorbilder Anneliese Rohrer, Nina Horaczek, Babara Tóth, Renate Graber und Ulla Kramar-Schmid treten wird.

Renate Graber, Interview geführt am 21.01.2019

Vorbild von Zarinfard und vielen anderen jungen Schreibern ist Renate Graber, Ressortleiterin der Wirtschaft bei *Der Standard*. In Bankerkreisen wird sie gerne als die »unermüdliche Investigatorin« bezeichnet. Vor der Tageszeitung schrieb Graber für *Profil* und *Format*. Die Wirtschaftsjournalistin ist bekannt für ihre vielen Aufdeckungen zur *Hypo Alpe Adria* und veröffentlichte zu dem Thema auch ein umfassendes Buch (2015). Für ihre Arbeit wurde sie 2013 zur *Investigativen Journalistin des Jahres* ausgezeichnet.

Im Interview gibt sich Graber eher bescheiden. Für sie ist Journalismus grundsätzlich investigativ, weil man jeden Tag etwas aufdeckt, in dem Sinn, dass man die Realität beschreibt, die anderen vielleicht verborgen ist. Daher sieht sie sich selber auch nicht als spezifisch investigative Journalistin.

»Ich sehe mich als Journalistin. Und zwar als Journalistin der alten Schule, die versucht die Wahrheit, die natürlich relativ ist, ans Licht zu bringen. Da ist das Investigative inkludiert. Im Laufe der Zeit bin ich in Bereiche gekommen, in denen es darum geht, Dinge zu berichten, die verborgen sind. Stichwort: BAWAG oder Hypo Alpe Adria. Also sehr viel im Banken-Bereich. Mein Impetus ist, den Leuten zu erzählen, was läuft und mich möglichst der Wahrheit anzunähern.«

Die Realität abzubilden ist in ihrem Genre insofern schwierig, weil es heikle Themen sind, bei denen man oft den Wahrheitsbeweis antreten muss. Behält man vor der Justiz recht, ist das ein besonderer Ansporn. Wenn die veröffentlichten Informationen »den Stempel des Rechtsstaats draufkriegen, dann ist das sehr beruhigend«, so Graber.

Böse Nachreden bleiben trotzdem nicht aus, auch damit muss man als (investigative) Journalistin erst lernen umzugehen.

»Ich werde ständig angefeindet. Mir wird ständig vorgeworfen, woher ich meine Information habe, warum ich sie hab, wieso ich sie hab, das ist teilweise sehr untergriffig. Das ist das, was mich am Anfang sehr irritiert und betroffen gemacht hat. Mittlerweile lass' ich sie reden.«

Nach Jahrzehnten im Journalismus hat sich die *Standard*-Redakteurin einen Namen gemacht. Ihr Ruf bringt ihr Informanten auf der einen Seite und viele positive Rückmeldungen der Leser auf der anderen Seite.

»Ich kriege manchmal, das ist das, was einen weiter laufen lässt, Zuschriften, Anrufe von Leuten, die sich bedanken und sagen, super, schauen Sie dort weiterhin und berichten Sie weiter drüber.«

Und das macht sie auch. Ihre investigativen Recherchen betreibt sie neben ihrer täglichen Arbeit. Sie kennt keinen, der zwei Jahre an einer Geschichte dran ist und sonst nichts veröffentlicht. »Das spielt es nicht«, so Graber.

»Ich mache das oft nebenbei. Da ist halt eine Recherche, die im Hintergrund läuft, aber ich schreibe trotzdem jeden Tag eine Geschichte. Und irgendwann mach ich halt die, wenn ich sie am Boden hab. Das ist aber nach außen hin, zumindest bei mir, nicht sichtbar. Das ist dann eine Geschichte, von der keiner weiß, ob ich drei Tage oder drei Monate daran gearbeitet habe.«

Renate Graber gehört zum älteren Schlag der Journalistenschaft und kann aus jahrzehntelanger Erfahrung über die Entwicklungen in der Medienbranche berichten. Dazu mehr im nächsten Kapitel.

Michael Nikbakhsh, Interview geführt am 23.01.2019

Der Ressortleiter für Wirtschaft ist seit 1999 bei *Profil*. Christian Rainer sowie andere Kollegen bezeichnen ihn als »Die Größe im Investigativen«. Eine seiner bedeutendsten Enthüllung war die *Meinl*-Affäre. Nikbakhsh gewann mehrere Journalistenpreise, u.a. *Journalist des Jahres*, davon zwei Mal in der Investigation. Vor seiner Karriere bei *Profil* schrieb der Wirtschaftsjournalist für die *Salzburger Nachrichten*, die *WirtschaftsWoche*, *Trend* und *Format*. Seit 2018 ist er auch stolzes Mitglied von *ICIJ*.

Sein neuester Streich befindet sich auf der Bühne des *Rabenhof* Theaters in Wien. Dort tritt Nikbakhsh mit seinem Kollegen Klaus Oppitz mit dem Polit-Quiz »Niemand nennt uns Mitzi« auf. Seine Motivation dafür war, einfach etwas anderes zu machen, als Tag ein Tag aus vorm Computer zu sitzen und mit Menschen zu telefonieren. Das ist auf Dauer zu verbeamtet und schlecht für den Rücken. Außerdem wollte er sein Umfeld etwas verändern.

»Den ganzen Tag habe ich nur mit Gaunern und ihren Rechtsanwälten zu tun. Das ist freudlos. Außerdem werde ich die ganze Zeit angelogen. [...] Dann habe ich mir gedacht, was macht das mit mir. Nichts Gutes. Und was sagt eigentlich mein Umgang über mich aus. Ich sehe meine Freunde nicht mehr, dafür nur noch Gauner und Lügner. Und dann ist das mit dem Klaus, wie so oft bei solchen Dingen, aus einer Laune, einem Gespräch heraus entstanden. [...] Das hat auch was Kathartisches, jetzt kann ich auch einmal was sagen. Viele Kollegen nutzen Twitter dafür. Das ist mal was Anderes.«

Angefangen hat alles mit seinem Wirtschaftsstudium, wo er die Chance hatte in einer Zeitungsredaktion bei den *Salzburger Nachrichten* zu arbeiten.

»Und dann bin ich in die Wirtschaft gegangen und hab's fast jeden Tag bereut. Weil die anderen haben so lässige Geschichten gemacht und ich bin halt zu Pressekonferenzen gegangen, habe über die Geschäfte von Unternehmen geschrieben. Aber das hat sich dann irgendwann auch verbessert. Wirtschaft ist schon cool.«

Von dort aus ist er langsam in den investigativen Bereich gerutscht. Mehr durch die Umstände als durch sein eigenes Verlangen.

»Passiert ist Folgendes, ich habe einen Schwerpunkt auf Banken-Berichterstattung gehabt und irgendwann habe ich meine Gesprächspartner aus den Vorstandsetagen

von Banken in den Gerichtssälen wiedergefunden und in Gefängnissen besucht. Also plötzlich war mein Umgang nicht mehr die Vorstandsetage in der Bank, sondern das Halbgesperre am Landesgericht für Strafsachen Wien. Aus dem heraus haben sich natürlich Kontakte entwickelt, zu Strafverfolgern, zu Rechtsanwälten und irgendwie wirst du dann immer tiefer hineingezogen in dieses Milieu. Und irgendwann landet jede größere, grausige Geschichte auf deinem Tisch. Dann ergibt eines das andere und dann bist du's halt.«

Also investigativer Journalist. Obwohl er sich selber einfach als Journalist bezeichnet. Denn jeder Journalismus, der ernsthaft betrieben wird, muss investigativ sein. Außer es ist eine Meldung aus dem Sport oder von einer Reise.

»Aber der Grundanspruch von Journalismus ist, dass die Information, die an ihn herangetragen wird, geprüft wird. Und damit bist du eigentlich schon in der Investigation drinnen.«

Was auch spannender ist als »auf Pressekonferenzen zu gehen und das Ergebnis in einem Medium abzubilden«. Es ist das Detektivische, das ihn gepackt hat. Seit 30 Jahren ist Nikbakhsh nun im Journalismus und kann auf ein umfangreiches Netzwerk blicken, durch das er immer wieder an neue Geschichten kommt. Oder es rufen Leute in der *Profil*-Redaktion an. Davon ist aber »90 Prozent vollkommener Mist und von den 10 Prozent, die bleiben, werden vielleicht zwei Prozent was richtig Gutes.« Bei seiner großen Aufdeckung, der *Meinl*-Affäre gab es am Anfang einfach nur ein Fragezeichen. Keiner wusste was wirklich los war. Es gab keine Informanten, keine geheimen vorgelegten Akten. Schritt für Schritt mussten die Antworten erst erarbeitet werden. Mittlerweile ist Nikbakhsh auch Mitglied des Recherchenetzwerks *ICIJ*. Wodurch sich ganz neue Möglichkeiten ergeben.

»Du lernst dann einfach Leute kennen, wo es ganz leicht wird zu sagen, ‚He ich hab da was, ist das was, kennst du da wen?‘ Und sei es nur, ‚Kannst du in einem Firmenbuch nachschauen. Ich schau dir dafür in meinem nach, wenn du mal was brauchst‘. So beginnt das dann. Ist schon top.«

Michael Nikbakhsh gehört zwar zur älteren Generation an Investigativen, arbeitet aber gerne mit jungen Journalisten, wie von *Dossier* oder dem *Standard* zusammen. Dabei kann er immer wieder was lernen und die Zusammenarbeit funktioniert. »Man muss es sich nur ausmachen«, so Nikbakhsh.

Der Redakteur reiht sich mit seinen Aussagen in eine sehr aufgeschlossene Gruppe von Journalisten ein, die das moderne journalistische Arbeiten bereits aufgegriffen hat und anwendet.

Emil Bobi, Interview geführt am 02.02.2019

Der ehemalige investigative Journalist war über 20 Jahre im Journalismus, davon 15 Jahre bei *Profil* tätig. Er ist berühmt für seine folgenreichen Enthüllungen rund um politisch-gesellschaftliche Missstände, wie in der katholischen Kirche (z.B. Priesterseminar St. Pölten und Bischof Krenn) und für seine Reportagen aus Kriegsgebieten rund um die Welt. Seit drei Jahren hat er *Profil* den Rücken zugekehrt und ist zu den Autoren gegangen. Schon im Jahr 2007 erschien sein Buch »Die Schattenstadt. Was 7.000 Agenten über Wien aussagen«. Momentan schreibt er an seinem ersten Roman in seiner Heimat, der Steiermark.²⁴

Angefangen hat Bobi in den 1980er Jahren bei der *Neuen Zeit*. »Eine brave Tageszeitung aus der Steiermark«, die es nicht gewohnt war, einen investigativ arbeitenden Journalisten im Team zu haben.

»Ich habe einfach das gemacht, was ich mir damals unter Journalismus vorgestellt habe, sicher beeinflusst von *Profil* und *Spiegel*, als sie noch richtig gut waren. Das war selbstsicherer, kritischer, angstfreier, gut recherchierter Journalismus auf hohem Niveau. Dem konnte man nichts anhaben, weil immer alles gestimmt hat, was sie geschrieben haben.«

Mit diesem Selbstverständnis ging Bobi in die Branche. Das heißt, Journalismus bedeutete für ihn immer etwas aufzudecken:

»Gegen alle Kräfte vorzugehen, die vertuschen, Korruption betreiben und sich bereichern, mit ihrer Macht die Medien behindern wollen. Ich habe mir vorgestellt, dass Journalismus wirklich Kontrolle ausübt.«

Um eine Kontrollfunktion einnehmen zu können, musste Bobi immer weitergehen als seine Kollegen. Man muss dort anfangen, wo andere aufhören. Alles andere gibt es schon. Es ist ein andauernder, mühsamer Prozess, bei dem man nie aufgeben darf, wo man alles ausprobieren muss. Vorgegebene Grenzen von Pressestellen oder anderen Beamten dürfen überschritten werden.

»Pressestellen sind Presseverhinderungsstellen und auch als solche erfunden worden. Bevor es so was gab ist man ins Ministerium spaziert, hat irgendwo in einem Akt geblättert und dann hat man einen Skandal gehabt. Um das zu verhindern, hat man Pressestellen erfunden. Dort sitzen Menschen, die dir ganz freundlich

²⁴ Für tieferegehende Informationen ist auf die FOSE-Arbeit an der Uni Wien von Christian Idl »Emil Bobi. Biographische und methodische Auseinandersetzung mit dem News-Journalisten und seinen Rollenreportagen« hinzuweisen.

entgegenkommen, dir einen Packen Papier auf den Tisch legen, dich so aber daran hindern wollen zu recherchieren.«

Das heißt, man muss ständig lästig sein, aber nicht unangenehm werden, nur bis zu dem Grad, dass die Leute aufmachen. Dafür braucht es auch psychologisches Geschick. Bei den Informationen, die man kriegt, muss man aber immer vorsichtig sein, weil über 90 Prozent davon falsch sind, so Bobi.

»Es hat sich durch meine ganzen Jahrzehnte im Journalismus gezogen, dass ich mich gewundert habe, wie viel falsche Informationen man immer bekommt. [...] Sehr oft ist auch alles falsch, wo du dir sogar als Profi denkst, das müsste schon stimmen.«

Man hängt als investigativer Journalist also immer in der Luft, probiert die ganze Zeit Dinge, die eigentlich nicht gehen. Aber gegen diese Schweigemauer muss man immer ankämpfen, weil irgendwann bricht sie zufällig ein. Bis dahin braucht es Ausdauer.

Mit dieser Sichtweise auf den Journalismus hat Bobi überall hineingestochen. Er hat alles probiert, mit jedem gesprochen, auch wenn es ein ehemaliger Nazi war, dafür gab es wichtige Informationen.

»Ich habe meine Aufgabe immer darin verstanden, Reflexionen auszulösen. In welche Richtung ist egal, ob das jetzt eine gute oder schlechte Stimmung im Land macht. Was Sache ist, ist Sache und muss mitgeteilt werden. Ansonsten ist man bei der Informationspolitik.«

Daraus ergibt sich auch seine Definition für investigativen Journalismus.

»Ich habe es den recherchierenden Journalismus genannt, weil ich implizieren wollte, dass es im Journalismus eine Ausnahme ist, wenn recherchiert wird. Das ist zu bemerken, wenn man aktiv recherchiert, also mehr macht als beim bekannten Haberer in der Pressestelle anruft. [...] Das heißt, wirklich zu recherchieren bedeutet weiter zu gehen, über die Pressestellen hinaus. Wenn du das machst, triffst du keinen einzigen Kollegen.«

Emil Bobi ist ein Vertreter des aggressiven, unaufhaltsamen, ehrlichen Journalismus. Seine Aufdeckungen waren immer wasserdicht, weshalb er zwar sehr oft geklagt, aber nie verurteilt wurde.

»Echte Auswirkungen können nur entstehen, wenn alles wasserdicht ist. Wenn da ein Beistrich nicht stimmt, bricht alles in sich zusammen. Dann hast du nicht nur schlecht gearbeitet, sondern eine Chance vertan und verpasst. Dann kriegt die Korruption und die Schattenwirtschaft Aufschwung. Du stärkst dadurch das, was du eigentlich bekämpfen wolltest.«

Thomas Köpf, Interview geführt am 30.11.2018

Der ehemalige investigative Journalist und stellvertretender Chefredakteur vom *Wiener* ist für zahlreiche Einschleichreportagen bekannt. Er gab sich u.a. als Uran-Verkäufer und Medikamente-Tester in einem Labor aus, um bis dato unbekannte Systeme aufzudecken. Heute ist er Geschäftsführer des Medienunternehmens *Xpertmedia*.

Köpf konnte in den 1990er Jahren viel Aufsehen mit seinen Geschichten erzeugen.

»Bei mir hieß es schon, wenn ich eine Geschichte übers Wetter schreibe, dass ich geklagt werde«, wobei er nie verurteilt wurde. Ein Fall war beispielsweise beim *Wiener*, wo sie prüfen wollten, wie integer Wirtschaftsanwälte sind. Die These war: Sie dürfen nicht käuflich sein.

»Ich habe mir dafür eine Legende zugelegt als russischer Geschäftsmann. Habe eine österreichische Mutter, deshalb rede ich perfekt Deutsch. Ich nannte mich Gregor Swerkunow mit Visitenkarte und Lebenslauf. [...] Mit Anzug, Krawatte und verstecktem Aufnahmegerät habe ich die zehn besten Wirtschaftskanzleien Wiens der Reihe nach aufgesucht. [...] In den Gesprächen sprach ich von einer Interessensgruppe von russischen Geschäftsleuten, die ich vertrete. Schritt für Schritt wurde ich immer konkreter. Wir waren auch mit nuklearen Dingen beschäftigt. Es geht um ein Firmenkonsortium, um Gelder transferieren, um große Summen. Die Augen wurden gleich ganz groß. Konkret ging es um Plutonium, angereichertes Uran. Normal hätten sich die Anwälte nun verabschieden müssen. Aber das tat keiner. Neun von zehn hätten die Firmenkonstruktion und drei von zehn den Plutoniumdeal gemacht. Die wollten mich nachher klagen. Sie wussten nicht, dass ich verkabelt war. Das Problem, schon damals, man darf es transkribieren, aber wenn du es vor Gericht vorspielst, bist du vorbestraft. Das habe ich damals in Kauf genommen. Die Klagen wurden zurückgezogen.«

Nach diesem Praxisbeispiel definiert Köpf auch investigativen Journalismus. Die Geschichte beginnt immer mit einer »guten, kuriosen, skurrilen, verrückten Idee und geht von mir aus. Das heißt, ich werde nicht instrumentalisiert«. Wenn jemand etwas zugespielt bekommt und das berichtet, ist das eben nicht investigativ. Der Journalist ist dabei nur Instrument, um jemandem etwas auszuwischen.

Um eine wirklich investigative Geschichte zu machen, braucht es »viel Vorbereitungszeit, es steckt irrsinnig viel Hirn dahinter. Das macht man nicht einfach so«, sagt Köpf. Man muss sich alles genau überlegen, es visualisieren, dadurch ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Story aufgeht, auch viel höher.

»Ich glaube, je deutlicher du eine Geschichte visualisierst, desto höher ist die Chance, dass du positiv überrascht wirst, deine Erwartungen sogar noch übertroffen werden. Es war selten so, dass gar nichts war. Du weißt ja schon, was der Ansatz der

Geschichte ist, dadurch beobachtest du anders. Ich bin immer mit einer Idealvorstellung an die Sache rangegangen.«

Wobei Köpf seine Aufgabe nicht darin sah, jemanden zu stürzen, sondern nur aufzuzeigen. Er ist neben Emil Bobi, einer der wenigen Journalisten in dieser Runde, die Einschleichrecherchen für sich als Methode genutzt haben. Wobei das wohl mit der Zeit zu tun hatte. Damals hatte ein Journalist noch eine gewisse »Narrenfreiheit«, die jetzt nur noch Kabarettisten zugesprochen wird. Deshalb würde der ehemalige *Wiener*-Journalist so etwas heute auch nicht mehr machen.

Eva Roither, Interview geführt am 31.01.2019

Die leitende Redakteurin von den *Hörbildern* auf Ö1 überzeugt mit gut recherchierten Reportagen. Dafür wurde sie schon mit mehreren Journalistenpreisen ausgezeichnet. Für die vorliegende Arbeit ist sie relevant, da sie mit dem *Dossier*-Team den investigativen Beitrag *Klassische Geschäfte* über die Missstände in Wiener Musikkonservatorien produziert hat. Sie kann dadurch über die Medien übergreifende Zusammenarbeit berichten. Ein Modell, das dem investigativen Journalismus neue Möglichkeiten der Finanzierung bieten kann.

»Der Einzelkämpfer kann die langwierige Recherche nicht so gut stemmen wie eine Gruppe. Das Denken ist vielleicht neuer, aber sinnvoller, weil man mehr Ressourcen nutzt. Mit *Dossier* konnten wir die Plattform für die Geschichte bieten und sie lernten dafür Radio-Skills, was auch neu für sie war.«

Wie viele andere Journalisten sieht auch Roither den Zusammenschluss in Teams als ein Modell, das Potential für die Zukunft hat. In diesem Fall kann das medienübergreifend passieren und nicht nur innerhalb der Print-Medien. Dadurch kann noch mehr Wissen gebündelt und ein größerer Impact geschaffen werden.

»Ich kann mit dem Radio anbieten, dass sie eine lange Sendefläche haben. Wo man eine lange, aufwändige, intensiv recherchierte Geschichte noch einmal bringen kann und eine große Reichweite erzielt.«

In der Definition von investigativer Berichterstattung unterscheidet sich Roither im Grundverständnis zu jenen aus dem Zeitungswesen wenig.

»Bei investigativem Journalismus deckt man im besten Fall etwas auf oder berichtet über etwas, über das noch nicht berichtet wurde. Die Recherche beansprucht viel Zeit, es braucht teils Informanten. Und es ist nicht sicher, ob daraus eine Geschichte wird. Das ist auch noch in keiner Zeitung gestanden, sondern es soll wirklich neu sein.«

In ihrer Sendung *Hörbilder* sind etwa 20 von 60 Beiträgen im Jahr investigativ. Weil es einfach das Anliegen ist »Missstände aus der Gesellschaft und der Politik aufzugreifen und darüber zu berichten.« Das verbindet sie auch mit den anderen Interviewpartnern. Das Medium ist zwar unterschiedlich, aber das Berufsverständnis ähnlich.

Gruppe 3: aus der Wissenschaft:

Julia Herrnböck, Interview geführt am 31.07.2018

Die Wissenschaftlerin und investigative Journalistin kann aus beiden Perspektiven berichten. Derzeit unterstützt sie *Dossier* und *Puls4* mit Recherchearbeiten und schreibt an ihrer Doktorarbeit an der Universität Wien zum wirtschaftlichen Mehrwert von investigativem Journalismus. In ihrer Laufbahn schrieb sie schon für die *NZZ Österreich* und *Der Standard*, in Deutschland für den *Spiegel* und die *TAZ*. Sie unterrichtet immer wieder an Hochschulen wie der FH Eisenstadt und der Uni Wien. Durch ihre Expertise war es besonders spannend, über ökonomische sowie historische Aspekte des investigativen Journalismus zu sprechen. Es ist ihr ein großes Anliegen, wieder ein Verständnis für die Wichtigkeit von investigativem Journalismus in die Medienbranche und das Publikum zu bringen. Denn momentan fühlt sie sich als investigative Journalistin in Österreich einfach »verarscht«.

»Was mich irritiert ist, dass es ein Schulterzucken bei vielen Geschichten gibt. Es passiert nichts, es gibt keine juristischen Konsequenzen. Es ist schwierig durchzudringen. Ein Bewusstsein zu schaffen, dass etwas nicht richtig ist. Weil sich Parteien und Unternehmen gerne verbünden. Ich hadere ein bisschen damit, weil ich mir denk, investigative Recherchen sind extrem nervenaufreibend, aber auch spannend, ein bisschen Detektivarbeit, ob man was findet, das das beweist, was man vermutet. Aber es ist auch extrem mühsam, weil man viele Sachen liest, die langweilig sind oder man weiß nicht, wonach man sucht. Ich musste zum Beispiel den gesamten Gesetzestext zur Buchpreisbindung lesen, damit ich verstehe, wo der Haken drinnen ist. Und dann veröffentlicht man eine Geschichte und freut sich total, dass man das auf den Boden gebracht hat und dann ist es ein kurzes Blob.«

Deshalb stellt sich Herrnböck immer wieder die Frage, wie man die Reichweite von Geschichten erhöhen kann. »Dafür braucht man Kenntnisse oder die richtigen Leute« und den Zusammenschluss der Medien. Nach wie vor ist die Konkurrenzangst noch zu groß, doch gemeinsam kann man Geschichten größer machen. Anklagen müssen aber die Behörden, das ist nicht ihre Aufgabe.

»Journalisten spüren auf, zeigen die belegbaren Fakten und dann müsste jemand anderer damit tätig werden.«

Was zurzeit noch viel zu wenige Behörden tun.

In der Wissenschaft gibt es laut Herrnböck zwei Denkschulen, die investigativen Journalismus definieren.

»Die einen sagen ‚investigativ‘ leitet sich von ‚investigare‘, also investieren ab. Das heißt, jede journalistische Geschichte, in die jemand Zeit investiert, zu recherchieren und die dann sprachlich aufgewertet wird, ist demnach eine investigative Geschichte. Dann gibt es die andere Schule, die sagt, das kann nur die sechs Monate Akten bezogene Datenrecherche sein. Eine Streitfrage, ohne einheitlicher Auffassung.«

Für Julia Herrnböck ist der investigative Journalismus ein wichtiger Schlüssel, um den Journalismus in Zukunft sichern zu können.

»Weil es der Kern von Journalismus ist. Journalisten sollen beschreiben was sie sehen, unabhängig arbeiten, kritisch sein, alles überprüfen und belegen. Das ist die Kernaufgabe. Und dahin zurück zu gehen, tut dem Journalismus gut.«

Friedrich Hausjell, Interview geführt am 04.02.2019

Der Medienhistoriker ist Professor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaften der Universität Wien. Er hält dort mehrere Seminare und Vorlesungen und hat tiefgründiges Wissen über die geschichtlichen Entwicklungen in Österreich.

Hausjell definiert den investigativen Journalismus auf mehreren Ebenen. Einmal in der Herangehensweise. Dazu gehört, dass man einen neuen Blick auf ein Thema richtet, das der Öffentlichkeit auch schon bekannt sein kann. Bekommt ein Journalist Informationen zugespielt, muss er sich immer fragen, welche möglichen Interessen die Personen haben, die Material zuspielen.

Auf der Ebene der Methodik beginnt investigativer Journalismus dort, wo er über die Standardrecherche hinausgeht. Einerseits beginnt das schon, wenn man sich überlegt, wie man an Informationen gelangt, Methoden findet, »die üblicherweise im alltäglichen journalistischen Handeln nicht praktiziert werden«. Andererseits kann der Beruf auch in die Illegalität führen, kombiniert mit der verdeckten Recherche.

»Was oft dem Umstand geschuldet ist, dass, wenn man es zugespitzt formulieren will, die herrschenden Verhältnisse rechtlich auch die Machtverhältnisse widerspiegeln. Und wenn in einer Gesellschaft, Besitz und die Anhäufung von Besitz sehr stark geschützt wird vor den kritischen Blicken von Menschen, die hier auch eine Debatte

über Einkommensgerechtigkeit oder anderes anzetteln wollen, das nicht können, weil es keinen öffentlichen Zugang zu Daten gibt, dann ist es auch legitim, dass der investigative Journalismus sich einen Zugang verschafft.«

Daher gilt es als Folgeerscheinung, dass den Journalisten Informationen zugespielt werden, um Missständen und Personen Gehör zu verschaffen. Unter der Voraussetzung, dass sie sich »durch ihre bisherige Tätigkeit als unerschrockene, unbeeinflussbare Vertreter dieses public watchdogs zu erkennen gegeben haben.«

Das erhaltene Material muss im nächsten Schritt immer hinsichtlich der Plausibilität und der Relevanz für die Öffentlichkeit überprüft werden. Oft werden Informationen publiziert, die vom eigentlichen Thema ablenken, beispielsweise komplette Alltagsdokumente. Die sind völlig unerheblich für den Leser und halten davon ab, über die tatsächlich strafrechtlich oder politisch relevanten Aspekte zu diskutieren, so Hausjell.

Soweit die Definition von investigativem Journalismus von Fritz Hausjell. Da im Interview nicht weiter über die Personen gesprochen wurde, ist der Vorstellung damit genüge getan.

Die erste Darstellung der Interviewpartner und deren wichtigste Aussagen ist somit abgeschlossen. Die Ergebnisse sollen nun im nächsten Kapitel gegenübergestellt und miteinander verglichen werden, bevor die Auswertung der Forschungsfragen beginnt.

7.2. Analyse der Aussagen in Bezug auf die Personen

Die erste wichtigste Unterscheidung zwischen den Interviewpartnern ergab sich in der Definition von investigativem Journalismus. Auf den ersten Blick ist das Verständnis relativ ähnlich. Investigativ zu arbeiten, bedeutet für alle, über die tägliche, klassische Berichterstattung hinauszugehen, also über das Abschreiben einer APA-Meldung. Es benötigt zusätzliche Recherche, die Überprüfung der Information. Das heißt, die aktive Rolle des Journalisten ist essenziell. Ab hier unterscheiden sich die Ansichten aber schon. Dabei gibt es zwei deutliche Differenzierungen:

- 1.1. Journalismus muss prinzipiell investigativ sein **versus**
- 1.2. investigative Berichterstattung stellt eine zu unterscheidende Form des Journalismus dar.

- 2.1. Die Recherche muss etwas Neues aufdecken **versus**
- 2.2. es können bereits veröffentlichte Informationen neu vernetzt werden, indem man unbekannte Zusammenhänge erkennt und darstellt.

Dem Verständnis von 1.1. gehören Fleischhacker, Graber, Nikbakhsh und Herrnböck an. Diese Personen sind der Ansicht, dass jeder seriöse Journalismus im Grunde investigativ sein muss. Sobald Information überprüft wird, bzw. der Versuch sich der Wahrheit anzunähern vorhanden ist, geht es schon ins Investigative hinein. Herrnböck unterstreicht dabei, dass der Investigative den Kern des Journalismus darstellt.

Bobi, Köpf, Klenk, Zarinfard und Skrabal sehen bei den Interviews eine klare Unterscheidung bzw. investigativen Journalismus als eigene Art der Berichterstattung. Die beiden Redakteure von *Dossier* definieren die Form ganz konkret: Es braucht die öffentliche Relevanz, den Widerstand bei der Informationsbeschaffung und die aktive Rolle des Journalisten. Dieser Auffassung von investigativem Journalismus schließen sich auch die anderen Interviewpartner an, die nicht bei Punkt 1.1. genannt wurden. Köpf betont in seinen Aussagen, dass die Geschichte immer von einem selber ausgehen muss, es braucht die eigene Idee. Bobi gibt klar zu verstehen, dass investigativer Journalismus erst dort beginnt, wo die normale Recherche aufhört. Auf dieser Ebene findet man auch keinen Kollegen mehr.

Punkt 2.1. hat Roither besonders klar betont. Die Aufdeckung muss etwas Neues ergeben, über das die Medien noch nicht berichtet haben. Auch Köpf und Bobi können mit den gerade genannten Aussagen dieser Auffassung zugeordnet werden.

Klenk ist der deutlichste Vertreter von 2.2., er betont, dass die neue Vernetzung von Information auch schon investigativ sein kann, nicht nur der geheime Akt in der Tiefgarage. Er nennt es das »Fischen im Klaren«. Dem schließt sich auch Hausjell an. Beide Interviewpartner sehen es als wichtige Aufgabe, vorhandenes Wissen in einem neuen Licht zu präsentieren. Wenn ein Thema aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet wird, kann es von den Bürgern besser beurteilt werden. Dieses Wissen ist nötig, um aufgeklärte Entscheidungen zu treffen, beispielsweise bei der Wahl von Politikern oder auch bei Lebensmitteln. Investigativer Journalismus ist somit unverzichtbar für eine demokratische Gesellschaft und nötig für die öffentliche Meinungsbildung. Dem schließen sich auch Graber und Zarinfard an.

Außerdem zeichnet die investigative Berichterstattung ihre Kontrollfunktion in der Gesellschaft aus. Begriffe wie Gatekeeper oder Watchdog wurden in diesem Zusammenhang zum Beispiel von Klenk, Bobi oder Hausjell verwendet.

Des Weiteren lässt sich das methodische Vorgehen der Journalisten unterscheiden. Am deutlichsten wird das bei der Einschleich-Reportage. In den 1980er und 1990er Jahren war diese Methode beliebt. Viele Blätter setzten ihre Reporter auf solche Geschichten an, besonders intensiv ist das bei Köpf zu sehen. Auch Bobi hat Ende der 80er Jahre Undercover-Recherchen gemacht. Teilweise war bei dieser Methode auch ein Augenzwinkern dabei. Heute ist der Humor in der Berichterstattung verloren gegangen, so Köpf.

Die Methode des Einschleichens gilt heutzutage allerdings als unseriös und spießt sich mit dem Mediengesetz. Trotzdem sind Bobi, Skrabal, Zarinfard oder Hausjell zum Beispiel der Meinung, wenn eine Information auf keinem anderen Weg zu erlangen, aber essenziell wichtig für das öffentliche Interesse ist, dass dann ausnahmsweise verdeckt ermittelt werden darf. Als Vorschlag nennt Bobi die Untersuchung eines Flüchtlingsheims. Eine Reportage, die *Dossier* bereits durchgeführt hat – undercover, damit nicht alles aufgeräumt ist, wenn die Journalisten auftauchen. Wobei sich das Team gegenüber den Flüchtlingen sehr wohl zu erkennen gegeben hat.

In den Interviews kam auch der unterschiedliche Umgang mit modernen Techniken deutlich hervor. Die jüngere Generation, besonders *Dossier* arbeitet viel mit Analysetools oder digitalen Darstellungsformen, um Informationen besser an den Leser vermitteln zu können. Der ältere Berufsstand hat damit noch Schwierigkeiten, sieht Vor- und Nachteile durch die neuen Medien. Auf der einen Seite kann man durch das Internet auf viel mehr Informationen zugreifen, diese besser erfassen und analysieren. Auf der anderen Seite ist die Zahl der falschen, unseriösen Nachrichten deutlich gestiegen. Heute kann jeder Journalist spielen – was auch zwei Seiten hat. Köpf sieht darin eine Chance für junge, engagierte Leute. Fleischhacker sieht auch die Gefahr der Manipulation. Für Nikbakhsh ist die digitale Welt ganz neu, er ist ihr gegenüber aber offen und arbeitet gerne mit jungen Kollegen zusammen, die ihm neue Methoden zeigen.

Außerdem bietet die Digitalisierung einen Vorteil, der fast in jedem Interview genannt wurde: die globale Vernetzung der Journalisten. Organisationen wie *ICIJ* machten die internationale Zusammenarbeit an Recherche-Projekten erst möglich. Es können dadurch größere Datenmengen zugänglich gemacht und bearbeitet werden. Aus dem Wissen ziehen sich zahlreiche Medien in unterschiedlichen Ländern ihre Geschichten. Das heißt, bessere Geschichten für weniger Geld. Eine der vielversprechendsten Finanzierungsmodelle des investigativen Journalismus momentan. Ein kurzer Abriss, der nun gleich zum nächsten Kapitel weiterleiten soll. Denn der ökonomische Aspekt ist in den forschungsleitenden Fragen enthalten, die im Anschluss beantwortet werden.

7.3. Analyse der Ergebnisse in Bezug auf die Forschungsfragen

Dieses Kapitel stellt den Kern der Arbeit dar. Es soll die drei forschungsleitenden Fragen durch die Aussagen der Interviewpartner beantworten.

Um das zu ermöglichen, brauchte es in der Forschung drei Schritte. Zu Beginn gab es sehr grobe Fragestellungen, um ein möglichst großes Themengebiet erfassen zu können. Für die Leitfadeninterviews mussten diese drei Forschungsfragen aufgesplittet werden, um mit unterschiedlichen Fragestellungen ein Thema umfassend in den Gesprächen diskutieren zu können. Nun folgt der dritte Schritt, die Analyse. Für eine übersichtliche Darstellung der Ergebnisse sind die Fragen aus dem Leitfaden wieder in Themengebiete zusammengefasst worden. Jeder der drei Forschungsfragen sind drei Themenblöcke zugeordnet. Außer bei der ersten gibt es sechs, einmal für die Wissenschaft und einmal für die Medienakteure. Denn hier wird zuerst die Historie durch die Augen der Forscher geschildert und danach die persönlich erlebten Entwicklungen durch die Journalisten. Bei den anderen beiden Forschungsfragen werden alle Aussagen der Personengruppen zusammengefasst in drei Kategorien pro Forschungsfrage veranschaulicht. Jedem Themengebiet sind dafür die relevanten Aussagen zugeordnet.

Kurz gesagt, sprang die Forschung also von der Makro-, in die Mikro- und zum Schluss in die Meso-Ebene. Die Inhalte der Analyse sind daher spezifischer als die Forschungsfragen, jedoch allgemeiner als der Leitfaden formuliert.

7.3.1. Ergebnisse zur Forschungsfrage 1

FF1: Wie hat sich der investigative Journalismus in Österreich von seinen Wurzeln bis ins Heute entwickelt?

Die Frage lässt sich für die Chefredakteure und Journalisten in drei Hauptthemen untergliedern, abgeleitet von den Fragen aus dem Leitfaden: Entwicklung, Globalisierung & Digitalisierung und Ist-Zustand. Für die Gruppe der Wissenschaftler ergeben sich noch einmal drei Themengebiete, Fokus war dabei die Geschichte. Einmal der Unterschied von Sozialreportage und investigativem Journalismus, zweitens die Wurzeln & Anfänge dieser Berichterstattung und drittens der Einfluss von Amerika auf die österreichischen Journalisten. Diese Themen konnten in der Literaturanalyse nicht ausreichend geklärt werden, daher soll an dieser Stelle noch

einmal darauf eingegangen werden. Die Gruppe der Wissenschaftler macht den Anfang, damit die Chronologie der Inhalte eingehalten wird.

a) Sozialreportage

Ein Anliegen dieser Arbeit ist, Begrifflichkeiten klar zu unterscheiden. Dem wurde in der Literaturanalyse bereits nachgegangen, soll hier aber noch einmal durch die Wissenschaftler differenziert werden. Die Wichtigkeit darin sieht nicht nur die Forscherin dieser Arbeit, sondern auch Hausjell. Würde man keinen Unterschied zwischen den beiden Gattungen machen, »wäre am Ende ja jede Reportage eine investigative Geschichte«, so der Professor. »Nur, weil ich mich mit sozialen Verhältnissen beschäftige, wird sie noch nicht investigativ«, führt Hausjell weiter aus.

»Ich kann eine Sozialreportage machen, die nichts Investigatives an sich hat. Wenn das Thema schon länger auf dem Tisch ist, mit verschiedenen Zahlen durchdiskutiert wurde, zum Beispiel alleinerziehende Eltern. Dann suche ich mir einen neuen Einzelfall, wobei er nicht immer neu sein muss, und gehe einfach hin und begleite eine Woche die Familie. Klassische Sozialreportage. Innovativ im Sinne von investigativ, ist das nicht. Sie kann investigativ werden, wenn etwas zu Tage tritt, was bisher überhaupt nicht in der Debatte vorgekommen ist.«

Das heißt, es braucht die Innovation seitens des Journalisten. Er muss etwas aufdecken, in einen Bereich gehen, den bis zu dem Zeitpunkt keiner journalistisch abgedeckt hat. Außerdem ist die Sozialreportage, wie schon in der Literatur ausgeführt, tendenziell subjektiv, während der investigative Journalismus so objektiv wie möglich sein will. Herrnböck bezieht sich in diesem Aspekt auf die historischen Entwicklungen bzw. auf das Selbstverständnis, wie etwas berichtet wurde. Daraus ergibt sich die Differenzierung zur Sozialreportage auch geschichtlich. Herrnböck unterscheidet die beiden Gattungen daher wie folgt.

»Ich würde sagen, sie sind zeitlich getrennt voneinander zu sehen. Die Sozialreportage war zwischen 1895 und 1903 populär in Österreich. Es war ein Trend so zu schreiben. Ein paar beherrschten diesen Stil, ihre Erlebnisse sehr subjektiv zu schildern, aber eben, wie bei Max Winter beispielweise, immer mit Daten unterfüttert. Erst später schält sich das klassisch Investigative heraus, wo ja keine Meinung, keine eigenen Eindrücke einfließen sollen. Es geht nur um das Zitieren aus Dokumenten und Daten und Zahlen zu vergleichen.«

Das führt gleich zum nächsten Punkt: Die historischen Anfänge des investigativen Journalismus in Österreich.

b) Wurzeln & Anfänge

Nachdem die Sozialreporter noch in der vorherrschenden k.u.k.-Monarchie die Hofberichterstattung durchbrochen und den ersten Genrejournalismus eingeführt hatten, kam langsam das Investigative auf. Erste Tendenzen dafür sind beispielsweise bei Egon Erwin Kisch zu entdecken. Er war »nicht nur ein Sozialreporter, sondern er ist durch gezielte Recherche, Befragung verschiedenster Personen, die man sonst im Journalismus nicht dazu befragt, auf Informationen gekommen, die den Stellenwert dieses journalistischen Produktes deutlich erhöht haben«, so Hausjell.

Tendenzen könnte man aber auch schon bei Max Winter erkennen, dazu Herrnböck:

»Er hat es selbst beobachtet, hat nichts erzählt, was er vom Hörensagen kennt. Plus er hat nachrecherchiert was das übergeordnete Phänomen ist und mit Zahlen kombiniert. Das Big Picture gebracht.«

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Sozialreportage zuerst entstanden ist und sich dann zum einen in das Soziale und zum anderen in das Investigative verzweigt hat. Die klassische Sozialreportage starb allerdings mit den 30er Jahren aus, so Herrnböck. Erst ab 1965 bzw. 1968 blühte der kritische, aufdeckende Journalismus wieder auf. Spätestens ab hier kann vom Aufkommen einer investigativen Berichterstattung gesprochen werden. Das lag am Zeitgeist, wobei Österreich gewiss vom amerikanischen Journalismus beeinflusst wurde.

c) Einfluss Amerika

Bisher ist zwar noch kein eindeutiger Zusammenhang zwischen den amerikanischen Entwicklungen und den österreichischen gefunden worden, aber der Blick über den großen Teich war ab dem 20. Jahrhundert sicherlich gegeben, so Herrnböck.

»Ich habe noch keinen Kontext gefunden, aber es gibt ihn sicher. Weil sich auch damals schon jeder, der interessiert war, Bücher und Magazine besorgt hat. Das *McClure*-Magazin war zum Beispiel in Amerika ganz populär zur Jahrhundertwende. Die waren ständig ausverkauft. Man hat sicher bei uns geschaut, was machen die, was kann man übernehmen, weil es spannend ist.«

Hausjell kennt zwar keine Studien, die sich mit den Verbindungslinien zwischen den beiden Ländern in Bezug auf diese journalistische Form genau beschäftigen, sagt aber, dass man in den 1930er Jahren durchaus daran interessiert war, was sich in den USA abspielt. Ganz klar zu erkennen ist der Einfluss in den 1940er Jahren mit dem

Exchange-Programm der österreichischen und amerikanischen Reporter, so wie es in Kapitel 5.2.3. ausgeführt wurde. Die stärkste Vorbildfunktion bekamen die USA mit Watergate, so Hausjell.

»Die war stilbildend und eine Bestärkung des Bewusstseins, dass es notwendig ist, hier in Europa, wo der investigative Journalismus in den 70er Jahren wieder eine Blüte erlebt hat. In der Redaktion gab es bis dahin eher den konservativen Blick, wo investigativer Journalismus zum Teil als unanständig, mit unseriösen Mitteln arbeitend gesehen wurde. Da war so ein Paradefall, wie Watergate natürlich super. In der Folge sind die verschiedenen investigativen Recherche-Teams ein Stück Vorbild gewesen und es ist auch zu einem intensiveren Austausch gekommen.«

Es entwickelten sich Tendenzen zum investigativen Journalismus, die ab hier an die Gespräche mit den Chefredakteuren und Journalisten anschließen. Denn die ältere Generation der Interviewpartner hat in den 80er und 90er Jahren zu arbeiten begonnen. Die ersten Erfahrungen dazu sind bereits in Kapitel 7.1. und 7.2. festgehalten worden. Nun geht es um die weitere Entwicklung des investigativen Journalismus bis ins Heute.

Bei den Chefredakteuren und Journalisten lässt sich generell sagen, dass in den Interviews verschiedene Ansichten zur Entwicklung des investigativen Journalismus in Österreich zu Tage gekommen sind. Die eine Gruppe sagt, es hat sich zum Besseren entwickelt, die andere sieht einen drastischen Einbruch in der Qualität und bei den Ressourcen. Dabei spielen die bereits genannten Entwicklungen der Ökonomie in der Medienbranche eine wesentliche Rolle, besonders die in den 90er Jahren aufkommende Verlegerschaft. Ebenso hat die Digitalisierung grundsätzliche Veränderungen gebracht, auf die gleich weiter eingegangen wird. Der derzeitige Ist-Zustand wird unterschiedlich aufgefasst. Viele sehen eine Hochblüte des investigativen Journalismus, andere sind pessimistischer eingestellt.

a) Entwicklung

Die positivste Entwicklung des investigativen Journalismus in Österreich sehen Nikbakhsh und Klenk. Ersterer sieht eine Verbesserung. »Wir haben eine super breite Basis an Kolleginnen und Kollegen im Land, die hart arbeiten. Die sich auch immer besser international vernetzen und Teil von größeren Rechercheverbänden sind«, so Nikbakhsh.

Klenk merkt ein gesteigertes Interesse am Journalismus, besonders an den steigenden Abo-Zahlen des *Falter*. Außerdem hat eine Professionalisierung im journalistischen Beruf stattgefunden, die Klenk besonders durch die Fachhochschulen und die internationalen Vernetzungen erkennt.

»Das hat es früher ja nicht gegeben, da sind die meisten Leute on the job ausgebildet worden. Und seit etwa 14/ 15 Jahren gibt es die Bemühungen den journalistischen Beruf als eigenes Handwerk zu erlernen. Und es gibt gleichzeitig eine weltweite Vernetzung investigativer Journalistinnen und Journalisten, von *ICIJ* angefangen bis zu *Krautreporter* und *Correctiv* in Deutschland.«

Mit dieser Aussage relativiert Klenk seinen Beitrag in *Zivilcourage* (2004), aus dem in der Literatur zitiert wurde. Die Bildungsmöglichkeiten haben sich gebessert sowie die Zusammenarbeit der Medien und Journalisten.

Skrabal sieht die Entwicklung etwas kritischer.

»Was man an den Medien sieht, ist, dass sie auf der einen Seite die Qualität beibehalten wollen, auf der anderen Seite sparen sie, kürzen Redaktionen, bauen Personal ab. Ein Spagat, der bis zu einem gewissen Punkt gut geht, und dann reißt das ganze Ding.«

Bobi geht hier noch weiter ins Detail. Für ihn gibt es einen klaren Zeitpunkt, an dem es mit dem investigativen Journalismus bergab gegangen ist.

»Seit Aktiengesellschaften die neuen Medieninhaber sind, ist alles den Bach runtergegangen, weil die alles reduziert haben. Und die Medien haben vorgespielt, dass sie mit einem Drittel an Ressourcen immer noch guten Journalismus machen können. Jetzt sehen wir das Ergebnis. Es gibt weder Zeit noch Geld, noch das Interesse, sowohl bei den Medien als auch bei den Konsumenten.«

Der Journalismus hat verpasst auf Qualität zu setzen, bzw. haben Journalisten nur so getan, als würden sie hochwertige Berichterstattung betreiben. Durch Watergate ist zwar ein riesiger Aufschwung für den Investigativen gekommen, jedes Medium wollte plötzlich investigativ sein, hat damit die Verkaufs- und Leserzahlen in die Höhe getrieben. Doch im Laufe der Zeit führte das zu einer Entwicklung, die Graber weiterausführt.

»Das Wort wird inflationär verwendet. Es ist jetzt schon sehr viel investigativ, was es eigentlich nicht ist. Ich mach das schon ziemlich lang und Recherchen, die man früher getätigt hätte, hat man jeden Tag gemacht und hat sie nicht investigativ genannt.«

Auch Köpf ist von der Entwicklung der österreichischen Medienlandschaft enttäuscht. Investigative Medien von früher sind heute alles andere als kritisch und unabhängig.

Vielmehr sind sie Spielball politischer Entwicklungen. »Heute wird ungeniert Meinung als objektive Berichterstattung verkauft. Früher hat man das getrennt und einen Kommentar drunter gesetzt«, so Köpf.

Fleischhacker sieht die Entwicklung des investigativen Journalismus recht pragmatisch. »So wie überall, ist er vielfältiger und komplexer geworden« und nennt dabei die Digitalisierung als Grund. Das nächste Hauptthema der ersten Forschungsfrage.

b) Digitalisierung & Globalisierung

»Es hat sich technisch wahnsinnig viel entwickelt. Was historisch immer schon den investigativen Journalismus befördert hat. Zum Beispiel auch die Erfindung der Fotografie. [...] Ebenso die Erfindung des Kopiergeräts. [...] Durch die technische Entwicklung, hat sich die Qualität der journalistischen Recherche verbessert«, so Florian Klenk.

Er nennt als Beispiel die Panama Papers. Durch die Plattform *ICIJ* konnte er sich für die Recherche mit Kollegen aus der ganzen Welt verbinden und Wissen generieren. Eine unglaubliche Revolution. Das sieht auch Zarinfard von *Dossier*.

»Das Vernetzen von investigativen Redaktionen im europäischen Raum und weltweit wäre nicht möglich. Im osteuropäischen Raum gibt es sehr viele Initiativen, das alles würde es ohne Digitalisierung gar nicht geben. Sie hat also sehr viele Vorteile gebracht.«

Neben den internationalen Netzwerken haben sich die Möglichkeiten in der Darstellung von Inhalten geändert, führt Zarinfard fort.

»Alleine was man durch das Internet an Tools und Zugängen hat. Web Scraping. Das Auslesen, Bereinigen und Bewerten von riesigen Datenmengen das könnten wir ohne Computer, ohne Internet nicht bewerkstelligen.«

Auch der *Falter*-Chefredakteur sieht die neuen Formen positiv. »Wir können heute die Inhalte viel besser darstellen, mit Interaktivem, mit kleinen Filmchen, mit Comics«, wie es der *Falter* beispielweise beim Fall Grassler animiert hat.

»Auf der anderen Seite können auch wir, als kleines Medium, Leute über soziale Medien und schnellere Abo-Abschluss-Module erreichen, die früher den *Falter* nicht einmal gekannt hätten. [...] Es gibt mehr Angebot, mehr technische Möglichkeiten Artikel zu verbreiten. Früher musste ich mir den *Falter* kaufen, wenn ich ihn lesen wollte. Wie er begonnen hat, hat der *Falter* keine Webseite gehabt, wo Artikel draufgestanden sind. Heute kann jeder das E-Paper herunterladen am Dienstag. Jeder

kann sich mit einem Tastendruck den *Falter* abonnieren, was früher auch schwerer war.«

So wie die Digitalisierung viele Vorteile gebracht hat, so gibt es auch Nachteile in der virtuellen Welt, die Köpfe auf den Punkt bringt.

»Es wird anders recherchiert, viel mehr digital. Stichwort: Datenjournalismus. Der Vorteil: du kommst leichter an Informationen heran. Der Nachteil: Dinge werden nicht mehr so genau überprüft.«

Und Fleischhacker ergänzt:

»Die Geheimnisverwahrung hat sich in die digitale Welt verlagert, weil Daten und Informationen und Akten überwiegend digital sind. Das ist auf beiden Seiten so. Also einerseits ist es einfacher geworden – wenn man einen Zugang findet, hat man alles. Und eine viel größere Fülle an Informationen, als früher, wo man ein paar Papierln gekriegt hat und sich die restlichen irgendwo organisieren musste. Es ist natürlich auch viel leichter, die zu manipulieren.«

Was auch sehr schwierig geworden ist, durch die Digitalisierung, sich als Medium mit seinen Inhalten zu behaupten. Es gibt keine Brand Loyalty wie es Herrnböck nennt.

»Bis jetzt hatte jemand seinen Stammfernsehsender und seine zwei Magazine. Jetzt geht er vielleicht auf seine drei Stammnachrichtenseiten, das ist noch davon übergeblieben. Diese Brand Loyalty löst sich aber zunehmend auf. Das heißt, im digitalen Zeitalter muss eigentlich jede Geschichte für sich selber funktionieren.«

Besonders schwierig und fragwürdig ist der richtige Umgang mit den sozialen Netzwerken. Einerseits sind die Plattformen wichtig, um sich und sein Medium zu präsentieren. Um dort auf der Timeline herauszustechen, braucht es aber eine gute Geschichte, die es wert ist aufgerufen zu werden, so Herrnböck. Andererseits hat man dadurch seine zahlende Leserschaft verloren. Dem schließt sich auch der *Dossier*-Chefredakteur an. Es ist eine »schwer einschätzbare Entwicklung«, so Skrabal.

»Beispiel soziale Netzwerke vs. traditionelle Medienhäuser. Die haben alles zur Verfügung gestellt, alles hergeschenkt. Und *Facebook* und Co. verdienen unglaublich viel damit. [...] Ich bin der Meinung, wir sollten aus *Facebook* raus, ich will mit dem nichts zu tun haben. Die treten so viele Werte mit Füßen, siehe Datenschutz, illiberale Einflussnahme auf Wahlen.«

Nikbakhsh sieht die Entscheidung, ins Netz zu gehen, als besonders fatal.

»Ich bin da alleine in der Redaktion, der sagt, *Facebook* sofort abstellen. Wieso zahlen wir denen, damit wir unsere Inhalte bei denen verschenken? Betriebswirtschaftlich ist das vollkommener Wahnsinn. Die müssen uns was zahlen, damit sie unsere Inhalte haben dürfen. Nicht andersrum.«

Das kostenlose Zur-Verfügung-Stellen der Medieninhalte im Internet ist wohl die gravierendste Entscheidung der Medienbranche gewesen. Dadurch haben es Print-Medien momentan sehr schwer, sich zu finanzieren. Die Ressourcen, Zeit und Geld, sind knapp. Dazu nun mehr im nächsten Themenbereich.

c) Ist-Zustand

Die derzeitige Situation des investigativen Journalismus in Österreich wird überschattet von der schlechten finanziellen Situation der Medien. Daher kommt das auch überwiegend in den Interviewaussagen zur Sprache. Zusätzlich gibt es einen starken Kritikpunkt bei dem Verhältnis zwischen Politik und Medien in Österreich. Skrabal sagt ganz klar: »Politik und Journalismus sind sich in Österreich viel zu nahe« und führt fort: »Die Politik hat erkannt, dass Informationen ein hohes, teures Gut sind und ich mich mit Journalisten gut stellen und mit Infos versorgen kann. Dafür kriege ich dann eine schöne Geschichte.«

Besonders stark zeigt sich dieser Zustand in der Litigation-PR, von der Klenk und Hausjell sprechen. Es ist die gesteuerte Einflussnahme durch Pressearbeit während bzw. vor und nach einem juristischen Prozess. Gekonnt wird in den Medien eine Meinung veröffentlicht, um den Mandanten und seinen Ruf zu schützen. Die Interessensparteien tun so, »als würden sie dem Journalismus helfen, aber in Wirklichkeit legen sie die falsche Spur« sagt Klenk.

Leider wird dieses Thema noch zu wenig vom investigativen Journalismus behandelt, stellt Hausjell fest, nicht nur die Litigation-PR, sondern auch ganz allgemein die Öffentlichkeitsarbeit.

»Heute haben wir auf jeden Fall ein Übermaß an PR, das heißt, investigativer Journalismus ist schon einmal gut beraten zu schauen, wer macht am meisten PR, dort ist wahrscheinlich auch der meiste Dreck dahinter. Das ist eine einfache Weisheit: außen hui, innen pfui. Die etwas zu verbergen haben lenken auf andere ab, oder stellen sich ins glänzende Licht, obwohl die Verhältnisse hinterbei grauenvoll sind.«

Grundsätzlich wäre der Bedarf an kritischem, ausgewogenem Journalismus da, so Fleischhacker, ihn zu decken, ist das Schwierige. Denn dafür braucht es Ressourcen, die »aufgrund bröckelnder Geschäftsmodelle in den meisten klassischen Medienhäusern immer weniger zur Verfügung stehen«. Auch wenn sich ein Medium die Reputation vielleicht verbessern kann, wenn es auf diese Form des Journalismus

setzt, »weil man sagt, aha, Respekt für jeden, der das in diesen schwierigen Zeiten noch macht.« Trotzdem in der »Verbreitung und in der Möglichkeit das zu machen geht es bergab – gemeinsam mit den Ressourcen und den Umsätzen der Medienhäuser«, so der *Addendum*-Chefredakteur.

Manche Medien starten den Versuch, blattübergreifend zusammenzuarbeiten, um so mehr Ressourcen für eine Geschichte zu haben. Dazu sagt Klenk:

»Wir sind in diesem schwierigen Bereich, wo sich die Frage stellt, wie sehr sollen die Kolleginnen und Kollegen kooperieren. Wir haben das ja gemacht mit dem *ORF* oder hin und wieder mit internationalen Medien. Gleichzeitig leben natürlich die Medien davon, dass sie gewisse Informationen als erstes haben, dass sie Breaking News produzieren, weil das halt für Reichweite sorgt.«

Für den *Profil*-Redakteur Nikbakhsh hat sich diese Frage schon geklärt. Er arbeitet bereits mit anderen Medien zusammen und nennt mehrere Beispiele.

»Wir haben rund um die Aufarbeitung der Eurofighter einen gemeinsamen Datenraum eingerichtet im Internet mit *Dossier*, die zum Beispiel super Arbeit leisten. [...] Ich habe die Unterlagen und sie das Know-how gehabt.«

Ebenso gab es Kooperationen mit dem *Standard* für den BVT-Fall oder mit der *Presse* als es um den Immobilieninvestor Tojner ging. Dazu Nikbakhsh weiter, auf die Frage, ob das Konkurrenzdenken in der Branche dafür nicht zu hoch ist.

»Klar geht's. Man muss es sich nur ausmachen. Sind alles Erwachsene. Wer das sagt, hat nicht verstanden wie Journalismus funktioniert. Das draufsitzen auf der eigenen Geschichte und abstechen und so.«

Wenn man ihm eine Geschichte wegnimmt, ärgert er sich vielleicht einen Tag drüber, aber am nächsten ist es wieder vergessen. Langsam setzt sich dieses Denken in den Köpfen der österreichischen Journalisten durch. Es wäre eine Möglichkeit, den investigativen Journalismus weiter betreiben zu können. Doch was fehlt, ist ein klarer Zuspruch in der Branche für diese Art der Berichterstattung. In den heutigen Medienhäusern wird der Investigative noch zu unstrukturiert betrieben, so Skrabal.

»Österreich zeichnet sich dadurch aus, dass es keine Institutionalisierung des investigativen Journalismus gibt. [...] In Österreich sind das Einzelpersonen, die sich mit investigativem Journalismus auseinandersetzen. [...] So wie es einen Picture-Desk und eine Grafik-Abteilung gibt, gibt es kein Recherche-Ressort, wo das Handwerk vermittelt und ausgebaut wird.«

Es liegt also am Journalisten selbst, investigativ zu arbeiten. Wodurch es jedoch zu einem Phänomen des »Sternchen-Kults« kommt, wie es Graber von *Der Standard* nennt.

»Mein Problem damit ist, dass sehr oft die Journalisten im Vordergrund stehen und nicht die Geschichten bzw. die Tatsachen, die berichtet werden. [...] Der Sinn von Journalismus ist nicht, dass man Journalisten huldigt, sondern dass man Tatsachen beschreibt.«

An die Aussage schließt sich Herrnböck an:

»In Österreich verlassen sich die Journalisten auf ihren Namen. Schreiben mehr für sich selber, als für das Publikum.«

Das sieht Herrnböck insofern schwierig, weil die Redakteure dadurch nicht darauf achten, sich selber zu vermarkten.

»Die Journalisten legen keinen Wert darauf ihre Geschichte zu verkaufen. Das soll das Marketing übernehmen und sie wollen nichts vom Geschäftsmodell wissen. Da geht's aber nicht um Anzeigentrennung, sondern um die neuesten Erkenntnisse über Medienpsychologie und Social Media, die ich umlege und anwende auf meine investigative Geschichte. In Amerika gibt es dafür wirklich neue Jobs, Personen, die in den Projekten involviert sind und dann wissen, wie sie die Geschichte an die richtigen Zielgruppen auf die richtige Weise vermitteln. [...] (online) Marketing ist einfach ein Teil des Projekterfolgs.«

Dieser Feststellung ist die Aussage von Klenk zuzuordnen. Er befüllt die sozialen Medien mit seinen Inhalten und nützt die Möglichkeit, sich und seine journalistische Arbeit zu vermarkten. Dem sollten sich aber noch mehr Journalisten anschließen.

Heruntergebrochen lassen sich die Fehler des Systems also durchaus erkennen und wären auch leicht zu ändern. Ganz essenziell wichtig ist ein Umdenken in der Medienbranche, im Hinblick auf Kooperationen national und weltweit, aber auch auf die einzelne Person in der Redaktion bezogen. Zusammenarbeit muss die Norm werden, sowie die Adaption der neuen Medien in allen Bereichen. Ohne dabei die eigenen Inhalte zu verschenken. Was der investigative Journalismus dabei für eine Rolle spielt, wird anschließend weiter ausgeführt.

7.3.2. Ergebnisse zur Forschungsfrage 2

FF2: Was kann der investigative Journalismus für die Medienbranche und die Gesellschaft leisten?

Mit der zweiten Frage ist das Interesse erfasst, welchen Einfluss der Investigative auf die Gesellschaft hat. Das Thema zieht sich durch die gesamte Arbeit, sowie die Handhabung des investigativen Journalismus in der Medienbranche. Da die Interviewpartner investigativ arbeiten, ist eine dementsprechend positive Haltung zu spüren. Trotzdem gehen bei der Frage der Finanzierung die Meinungen auseinander. In den Interviewaussagen treffen die gleichen beiden Standpunkte aufeinander, die im Forschungsstand bereits gegenübergestellt wurden. Die eine Gruppe sagt, der Ressourceneinsatz kann sich nicht rentieren, die anderen sind der Meinung, dass sich investigativer Journalismus sehr wohl finanziell auszahlt. Für die Gesellschaft ist diese Form der Berichterstattung trotzdem essenziell wichtig, darüber ist man sich einig.

a) Einbettung in die Medienlandschaft

Im ersten Themenblock zur zweiten Forschungsfrage soll aufgezeigt werden, wie der investigative Journalismus in der Medienbranche gesehen wird. Die Interviewpartner sind sich einig, dass es diese Form des Journalismus in den Medien braucht.

Herrnböck vertritt die These, dass der Investigative »ein wichtiger Schlüssel ist, nicht der einzige, der dem Journalismus eine Zukunft sichern kann«. Grund für diese Annahme ist, dass »es der Kern von Journalismus ist«. Alles was den investigativen Journalismus auszeichnet, soll ein ernstzunehmender Journalist auch verfolgen. Beschreiben, was er sieht, unabhängig arbeiten, kritisch sein, alles überprüfen und belegen. »Das ist die Kernaufgabe. Und dahin zurück zu gehen, tut dem Journalismus gut«, sagt Herrnböck. Es kann dadurch zu einer Professionalisierung im Journalismus kommen, führt die Wissenschaftlerin weiter aus.

»Weil es sehr handwerklich ist und man es am besten lernen kann. Weil es so klare Richtlinien gibt. Investigativer Journalismus ist die wissenschaftlichste Herangehensweise.«

Auch Klenk sieht in dieser Art der Berichterstattung die Chance, als Medium wieder aufzublühen. Das Warum, erklärt Skrabal.

»Eines kann ich schon sagen, investigative Geschichten haben etwas, was andere Geschichten nicht haben. Es sind eigene Geschichten. Nicht die APA-Meldung, die in

allen Medien steht. Ich glaube, dass du dich als Medium in der schnelllebigen Zeit, mit dem Internet, wo du die News von überall irgendwie kriegst, nur dann abheben kannst, wenn du eigene Geschichten machst und in die eigene journalistische Arbeit investierst.«

Bobi formuliert es noch etwas zugespitzter.

»Es ist die einzige Chance, überhaupt zu überleben. Die Angst vor dem Netz ist ja nicht ganz unberechtigt, weil viele Zeitungen so schlecht sind, dass sie vor Laien aus dem Netz Angst haben müssen. Da können die Zeitungen gleich zusperren.«

Nikbakhsh setzt als Ressortleiter der Wirtschaft ebenso auf investigative Geschichten. Er vertritt die Ansicht seiner Kollegen.

»Ich glaube, dass jedes Medium gut beraten wäre, den eigenen investigativen Charakter ins Zentrum des Handelns zu stellen, weil was soll ein Medium sonst bitte sein? Als nicht genau das, nämlich dem Missbrauch von Macht auf den Grund zu gehen, public watchdog zu sein.«

Das heißt, aus Sicht der Interviewpartner ist der investigative Journalismus besonders wichtig, um sich gerade als Print-Medium zu behaupten. Denn im Internet stehen die aktuellen Meldungen, dieser Schnelligkeit kann ein Print-Produkt nicht Herr werden. Stattdessen muss es mit anderen Inhalten punkten, die der Leser online nicht lesen wird. Die Zusammenhänge, die Hintergründe, die tiefgehenden Reportagen. Die klassische Art zu berichten ist retrograd, wie es Köpf nennt.

»Das eine wird repliziert, also ich berichte über das Erdbeben, das, was ein Politiker gesagt hat. Man spricht von retrograder Berichterstattung, nach hinten gerichtet. Das war.«

Der investigative Journalismus ist hingegen zeitlos, zumindest in den meisten Fällen, so Köpf. Das ist besonders im Magazinjournalismus wichtig und wertvoll.

»Du musst ja Prophet sein, wissen was in zwei Monaten interessant ist. Und eine investigative Geschichte ist immer zeitlos. In den meisten Fällen. Ich bin nicht dem Zeitdruck meiner Kollegen unterlegen, die sieben Geschichten in einer Woche machen müssen, sondern ich mache eine in zwei Monaten. Das hat natürlich eine andere Qualität.«

Für Köpf zeichnet den investigativen Journalismus »die Einzigartigkeit, die Cleverness in der Themenwahl und die Unverfrorenheit der Herangehensweise aus«, Eigenarten, die es im Journalismus braucht.

Natürlich braucht diese Art der Berichterstattung Ressourcen und Zeit, wie es auch Hausjell im Gespräch sagt. Derzeit sind die Rahmenbedingungen denkbar schlecht,

aber trotzdem haben sich viele Journalisten, u.a. aus den genannten Gründen, dem investigativen Journalismus angenommen.

»Dass wir trotzdem ein gewisses Maß an investigativem Journalismus haben, hat damit zu tun, dass es eine Reihe von engagierten Journalistinnen und Journalisten gibt, die in ihrem Selbstverständnis das trotzdem leisten wollen. Wo ich aber überzeugt bin, sie würden deutlich mehr leisten können, wenn die Redaktionen stärker ausgestattet wären mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, wenn der Druck auf die einzelnen Journalistinnen und Journalisten innerhalb verschiedener Zeiträume Geschichten zu liefern nicht so groß wäre, wie er jetzt ist.«

Das ist die wissenschaftliche Sicht Hausjells'. Der Situation im Land entgegenzuwirken und die Medien bzw. den investigativen Journalismus zu unterstützen, dem hat sich Fleischhacker mit *Addendum* verschrieben.

»Der investigative Journalismus ist natürlich der aufwendigste, weil er Zeit und Ressourcen und auch Skills braucht. Die Journalisten müssen technologisch versiert sein, mit Datenbanken umgehen können, dazu in der Lage sein, Informationen zu verknüpfen – einerseits verstandesmäßig, aber auch technologisch. Sie müssen gewisse Standards im Sicherheitsbereich der Kommunikation wahren, möglicherweise auf Mittel der verschlüsselten Kommunikation zurückgreifen, um sich und Informanten zu schützen. Also relativ aufwendig das Ganze. Die Ressourcen dafür haben eben sehr viele klassische Verlagshäuser nicht mehr, weil ihnen mit der Digitalisierung das Geschäftsmodell zusammenbricht. Dafür gibt es uns, und wir wollen einen Beitrag dazu leisten, dass es diese Art von Journalismus weiterhin gibt.«

Es stellt sich die Frage, wie es nun trotzdem möglich sein kann, dass der investigative Journalismus in der Medienlandschaft erhalten bleibt. In der Literaturanalyse wurden bereits acht Finanzierungsmodelle vorgestellt. Wie die ökonomische Situation nun in der Praxis aussieht, konnte durch die Interviews geklärt werden.

b) Finanzierung und ökonomische Aspekte

Zu Beginn sollen mit den Aussagen von Julia Herrnböck die verschiedenen Aspekte aufgezeigt werden, wieso es der investigative Journalismus in Österreich so schwer hat. Dafür bringt sie nicht die Perspektive ein, dass alle Medienhäuser zu wenig Geld haben, sondern ganz im Gegenteil. Sie bekommen zu viel Geld vom Staat, wodurch es keinen Grund gibt, sich in der Qualität zu verbessern, weil es immer noch die Presseförderung und Schaltung von Inseraten gibt.

»Wir haben eine ungewöhnliche Förderung der Medienlandschaft. Zum einen durch die Presseförderung, die unique ist in Europa, dass der Staat die Presse anteilmäßig finanziell unterstützt, mit ein paar Millionen Euro. Der größere Brocken ist die hohe

Anzahl an öffentlicher Werbung, von Ministerien bis hin zu teilstaatlichen Unternehmen – Energie- und Verkehrsbetriebe, die in Summe, laut offiziellen Zahlen, um die 280 Millionen Euro an Inseraten schalten. Das macht bei manchen Medien fast ein Drittel des Umsatzes aus. Das heißt, ich habe in Österreich vergleichsweise wenig Druck, innovativer zu werden, neue Strategien zu entwickeln, weil es kommt ja Geld rein, ohne etwas zu ändern. [...] Österreich hat auch den größten Print-Anteil mit über 60 Prozent in der ganzen EU. Das liegt eben an der Presseförderung und den Inseraten. Da stellt sich nicht die Frage, ob Medien auch ohne überleben würden. Es gibt kein unternehmerisches Denken im österreichischen Journalismus.«

Die Situation würde erst ein Umdenken fordern, wenn eine neue Regierung keine Inserate mehr schalten würde. Ab da müssten sich die Verlagshäuser schnell eine neue Strategie der Finanzierung überlegen. Allerdings werden die Leser alleine den finanziellen Verlust nicht tragen können. Das ist leicht erkennbar, wenn man sich die Aufteilung des Umsatzes bei einer Zeitung ansieht.

»Da kommt ein Drittel des Umsatzes von Abonnenten. Ein Drittel aus Rubriken, da gehören Stellenanzeigen, Immobiliensuche, Autoanzeigen usw. dazu. Und ein Drittel Werbung. Also egal wie super die Leser sind, die werden das alleine nicht tragen können«, sagt Herrnböck.

Das ist ein Problem für die zukünftige Finanzierung eines Mediums, das schleunigst gelöst werden sollte. Schon deshalb, um wieder unabhängig vom österreichischen Staat zu werden. Nur so kann ernsthafter, kritischer Journalismus entstehen. Aber viel wichtiger, diese drei Säulen der Finanzierung, werden immer instabiler. Nikbakhsh hat überhaupt eine Säule schon der Vergangenheit zugeschrieben.

»Das Inseratengeschäft ist großflächig, dauerhaft tot, glaube ich. Wozu willst du als Inserent noch in ein klassisches Papiermedium, wenn du eine Zielgruppen gerichtete *Facebook*, *Instagram*, *YouTube* schlag mich tot Werbekampagne machen kannst, die viel weniger kostet. Warum sollst dann noch in einer Zeitung inserieren.«

Das gilt nicht nur für die Werbung, also ein Drittel der Finanzierung, sondern auch für das zweite Drittel, die Rubriken. Dazu Nikbakhsh weiter:

»Gerade bei den tagesaktuellen Medien, das ganze Kleinanzeigen-Geschäft ist völlig implodiert. Wer sucht heute noch eine Immobilie in einer Zeitung? Wer sucht heute noch einen Job in einer Zeitung? Wer sucht heute noch einen Partner in der Zeitung? Mit 75, der Rest ist auf *Tinder*.«

Und auch bei den Lesern wird es immer schwieriger. Die Verluste der ersten beiden Säulen können durch den Konsumenten nicht aufgefangen werden. Dafür müsste das Print-Produkt ungeheuer teuer werden. Das geht nicht.

»Du kannst Medien nicht beliebig teuer machen, um die Verluste auf der Anzeigenfront auszugleichen. Es geht sich halt nicht aus. Weil du verlangst dann immer mehr fürs Produkt, aber es wird nicht besser, sondern eher schlechter«, so Nikbakhsh.

Heruntergebrochen kann man sagen, dass sich die Medienbranche einerseits überlegen muss, welche Einnahmen sie statt den Anzeigen generieren können. Andererseits braucht es Qualität in den Inhalten, um überhaupt noch einen Wert zu schaffen, der gekauft wird.

Es gibt eine weitere Situation in den Medienhäusern, durch die viel Geld, aber auch Potential für Innovationen verloren geht. Die Kluft im Gehalt und im Handwerk zwischen der eingesessenen und der jungen Generation in Redaktionen. Dazu Herrnböck:

»Es gibt die einen, die gut schreiben können, in den 80ern und 90ern mit super Verträgen angefangen haben, wo Journalismus noch eine Goldgrube war und dadurch heute sieben bis acht Mal mehr verdienen als die Neuen. Die wollen aber mit online nichts zu tun haben. Auf der anderen Seite habe ich die von den Fachhochschulen, die Grafiken animieren können etc. Aber dafür nicht eingeteilt werden, sondern die Agenturmeldungen reinschaufeln. Die könnten sich super ergänzen, arbeiten aber nicht zusammen.«

Die Teamarbeit der Generationen findet nur vereinzelt statt, wie es beispielsweise Nikbakhsh vom *Profil* schon erzählt hat. Das ist eben eine Möglichkeit, Recherchen preiswerter und qualitativ besser zu machen.

Die grundlegende Frage, die sich stellt, ist allerdings, ob es der investigative Journalismus überhaupt wert ist, finanziert zu werden. Natürlich es gibt den essenziellen Beitrag für die demokratische Gesellschaft, aber wie sehen die konkreten Zahlen aus? Auf den ersten Blick sehen es die Experten als nicht rentabel, investigativen Journalismus zu betreiben. Fleischhacker würde einem Medium aus betriebswirtschaftlicher Sicht in der momentanen Situation nicht dazu raten.

»Unter ökonomischen Bedingungen ist es ziemlich riskant. Hohe Anfangsinvestitionen, unvorhersehbare Dauer. Wenn es gut geht, hat man natürlich hohe Reputation und kann die möglicherweise monetarisieren. Unter betriebswirtschaftlichen und Investoren-Gesichtspunkten ist es eher ein Hochrisikobereich.«

Auch Köpf glaubt nicht, dass sich die Berichterstattung auszahlt.

»Aus dem einfachen Grund, weil heute sehr schnell vergessen ist, wer die Geschichte aufgedeckt hat. Wenn du wirklich einen Knaller hast, ist das sofort auf allen Kanälen, aber du wirst meist nicht mehr zitiert. Der investigative Journalismus hat ja eigentlich nur der Glaubwürdigkeit eines Magazins oder einer Sendung geholfen. Früher haben die Leute deshalb die Zeitung gekauft. Heute würde sich das nicht mehr

niederschlagen in den Verkaufszahlen. Heute ist es eher ein Prestigeprojekt, investigativ zu arbeiten.«

Darauf könnte man allerdings die Ansicht wie Herrnböck einnehmen, dass heute eine Geschichte für sich selbst stehen muss. Eben, weil sie nicht in der Stamm-Zeitung gefunden wird, sondern sich im Internet von den zahlreichen Neuigkeiten abheben muss.

Eva Roither von Ö1 sieht für ihr Medium, das Radio, auch keinen finanziellen Mehrwert.

»Also, investigative Geschichten fürchte ich, zahlen sich in dem Sinn nicht aus. Gerade bei engeren Themen, wie bei den Musikkonservatorien in Wien.«

Sie konnte keinen Anstieg bei den Hörern erkennen, wenn sie einen investigativen Beitrag ausstrahlten. Um solche Themen trotzdem bringen zu können, braucht es eben den öffentlich-rechtlichen Auftrag bzw. die staatliche Förderung.

Doch es geht auch ohne österreichischen Staat. Bestes Beispiel dafür: *Dossier* und *Falter*. Beide Medien sind online und (bald) in Print erhältlich. Die Zahlen sprechen für sich.

»Wo wir am Anfang mit 800 Euro gestartet sind, wirft jetzt im Jahr etwa 300.000 Euro ab. Was das zwar nicht abdeckt, was wir sonst an Arbeit und Ressourcen investieren, aber die Entwicklung gibt uns recht«, sagt Zarinfard.

Auch Florian Klenk kann von steigenden Abos und Lesern sprechen. Gerade in der vorherrschenden politischen Wetterlage. »Also für uns rentiert es sich«, sagt der Chefredakteur.

»Ich kann mich erinnern, als wir das letzte Mal mit einer richtigen, großen investigativen Geschichte rausgegangen sind, mit der Pröll-Stiftung zum Beispiel. Das hat uns schlagartig wahnsinnig viele Abos beschert. Es hat uns bekannt gemacht in Niederösterreich, bei denen, die vorher den *Falter* nicht so gekannt haben. Auch die Geschichten jetzt mit dem Kickl, die verschiedenen Skandale, die wir aufdecken. Oder die Liederbücher der Burschenschaften von meiner Kollegin Nina Horaczek. Die Panama Papers, die Paradise Papers von meinem Kollegen Josef Redl.«

Der Grund dafür? Die Leute haben wahrgenommen, dass es sie beim *Falter* Information kriegen, die sie woanders nie kriegen, so Klenk.

»Weil gerade in Boulevardmedien gibt es sehr oft einen Kommando-Journalismus, wo halt wirklich vorgegeben wird, was zu berichten ist und was berichtet werden darf. Oder die fachliche Ausbildung der Kollegen ist einfach nicht so weit, wie bei uns. Wir haben lauter Leute, die mittlerweile auf ihrem Gebiet Experten sind.«

Für Klenk ist es also ganz klar:

»Natürlich zahlt es sich aus. Ich glaube, umgekehrt jene, die nicht auf investigativen Journalismus setzen, werden on the long run keine Zukunft haben, außer sie prostituieren sich oder werden korrupt.«

Was in der Diskussion rund um die Finanzierung von investigativem Journalismus auf der Spur bleibt: Es gibt investigative Geschichten, die dem Medienhaus nichts kosten. Zum Beispiel, wenn ein Paken an Akten vorliegt, der in sich alles erfüllt. Es braucht nur noch ein paar Re-Check-Anrufe und die Geschichte ist fertig, sagt Klenk.

Die beiden großen österreichischen investigativen Journalisten Nikbakhsh und Graber lassen investigative Recherchen überhaupt nebenbei herlaufen. Die tägliche Arbeit muss dadurch keine Einbußen haben. Dazu Graber:

»Ich mache das oft nebenbei. Da ist halt eine Recherche, die im Hintergrund läuft, aber ich schreibe trotzdem jeden Tag eine Geschichte. Und irgendwann mach ich halt die, wenn ich sie am Boden hab. Das ist aber nach außen hin, zumindest bei mir, nicht sichtbar. Das ist dann eine Geschichte, von der keiner weiß, ob ich drei Tage oder drei Monate daran gearbeitet habe.«

Und Nikbakhsh schließt an:

»Du hast ja auch nicht jeden Tag oder jede Woche irgendeinen Knaller. Du hast Recherchen, die laufen und wenn sie fertig sind, schreibst du's. That's it.«

Teuer wird es erst, wenn die Recherchen einen aus dem Büro führen, wenn man herumfahren muss und sich vor Ort umschauen und mit Leuten reden muss. Aber vor diesem Schritt kann sehr viel vom Schreibtisch aus erarbeitet werden. Telefonate führen, Recherchen am Computer machen, Dokumente durchforsten. Hier kann auch schon festgestellt werden, ob es das Thema wert ist, dem weiter nachzugehen. Erst dann braucht es den Weg nach draußen. Die paar Recherchen auswärts sollte sich ein Medium aber noch leisten können. Immerhin ist die Wahrscheinlichkeit hoch, wenn die Geschichte wirklich wasserdicht und gut aufbereitet ist, dass die Ausgaben bis zu einem gewissen Teil wieder gedeckt werden. Doch dieses Umdenken braucht es erst noch, so Bobi.

»Das ist das Paradoxe, dass der Leser diese exklusiven Aufrisse will. Dass sich ein Medium darüber definiert. Es hätte jeder gerne, und jeder müsste es haben, aber von selber geht das nicht.«

Es fehlt an Engagement auf allen Seiten. Vielleicht braucht es dafür eine bessere Aufklärung der Menschen, wie es im nächsten Themenblock diskutiert wird.

c) Wert für die Gesellschaft

Um die zahlende Leserschaft wieder zu den Medien zurückzuholen ist ein Ansatz, der in mehreren Interviews genannt wird, dass die Gesellschaft über den Wert von qualitativ hochwertigem Journalismus aufgeklärt werden muss. Ansonsten kann eine Reportage noch so gut sein, wenn sie keiner zu schätzen weiß. Dann wird das lustige *YouTube*-Video oder das Spiel am Smartphone immer spannender sein. Wir verbringen täglich zu viel Zeit mit unseren Handys, die wir dafür verwenden könnten, produktive Inhalte zu konsumieren. Dieser Ansicht ist beispielsweise Hausjell und sagt:

»Das Prinzip Carpe Diem sollte man in dem Zusammenhang dem Publikum etwas klarer machen. Dazu braucht es, glaube ich, intensivere Debatten auf Augenhöhe, darüber wie Journalismus funktioniert und wie er finanziert wird und ja, auch warum investigativer Journalismus überlebenswichtig für moderne Demokratien ist.«

Der Ansatz, bei der Leserschaft anzusetzen, ist eine gängige Meinung, wie das genau funktionieren soll, ist noch ungeklärt. Bobi sagt im Interview, dass es als Unterrichtsfach in den Schulen gelehrt werden soll. Es muss vermittelt werden, wie Medien funktionieren und aufgebaut sind, wie Inhalte überhaupt entstehen. Außerdem ist es wichtig, dass die Leute vergleichend Lesen lernen, so Bobi. Das heißt:

»In drei Zeitungen die gleiche Geschichte lesen und wissen, was die Zeitung will. Ein Gefühl bekommen was eine Meinung ist. Es braucht unabhängig denkende Menschen. Sie lesen etwas und verwenden es sofort im nächsten Gespräch. Aber die müssen diesen Prozess lernen zu erkennen. Reflektieren.«

Hausjell sieht darin weniger die Schulen als die Medien gefordert.

»Ich glaube nicht, dass es allzu viel Sinn macht für die Medien darauf zu warten, dass die Politik auf Medienkompetenz setzt. Ich meine, wir haben jetzt ein paar Jahrzehnte in Sonntagsreden über Medienkompetenz-Bildung und früher Medienerziehung hinter uns gebracht und es hat keine der Regierungen bisher Überzeugendes geleistet.«

Natürlich wäre es wichtig, ein Fach in den Schulen einzuführen, aber das wird noch dauern. Außerdem würde das auch nur die nächste Generation betreffen. Die Zielgruppe der jetzigen Zahler ist dadurch nicht erfasst. Der schnellste Weg geht über die Medien selbst.

»Journalismus sollte das tun, was er kann: spannende, wichtige, essenzielle Geschichten erzählen, nämlich auch zum Thema Medien und Journalismus selber. Da ist ein Punkt zu überwinden«, sagt Hausjell.

Dass der Journalismus Einfluss auf die Gesellschaft hat, ist ihm nicht abzusprechen. Das sehen auch die Interviewpartner dieser Arbeit so. Durch die Themensetzung erlange man öffentliche Relevanz, sagt Zarinfard. Und nennt dafür ein konkretes Beispiel:

»Durch die Asyl-Geschichte wurden die Kontrollen in Niederösterreich von halbjährig auf vierteljährig erhöht. Manche Pensionen wurden zugesperrt. Bei gewissen Elementen können wir mit unserer Art des Journalismus für Veränderung sorgen.«

Auch Köpf hat konkrete Auswirkungen erlebt, die er durch seine Reportagen erreicht hat.

»Zum Beispiel, wie ich mit einer Tasche voller Waffen einfach so ins Landesgericht reinmaschiert bin – bis zum Präsidenten. Seitdem gibt es dort die starken Kontrollen wie am Flughafen.«

Eine der größten investigativen Aufdeckungen in letzter Zeit waren wohl die Panama Papers. Das löste viele Reaktionen aus und hatte konkrete Konsequenzen, wie Klenk sie aufzählt.

»Ich würde sogar behaupten, es gab keine Recherche weltweit, auf die es so viele Reaktionen, so viele Gesetzesreformen gab. Es ist so weit gegangen, dass es nicht einmal mehr die Anwaltskanzlei in der Form gibt. Auf den britischen Virgin Islands oder den Bahamas ist das Offshore-Business abgedreht worden. Es sind Minister zurückgetreten, es sind Hausdurchsuchungen durchgeführt worden, Leute sind eingesperrt worden. Eine globale Debatte über die Panama Papers hat sich entfaltet. In Brüssel hat sich ein eigener U-Ausschuss gebildet. Es sind Bücher darüber erschienen.«

Es gibt sogar einen eigenen *Wikipedia*-Artikel²⁵ über die Konsequenzen der Panama Papers. *ICIJ* hat eine Weltkarte erstellt, wo man einsehen kann, was in welchem Land passiert ist²⁶. Natürlich können nicht alle Übeltäter auf einmal eingesperrt werden. Aber durch diese Aufdeckungen wird es der Öffentlichkeit einmal bewusst, was da überall läuft. Klenk weiter:

»Natürlich kann man jetzt sagen, das haben wir schon gewusst, dass Leute Steuern hinterziehen, aber das ist nicht der Punkt. Sondern dass man Evidenz schafft, Beweise erbringt, konkret sagt, der ist es, diese Kanzlei, diese Firma, diese Präsidenten, diese Politiker. Das hat auch einen abschreckenden Effekt auf zukünftige Übeltäter. Sie brauchen nur in Länder schauen, die keinen investigativen Journalismus dulden, da blüht die Korruption und zwar genau deshalb.«

²⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Panama_Papers#Sachverhalte_und_Folgen (aufgerufen am: 18.03.19)

²⁶ <https://offshoreleaks.icij.org> (aufgerufen am: 18.03.19)

Dieser Meinung ist auch Nikbakhsh. Auch für ihn ist der investigative Journalismus essenziell für eine moderne, demokratische Gesellschaft.

»Wie würde eine Welt aussehen ohne? Nordkorea. [...] Wenn niemand mehr den Finger auf Vorgänge legt, die jetzt ganz konkret den Missbrauch von Steuergeldern thematisieren, dann können die, die Steuergelder veruntreuen, machen was sie wollen. Wenn niemand den Finger auf die Verletzung von Menschenrechten legt, dann werden die, die Menschenrechte verletzen, das noch ungenierter tun. Gleiches gilt für Postenschacher, für jede Form von Betrug. Also jede Form von Machtmissbrauch wird damit erleichtert, wird geradezu gefördert. Ich glaube eine Demokratie ohne investigativem Journalismus kann überhaupt nicht funktionieren.«

Gerade mit der vorherrschenden politischen Wetterlage ist diese Form der Berichterstattung wichtiger, denn je. Das sieht Bobi ganz stark.

»Echter unabhängiger, kritischer Journalismus ist gerade in einer Mediendemokratie essenziell, existenziell wichtig. Wo selbst Regierungen schon die Gruppen gegeneinander aufhetzen. Es ist lebenswichtig, dass man eine funktionierende Volkskontrolle finanziert. Die vierte Macht. Ein Begriff der belächelt wird, weil ihn auch viele nicht verstehen. Und weil es wenige Medien gibt, die man als solche definieren kann. Aber niemand wird in die Freunderlwirtschaft stechen, außer jene, deren Aufgabe es ist. Wer soll es sonst machen? Journalismus wird immer wichtiger, umso mehr er eingeht.«

Das heißt, je schwieriger es ist, guten Journalismus zu betreiben, desto wichtiger wird es, dem nachzugehen. Denn genau diese Situationen fordern Gegenstimmen, die deutlich machen, dass es nicht so ist, wie es die Politiker scheinen lassen wollen. »Wo alle das gleiche denken, wird nicht viel gedacht«, zitiert Fleischhacker den Aphoristiker und Wissenschaftler Lichtenberg. Deshalb ist der *Addendum*-Chefredakteur gern anderer Meinung. Die ideologische Monokultur zu durchbrechen, sieht er als seine persönliche Pflicht. Darin liegt auch eine große Verantwortung, denn Medien nehmen Einfluss auf die Bewusstseinsbildung der Gesellschaft. »Der Scheinwerfer der Öffentlichkeit«, wie es Klenk nennt, kann auch negative Folgen haben.

»Vorverurteilung, mediale Hetze, Rangentheben. Das ist auch die Schattenseite der Öffentlichkeit.«

»Es gibt wohl nichts Schlimmeres, als wenn du mit einer Geschichte rausgehst und draufkommst, dass sie nicht stimmt«, sagt Skrabal.

Was einmal publiziert ist, kann man nicht mehr zurücknehmen. Präzises Arbeiten erhält dadurch einen noch höheren Stellenwert. Und das wird mit dem Handwerk des investigativen Journalismus auf jeden Fall gelehrt.

Doch die Berichterstattung muss auch »ein bisschen down coolen, was so los ist«, sagt Herrnböck. Gerade was auf den sozialen Netzwerken passiert. Als verantwortungsvolles Medium soll man »nicht in den Chor eingehen und noch einmal Stimmung dahinter machen, weil damit drei online Abos mehr verkauft werden«. Stattdessen muss investigativer Journalismus »politische Ereignisse einordnen, Aussagen von Politikern überprüfen, Auswirkungen aufzeigen. Zahlen hinterfragen.« Dafür nennt Herrnböck auch ein konkretes Beispiel.

»Beim Investigativen geht es darum, Bewusstsein zu schaffen und zu zeigen, es ist nicht ok, wenn ein Bezirkspolitiker 50 Euro veruntreut, sondern es ist quasi das gleiche, wenn er sich 50.000 Euro aus der Kassa nimmt. Es geht ums Prinzip, dass wir Vertreter wählen, die in unserem Sinne agieren sollen. Ein Bewusstsein für Korruption schaffen und Relevanz erzeugen. Ganz nach den Nachrichtenwerten. [...] Wenn ich sage in Österreich gehen jedes Jahr 800.000 Euro an Steuergeld flöten, dann muss ich sagen, was mit dem Geld gemacht werden könnte. Wir könnten zum Beispiel zwei neue Krankenhäuser im Jahr bauen.«

Das bedeutet, die Berichterstattung muss erstens das Bewusstsein für die Missstände, die Korruption entwickeln und zweitens den Bezug zum Leser herstellen. Nur so, können Medien wirklich etwas bewirken. Denn was interessiert den Österreicher, wieviel Geld ein iranischer Präsident veruntreut hat. Erst, wenn das Leben des Österreichers dadurch unmittelbar betroffen ist, horcht er auf.

Es wird sich nie jeder einzelne der 8,7 Millionen Menschen in Österreich angesprochen fühlen, es sollen nur genug sein. Hausjell bringt dafür ein Beispiel mit Semmel-Essern.

»Wenn ich ein halbes Leben lang relativ schlechte Semmeln esse, werde ich trotzdem überleben. Wenn ich ein halbes Leben keine ordentlichen Zeitungen nutze und ein Großteil der Gesellschaft das tut, kann's passieren, dass diese Gesellschaft demokratisch verarmt und sich autoritäre Tendenzen leichter tun die Demokratie abzuschaffen. [...] Daher braucht es diese Debatten, warum die einzelne journalistische Leistung für den Einzelnen wichtig ist, dass es darüber hinaus aber einen gesellschaftlichen Mehrwert dieser Leistungen gibt.«

Damit schließt sich der Kreis wieder zur Ausgangsdiskussion, der Frage, wie man dem Leser (investigativen) Journalismus schmackhaft machen kann. Eben durch alle bereits genannten Punkte: einzigartige Inhalte, ansprechende Aufmachung, persönliche Relevanz für den Leser, Aufklärung über die Produktionsprozesse und die eigene Arbeit. Was davon umgesetzt wird, kann nur die Zukunft zeigen. Mit der befasst sich nun die dritte und letzte Forschungsfrage dieser Arbeit.

7.3.3. Ergebnisse zur Forschungsfrage 3

FF3: Was sind mögliche Entwicklungen des investigativen Journalismus in Zukunft?

a) Zukunft in den Medien

Auf die Frage, wie die Zukunft der Medienbranche aussieht, speziell was dem investigativen Journalismus bevorsteht, konnten die Interviewpartner natürlich nur Vermutungen aufstellen. Trotzdem war es interessant darüber zu diskutieren. Es herrscht die Annahme vor, dass es den kritischen, unabhängigen Journalismus immer braucht. »Ich glaube, es gibt keine gute oder schlechte Zeit für investigative Recherchen«, sagt zum Beispiel Zarinfard. Das Bedürfnis wird es immer geben. Klenk zitiert dafür Kai Diekmann, von der *Bild*. »Seit der Steinzeit, seit der Mensch am Affenbaum sitzt, will er wissen, wer sitzt oben, wer sitzt unten, wer klettert rauf und wer wird runterfliegen.« Aus diesem Grund werden die Leute immer gute Geschichten lesen wollen, »darüber, wer sie gemacht hat und wer sie missbraucht und wer sie kriegen will«, führt Klenk fort. Es stellt sich also weniger die Fragen, ob es (investigativen) Journalismus geben wird, sondern viel mehr wie er finanziert und über welche Form er konsumiert wird.

»Ich glaube, dass es multimedialer wird. Ich glaube, dass investigative Journalisten nicht nur schreiben, sondern sie werden auch die Fähigkeit haben müssen, ihre Geschichte (im Fernsehen) zu erzählen. Ich glaube, dass der Podcast in Europa eine Renaissance feiert, das beginnt jetzt bei uns. In Amerika ist das schon längst üblich, dass es Podcasts gibt. Wir kommen zum Beispiel als kleines Unternehmen drauf, dass wir als Redakteurinnen und Redakteure unglaublich viel Wissen haben, das wir früher nur einmal gedruckt haben, aber wir können mehrere Formate damit bespielen. Wir können Vorträge halten, Podcasts und kleine Videos produzieren, wir machen Talkshows, schreiben Bücher. Es wird bunter und vielfältiger«, sagt Klenk.

Das bedeutet für Print-Medien, dass sie dem Papier zwar treu bleiben können, sich aber den neuen Entwicklungen nicht verschließen dürfen. Aber dafür sorgt ohnedies die neue Generation, wenn man sie lässt. Das sieht auch Herrnböck so.

»Die Jungen, die nachkommen, wollen auch in der internationalen Community wahrgenommen werden. Die fahren auf Konferenzen und wollen sich dort beweisen. Da kommt schon Druck auf, dass man sich ein bisschen am State of the Art orientiert.«

Hinzu kommen die immer besser werdenden Ausbildungsmöglichkeiten der angehenden Journalisten. Das Angebot an Fachhochschulen und Universitäten ist

breit gefächert, Tendenz steigend. Die Hoffnung auf die junge Generation sieht auch Köpf.

»Ich sehe die Möglichkeit, dass nicht nur arrivierte Journalisten die Geschichten bringen, sondern auch andere Leute. In Wahrheit kann sich eine Gruppe von Studenten zusammentun und sagen: Schau, wir haben Zeit, wir machen unser eigenes Projekt, unser eigenes Online-Magazin. Du kannst heute mit wenig Geld und viel Zeit sehr viel erreichen. Früher brauchtest du das Medium als Drehscheibe. Die Monopolstellung des Journalisten fällt. Heute decke ich das als Privatperson auf. Man sagt nicht mehr, ihr dürft das nicht, weil ihr keine Journalisten seid. Und in dem Fall braucht man keine Angst um Inseratenkunden haben.«

Eine Alternative, immerhin wird es auf der Ressourcenseite nicht einfacher, sagt Nikbakhsh.

»Der Markt für Journalisten wird enger, zumindest soweit es die Arbeitgeber betrifft. Schauen wir mal wie sich diese Kollektive entwickeln. Ich glaube, dass immer mehr entstehen werden. Nur wie die Bezahlmodelle funktionieren sollen, ist mir völlig unklar.«

Das wird im nächsten Punkt diskutiert.

b) Zukünftige Finanzierung

Ganz klar, es braucht zahlende Leser, die bereit sind für journalistische Dienstleistungen Geld auszugeben, sagt Nikbakhsh.

»Mit einer Selbstverständlichkeit, mit der man auch die Werkstätte, den Installateur, den *Billa* bezahlt. Und sagt, ja ich will transparente, glaubwürdige, verifizierte, belastbare Information von Menschen, die das wirklich ernst nehmen und ich bin auch bereit dafür zu bezahlen. Wenn wir so weit kommen, dann sehe ich das Problem nicht.«

Es braucht finanzielle Mittel. Journalismus kostet Geld. Auch wenn das für viele Menschen derzeit nicht verständlich ist, weil sie alle Inhalte gratis im Netz serviert bekommen. Ein Umdenken zu erringen wird schwer sein. Wahrscheinlich wird nur noch eine kleine Elite Geld für den investigativen Journalismus bezahlen, sagt Klenk.

»Ich glaube, es wird zunehmend Menschen geben, die bereit sind für dieses kleine Segment des Journalismus Geld zu bezahlen. Jetzt komme ich in ein AngstszENARIO, es wird vielleicht nur eine kleine Elite sein, die sich das leisten will. Die Masse wird schauen, dass sie das irgendwie gratis kriegt. Vielleicht wird es aber auch so, wie in der Bio-Landwirtschaft, wo irgendwann die Leute draufgekommen sind, dass das Legebatterie-Ei vielleicht doch unter Produktionsbedingung produziert wird, die wir nicht wollen. Und daher kaufen die Leute im Supermarkt heutzutage das Bio-Ei. Das hätte man vor 20 Jahren auch noch für unmöglich gehalten, dass die Leute so viel Geld für Eier ausgeben.«

Die Aussage gibt Hoffnung auf der einen Seite, zeigt jedoch, dass investigativer Journalismus kein Massenprodukt werden wird. Die Meinung von Klenk ist dahingehend realistisch, weil die knappen Ressourcen es wohl nicht mehr zulassen werden. Außer es gibt einen radikalen Stimmungswechsel in der Medienbranche und in der Gesellschaft.

Trotzdem, was würde es brauchen, um sich zukünftig finanzieren zu können? Skrabal nennt dafür drei Formen von Geschichten, mit denen man in Zukunft Geld bzw. Journalismus machen kann. »Recherche-, Meinung-, und Kontextgeschichten«, alles andere sind APA-Meldungen, die alle bringen.« Herrnböck führt diese Überlegung noch etwas aus.

»Wenn sich der Journalismus wieder mehr besinnt auf eigene Themen und Recherche, die Leute mehr rausschickt und nicht nur alle in der Redaktion hocken und Agenturmeldungen kopieren, weil das machen 60 bis 70 Prozent aller Journalisten in Österreich. Nicht weil sie schlecht sind, sondern, weil man immer noch glaubt, dass es um Nachrichten und Masse geht, mit denen man Werbemodelle kreieren kann.«

Dadurch geht sehr viel Geld verloren, das man an anderen Stellen besser einsetzen könnte.

»Es ist eine strategische Frage, wo ich sage, ich spiele meine Leute ein bisschen frei vom Agenturjournalismus, weil damit kann man echt nichts gewinnen, und ich setze sie wieder auf eigene Geschichten an. Das machen jetzt auch die ersten wieder. Zum Beispiel *Standard*, wo der neue Chefredakteur angekündigt hat, er setzt wieder mehr auf Investigativ²⁷.«

Herrnböck weist dabei auf die künstliche Intelligenz hin. Denn die klassischen Agenturmeldungen können von KIs mittlerweile recht gut produziert werden. Sprich, Texte übernehmen und ein Bild aussuchen. Dafür braucht es keine 80 Journalisten mehr.

Schaffen es die etablierten Medien nicht, sich umzustrukturieren, werden den Job des investigativen Arbeitens weiterhin Plattformen wie *Dossier* und *Addendum* übernehmen müssen. Aus diesem Grund wurde das von Dietrich Mateschitz finanzierte

²⁷ Da sich der *Standard*-Chefredakteur, Martin Kotynek, keine Zeit für ein Interview genommen hat und Renate Graber offiziell nicht über Internes sprechen wollte, konnte die Umsetzung der Aussage in der *Standard*-Redaktion in dieser Arbeit nicht genauer untersucht werden.

Medium auch ins Leben gerufen. »*Addendum* ist ein programmatischer Name: Das was fehlt. Weil die Ressourcen fehlen, deshalb machen wir es, weil es wichtig ist«, sagt Fleischhacker und fordert gleichzeitig die klassischen Medien dazu auf, sich wieder aufzurappeln.

»Die große Frage für die Zukunft des investigativen Journalismus ist, ob es möglich ist, für die zweifelsfrei vorhandene Nachfrage Angebote zu finanzieren. Deshalb würde ich mir wünschen, dass die klassischen Medienhäuser ihre Geschäftsmodell-Problematik lösen und erfolgreich werden, um die Ressourcen zu haben, das selber zu machen. In der Übergangsphase müssen Organisationen wie wir, das mitmachen, um es aufrecht zu erhalten. [...] Das Beste wäre, wenn neue Formen von Medien entstehen, die auch ökonomisch unabhängig und finanzkräftig genug sind, um investigativen Journalismus selbst zu finanzieren. Die beste Form der Unabhängigkeit ist immer noch wirtschaftlicher Erfolg.«

Zurück zur Unabhängigkeit auf allen Ebenen. Dieser Wunsch schließt bereits an den letzten Themenbereich an.

c) Wünsche für die Zukunft

Jeder Interviewpartner wurde nach seinen Wünschen für den investigativen Journalismus gefragt. Ein großes Thema war die Einführung der gesetzlich festgelegten Informationsfreiheit, die desgleichen in der Literaturanalyse behandelt wurde (siehe Kapitel 5.4.2.).

»Wir würden mehr erreichen, wenn es so etwas wie ein Informationsfreiheitsgesetz geben würde. Es gibt Organisationen und Personen, die das seit Jahren einfordern und Initiativen setzen«, sagt Zarinfard im Gespräch.

»Für die Zukunft würde ich mir ein breites Verständnis unter den Journalisten wünschen, die abseits von dem Konkurrenzdenken an einem Strang ziehen, das allen hilft bei der Arbeit. Nämlich der freie Zugang zu Informationen.«

Das wünscht sich auch Herrnböck.

»Wir haben gute Journalisten, die ihr Handwerk verstehen und auch die Haltung haben für Meinungs- und Informationsfreiheit einzutreten. Ich würde mir wünschen, dass sich auch mehr Journalistinnen und Journalisten dieser Anforderung anschließen, damit das Thema größeres Gewicht bekommt. Wer sollte sonst dafür eintreten, wenn nicht wir, die diesen Zugang einfordern.«

Und Graber sagt dazu:

»Ich hoffe, dass da endlich mal was weitergeht. Das versucht man ja schon seit einem Jahrzehnt. Das wäre schon sehr wichtig. Die Gesetzesmacher haben halt nicht so das Interesse daran. Aber man soll nicht aufgeben.«

Klenk und Nikbakhsh sehen die Aufnahme der Informationsfreiheit in den Verfassungsrang momentan als sehr unwahrscheinlich. Denn die jetzige Politik hat sicherlich kein Interesse daran. Aber man soll nicht aufgeben, wie es Graber sagt.

Die weiteren Wünsche der Interviewpartner sollen nun den Abschluss der Analyse darstellen.

Graber: »Ich wünsche mir, dass die Journalisten weiterhin neugierig sind und dran bleiben, weiterhin recherchieren und aufdecken. Und sich nicht einschüchtern lassen. Gerade in diesen Zeiten. In Österreich braucht es gerade jetzt eine starke Position und starke Medien. Man muss genau hinschauen. Und das genaue Hinschauen braucht Leute und Geld. Ich hoffe, dass die Verleger und Eigentümer der Medien sich das weiter leisten wollen. Aber ich bin nicht pessimistisch.«

Roither: »Ich wünsche mir mehr für den Investigativen. Mehr Teams, die man fürs Radio begeistern kann. Die beiden Know-hows zusammenführen. Vor allem, weil wir die gute Sendefläche haben. Für das Radio wünsche ich mir, dass wir mit den Sendungen viel länger im Netz aufzufinden sind. Nicht nur sieben Tage, sondern vielleicht ein halbes Jahr. Weil das einfach gute Inhalte sind. Stichwort: Podcasts.«

Herrnböck: »Ich hoffe, dass der investigative Journalismus auch einfach mehr Konsequenzen hat. Weil sonst macht man es nur für sich selber. Aber es gibt Potential.

Klenk: »Ich wünsche mir einerseits, dass unsere Leserinnen und Leser und Hörer erkennen, dass die Arbeit, die wir machen, Geld kostet und sie auch bereit sind dafür zu zahlen. Ich wünsche mir, ein gewisses medienökologisches Denken. Zeitung ist nicht Zeitung. Journalismus ist nicht Journalismus. Es ist nicht so, dass überall wo Journalismus draufsteht auch Journalismus drinnen ist. Ich wünsche mir, dass man differenziert. Dass man sagt, es gibt Bio-Bauern und Massenhendl. Der Bio-Bauer wird immer mehr kosten als das Massenhendl.

Das Zweite, das ich mir wünsche ist, dass das auch der Staat erkennt. Dass er uns nicht als feindliche Macht wahrnimmt und auch nicht als Partner, sondern den Wert von Journalismus erkennt. Der sich in Zeiten der großen Monopole nicht in der Weise finanzieren wird können, wie das früher vielleicht der Fall war. Da kann man schon die Analogie zu Theater und anderen Kultureinrichtungen ziehen und die Frage stellen, ist es uns als Gesellschaft wert, dass es Journalismus gibt. Und wenn es uns wert ist, wie viel sind wir bereit an Steuermitteln dafür aufzuwenden. Soll es überhaupt steuerfinanziert sein? Sprich eine Presseförderung, die auch eine Qualitäts- und Vielfaltsförderung ist.«

8. Fazit und Aussicht

Die Arbeit ist nun am Ende angekommen. Es konnten alle gestellten Fragen der Forscherin ausreichend beantwortet werden. Alle wichtigen Bereiche, mithin die Kontextebenen: Normen, Strukturen, Funktionen und Rollen nach Weischenberg (2004), sind für den investigativen Journalismus behandelt worden. Die Einflussfaktoren nach Redelfs (1996) sind strukturiert ausgeführt worden, einmal durch die Literaturanalyse und einmal durch die Ergebnisse aus den Leitfadeninterviews. Die Kombination aus den beiden Methoden ermöglichte erst die vollständige Ausarbeitung des Forschungsinteresses. Ansonsten wären entweder die historischen Entwicklungen zu kurz gekommen oder die heutigen Zustände hätten unzureichend untersucht werden können.

Es wäre interessant gewesen, noch mehr Persönlichkeiten aus der Medienbranche interviewen zu können. Besonders den *Standard*-Chefredakteur Martin Kotynek oder die *Falter*-Redakteurin Nina Horacek. Man sieht, die österreichische Medienlandschaft ist gar nicht so karg mit investigativen Journalisten besetzt. Da sie noch nicht so gut organisiert sind wie in den USA oder Deutschland und eher Einzelkämpfer sind, muss man die betreffenden Personen der Reihe nach ausfindig machen. Auf jeden Fall gibt es noch einige Experten für weitere Forschungen.

Zum Beispiel wäre es interessant, mit einem kategorisierten Fragebogen noch einmal Meinungen und Aussagen einzuholen. Denn durch die Methode des flexiblen Leitfadens, wie er in dieser Arbeit zum Einsatz gekommen ist, sind die Aussagen eher unstrukturiert und können nicht unmittelbar mit den anderen verglichen werden. Die Auswertung der Ergebnisse gestaltete sich daher etwas schwieriger, da die Interviews individuell waren. Durch den Leitfaden gab es zwar fixe Fragestellungen, die jedoch dem jeweiligen Gesprächspartner angepasst wurden. Dadurch war es schwieriger, alle elf Interviews eins zu eins zu vergleichen. Mit einem Fragebogen wäre es leichter gewesen, eine Aussage den zehn anderen gegenüber zu stellen und zu analysieren. In dem Wissen wurde trotzdem bewusst der Leitfaden gewählt, um dadurch ein größeres Spektrum der Ansichten erfassen zu können. Das gelang auch.

Für weitere Forschungen, die kleinere Themen umfassen, würde sich der Fragebogen sehr wohl eignen. Ein möglicher Untersuchungsgegenstand wäre das Selbstverständnis der österreichischen Journalisten, wie schon im Forschungsstand

erwähnt. Ausgehend von der Studie von Weischenberg/ Malik/ Scholl (2006), die Nagel (2007) in seiner Forschung anführt. Es geht darum, welche Methoden bei investigativen Recherchen als vertretbar oder gar unzulässig angesehen werden. Das Verständnis, was investigativer Journalismus darf oder nicht, könnte so extra und durch einen Fragebogen strukturierter erfasst werden. Die Variablen sind bereits in der vorhandenen Studie von 2006 ausformuliert. Diese zu übernehmen würde einen Vergleich zwischen den Ergebnissen ermöglichen. Dadurch könnte die Arbeitsweise des österreichischen Journalistentums konkret mit anderen Nationen verglichen werden. Mit der Annahme, dass dort der investigative Journalismus besser funktioniert. Es könnten so genaue Vorschläge für ein effektiveres Arbeiten erstellt werden.

Schlussfolgerungen bzw. Lösungsvorschläge lassen sich zur Genüge aus der vorliegenden Magisterarbeit ziehen. Alleine dadurch, dass so viele verschiedene Themenblöcke behandelt wurden. Es war das Ziel der Arbeit, die wichtigsten Bereiche für investigativen Journalismus abzudecken. Auf der historisch-gesellschaftlich-politischen Ebene ist die Wechselwirkung zwischen den Systemen besonders wichtig zu erkennen. Die Basis liefert bereits die Theorie der System- und Akteurtheorie aus Kapitel 4. Der Einfluss der Medienakteure entsteht schon allein durch ihre Arbeit: Das Selektieren von Themen, die als relevant für das Umfeld gesehen werden. Die Gesellschaft ist demnach von den Entscheidungen abhängig, was berichtet wird. In der Akteurtheorie kommt der Einfluss der Medienmacher durch die Aneignung technischer Medien oder den Sturz von öffentlichen Personen zur Geltung. In diesem Zusammenhang nennen die Interviewpartner genügend Beispiele aus der eigenen Praxis. Journalisten haben folglich starken Einfluss auf die Strukturen des Systems. Dem sollte sich jeder aus der Branche bewusst sein. Investigativer Journalismus nimmt dabei eine noch größere Tragweite ein, da seine Themen heikler, kritischer und in erster Linie geheim sind. Aber das System beeinflusst auch umgekehrt den investigativen Journalismus. Die Akteure werden auf der einen Seite durch Werbung und PR beeinflusst, auf der anderen Seite vom Publikum, wie in Kapitel 4.2. beschrieben.

Die rechtlich-normative Ebene setzt Grenzen im Medienrecht, der Informationsfreiheit und durch die Moral. Der Respekt vor dem Menschen und dem Gesetz ist grundlegend bei investigativen Recherchen zu beachten.

Auf der ökonomischen Ebene herrscht die hitzigste Diskussion. Die Arbeit konnte aufzeigen, dass es sehr unterschiedliche Standpunkte gibt: Die Medienhäuser haben kein Geld mehr, weil sie alle Inhalte im Internet verschenken. Es braucht allerdings soziale Medien, um sich selbst und sein journalistisches Produkt zu vermarkten. Auf der einen Seite gibt es keine Ressourcen für aufwendige Recherchen, auf der anderen Seite kann man nur mit aufsehenerregenden Geschichten wieder Gewinn machen. Die Medien werden gefüttert vom österreichischen Staat, können so überhaupt noch existieren, müssen aber unabhängig bleiben, um wieder ernst genommen zu werden. Ein Dilemma.

Für die Forscherin ist ein Aspekt in puncto Finanzierung besonders hervorzuheben. Hamilton (2016) beweist mit seiner extrem aufwendigen Studie, dass sich jeder investierte Dollar eines Mediums um ein Vielfaches rentiert. Die vielen strukturellen Änderungen, die Gesetzesreformen im Staat bringen in weiterer Folge Gewinn für das Unternehmen und die Bürger. Das bestätigen auch die Gesprächspartner Zarinfard, Köpf, Bobi oder Klenk. Dafür brauche es eine erstklassige, ansprechende Geschichte, die leserfreundlich aufbereitet und in allen Aussagen niet- und nagelfest ist. Diese Annahme sollte auf jeden Fall in weiteren empirischen Untersuchungen überprüft werden.

In der vorliegenden Abschlussarbeit ist der investigative Journalismus, wie bereits erwähnt, sehr tiefgehend und ausführlich behandelt worden. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass der Investigative zwar eine eigene Gattung des Journalismus ist, diese aber sehr viel Potenzial für den Journalismus allgemein beinhaltet. Denn durch die detaillierte Auseinandersetzung mit einem kleinen Bereich der Medienbranche können Schlüsse für das gesamte System gezogen werden. Die behandelten Themenblöcke lassen sich genauso auf die gesamte österreichische Medienlandschaft umlegen. Daher können das Fazit und die Aussicht dieser Arbeit sowohl für den investigativen Journalismus, als auch für die gesamte Branche von Wert sein. Folgende Schlussfolgerungen lassen sich daraus ziehen:

- Die historischen Entwicklungen zu analysieren und daraus Rückschlüsse für das Heute und die Zukunft ziehen zu können, sind wertvolle Möglichkeiten, um derzeitige Entwicklungen besser verstehen und kompetenter mit ihnen umgehen zu können.
- Den Neuerungen durch die Digitalisierung und die Globalisierung müssen sich alle österreichischen Medien annehmen. Ansonsten werden sie nicht mehr lange überleben können.
- Den Verlust zahlender Leser, weil die Medieninhalte im Internet gratis zur Verfügung stehen, gilt es in allen Bereichen abzufangen. Denn guter Journalismus kostet nun mal Geld.
- Der Verlust von Qualität und Innovation ist ein Kritikpunkt, den sich jedes etablierte Blatt zu Herzen nehmen sollte. Wofür sollten die Konsumenten sonst noch zahlen?
- Die Vernetzung zwischen Politik und Medien, besonders durch das Inseratengeschäft und die staatlichen Förderungen, sollten alle großen Medienhäuser, so gut es geht, lösen. Nur durch Unabhängigkeit ist es möglich kritischen, qualitativ hochwertigen Journalismus zu produzieren.
- Das journalistische Handwerk zu professionalisieren und Stilmittel für eine leserfreundliche Darstellung der Inhalte zu finden, sind Chancen für die Verbreitung der eigenen Medieninhalte. Besonders die Arbeitsweise des Investigativen kann dafür gute Orientierung bieten.
- Die Kluft zwischen den nachkommenden Jungjournalisten und den alteingesessenen Redakteuren zu schließen, ist für Redaktionen intern wie extern von höchster Relevanz. Um so das vorhandene Know-how bestmöglich einzusetzen.
- Die internationale Vernetzung und die medienübergreifende Kooperation bieten Möglichkeiten, die Medienlandschaft zu neuer Blüte zu führen. Moderner Journalismus funktioniert mit Teamarbeit.
- Die Aufklärung der Gesellschaft über den Wert von investigativem Journalismus geht einher mit einer generellen Bildung in der Medienkompetenz für die Bevölkerung. Nur wer den Wert von Journalismus erkennt und versteht, wird dafür zahlen und ihn unterstützen.

Das sind eine Reihe von Lösungsvorschlägen, die den Journalismus in Zukunft sichern könnten. Die zu Beginn beschriebene Annahme, dass die Medien einfach kein Geld mehr haben, um sich investigativen Journalismus leisten zu können, hat sich im Laufe der Arbeit geändert. Die finanziellen Mittel werden einfach nicht optimal verteilt bzw. eingesetzt. Zumindest von den Medienhäusern, die darüber klagen, zu wenig Budget zu haben. Wer schlechten Inhalt produziert, darf sich nicht wundern, dass ihn keiner mehr lesen, geschweige denn kaufen will. Wobei man hier nicht verallgemeinern darf, ja, es gibt ausgezeichnete journalistische Arbeiten, und die werden auch gelesen. Das sind die wenigen Geschichten, die es wert sind, eine Zeitung oder ein Magazin in die Hand zu nehmen. Wie schafft es der *Falter*, in diesen misslichen Zeiten eine Absteigerung zu erfahren? Weil sich das Wochenblatt dem Kern von Journalismus zugewandt hat. Weil es auf neue Darstellungsformen von Videos, über Comics bis Podcasts setzt. Weil es seine Mitarbeiter fördert. Weil die tätigen Journalisten in internationalen Verbänden vernetzt sind. Weil sie zudem Kooperationen mit anderen österreichischen und internationalen Medien eingehen. Weil sie unabhängig sind von Staat und Politik. Weil sie einen Mittelweg gefunden haben zwischen der kostenlosen Präsenz im Internet und einer Paywall, die der Leser trotzdem einsieht und zahlt. Es soll dem *Falter* damit nicht übermäßig gehuldigt werden, nicht jeder einzelne Beitrag ist ein investigativer Höhenflug. Die Zeitschrift dient bloß als Beispiel dafür, dass der investigative Journalismus alles andere als tot ist. Der Markt hat das Bedürfnis, bietet Potenzial. Das ist ebenso im Zuspruch für *Dossier* und *Addendum* zu sehen. Was auch immer die Meinung über ein stiftungsfinanziertes Medium ist, *Addendum* bemüht sich, neue Sichtweisen auf Themen einzubringen und den Ansichten der Masse entgegenzutreten. Alleine das Kritisieren führt schon zu einer Reflexion, die essenziell für den Fortschritt ist. Und wer nicht von einer Person eine Million Euro haben will, der setzt eben auf eine Million User, die je einen Euro zahlen, so wie es *Dossier* macht. Auch das funktioniert. Das journalistische Produkt darf nur nicht unter dem ökonomischen Druck zermahlen werden. Gerade wenn es finanziell schlecht aussieht, braucht es Innovation und Qualität.

Doch dieser Druck ist noch zu gering in der österreichischen Medienbranche zu spüren, um das anstreben zu wollen. Es sind alle gesättigt durch Millionen Euro, die jährlich in

die Taschen der Medienunternehmer fließen. Nur die vereinzelt Revoluzzer, die erkannt haben, dass so kein Journalismus funktionieren kann, leisten Pionierarbeit. Bei einer Atmosphäre im Land, in der das Recht und die Unabhängigkeit mit Füßen getreten wird, ist die Standhaftigkeit der Kritiker umso wichtiger. Denn, wie schon erwähnt, investigativer Journalismus ist überlebenswichtig für eine demokratische Gesellschaft. Nur die freie, kritische Berichterstattung, die mit wasserdichten Fakten belegt ist, kann korrupte Präsidenten zu Fall bringen, lügende Regierungsmitglieder zum Rücktritt zwingen und menschenverachtende Konzerne als solche entlarven. Nur mit diesem Selbstverständnis kann der investigative Journalismus seine Rolle ausüben, die ihm zugedacht ist: die der vierten Gewalt.

9. Literaturverzeichnis

Blum, Roger (1995): *Mediengeschichte. Entstehung, Entwicklung und Funktionswandel der Massenmedien*. Bern.

Burkart, Roland (2002): *Kommunikationswissenschaft*. 4. Auflage. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Cario, Ingmar (2006): *Die Deutschland-Ermittler. Investigativer Journalismus und die Methode der Macher. Recherche-Journalismus und kritische Medienpolitik, Band 5*. Münster: LIT Verlag.

Clement, Michel/ Lepthien, Anke/ Schulz, Petra/ Loosen, Wiebke (2018): *Alternative models of financing investigative journalism*. Commissioned by the Greens/ EFA Group in the European Parliament. Hamburg: Hans-Bredow-Institut.

Fabris, Hans Heinz (1991a): Journalismus im „neuen“ Österreich. In: Fabris, Hans Heinz/ Hausjell, Fritz: *Die vierte Macht: zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik. S. 1-9.

Fabris, Hans Heinz (1991b): Der verspätete Aufstieg des Journalismus in der Zweiten Republik. In: Fabris, Hans Heinz/ Hausjell, Fritz: *Die vierte Macht: zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik. S. 11-27.

Gärtner, Hubertus (2007): Investigativer Journalismus im Lokalen. In: Pöttker, Horst/ Schulzki-Haddouti, Christiane: *Vergessen? Verschwiegen? Verdrängt? 10 Jahre „Initiative Nachrichtenaufklärung“*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 121-129.

Geretschläger, Erich (1990): Verbände und Institutionen des Medienwesens in Österreich. In: Pürer, Heinz (1990) (Hg.): *Praktischer Journalismus. In Zeitung Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Salzburg: Kuratorium für Journalistenausbildung. S. 629-644.

Haas, Hannes/ Wallisch, Gian-Luca (1991): *Literarischer Journalismus oder journalistische Literatur? Ein Beitrag zu Konzept, Vertretern und Philosophie des „New Journalism“*. Publizistik, 3, S. 289-314.

Haas, Hannes/ Pürer, Heinz (1990): Berufsauffassungen im Journalismus. In: Pürer, Heinz (1990) (Hg.): *Praktischer Journalismus. In Zeitung Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Salzburg: Kuratorium für Journalistenausbildung. S. 441-453.

Haas, Hannes (1999): *Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Haas, Hannes (Hg.) (2006): *Max Winter: Expeditionen ins dunkelste Wien. Meisterwerke der Sozialreportage*. Wien.

Haas, Hannes (2008): *Medienkunde. Grundlagen, Strukturen, Perspektiven*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Wien: WUV Universitätsverlag.

Haller, Michael (2017): *Methodisches Recherchieren*. 8. komplett überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.

Hamilton, James T. (2016). *Democracy's detectives: the economics of investigative journalism*. Cambridge, Massachusetts, London, England: Harvard University Press.

Jacobi, Jutta (1989). *Journalisten im literarischen Text. Studien zum Werk von Karl Kraus, Egon Erwin Kisch und Franz Werfel*. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Kaltenbrunner Andy (2019). Geschichte der Tagespresse und Magazine nach 1945. In: Karmasin, Matthias/ Oggolder, Christian (Hg.) (2019): *Österreichische Mediengeschichte. Band 2: Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Wiesbaden: Springer VS. S. 175-197.

Klenk, Florian (2004): *Investigativer Journalismus*. In: Brix, Emil/ Nautz, Jürgen/ Thien, Klaus (Hg.) (2004): *Zivilcourage*. Wien: Passagen Verlag. S.153 – 159.

Korn, Gottfried (2014): *Einführung in das Kommunikationsrecht*. 6. Auflage. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Ludwig, Johannes (2002): *Investigativer Journalismus: Recherchestrategien – Quellen – Informanten*. Konstanz: UVK.

Ludwig, Johannes (2007): Investigativer Journalismus: Handwerk oder „Hohe Kunst“? In: Pöttker, Horst/ Schulzki-Haddouti, Christiane (2007): *Vergessen? Verschwiegen? Verdrängt? 10 Jahre „Initiative Nachrichtenaufklärung“*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 103-119.

Luhmann, Niklas (1975): *Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. 3. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

MacDougall, Curtis D./ Reid, Robert D. (1987): *Interpretative Reporting*. 6. Auflage. New York.

Nagel, Lars-Marten (2007): *Bedingt ermittlungsbereit. Investigativer Journalismus in Deutschland und in den USA*. Berlin: LIT Verlag.

Nawratil, Ute (2009): Das qualitative Interview: Die Darstellung von Erfahrungen. In: Wagner, Hans (2009): *Qualitative Methoden in der Kommunikationswissenschaft. Ein Lehr- und Studienbuch*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Meier, Klaus (2013): *Journalistik*. 3. überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.

Pürer, Heinz (1990): Ausbildungserfordernisse und Ausbildungswege. In: Pürer, Heinz (1990) (Hg.): *Praktischer Journalismus. In Zeitung Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Salzburg: Kuratorium für Journalistenausbildung. S. 415-430.

Pürer, Heinz/ Signitzer, Benno (1990): Presse in Österreich. In: Pürer, Heinz (1990) (Hg.): *Praktischer Journalismus. In Zeitung Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Salzburg: Kuratorium für Journalistenausbildung. S. 454-500.

Randall, David (2011): *The Universal Journalist*. 4. überarbeitete Auflage. London: Pluto Press.

Rathkolb, Oliver (1991): US-Medienpolitik und die „neue“ österreichische Journalistenelite. In: Fabris, Hans Heinz/ Hausjell, Fritz: *Die vierte Macht: zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik. S. 51-79.

Redelfs, Manfred (1996): *Investigative Reporting in den USA. Strukturen eines Journalismus der Machtkontrolle*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Redelfs, Manfred (2007): „Investigative Reporting“ in den USA: Welche Strukturen stützen den Recherche-Journalismus? In: Pöttker, Horst/ Schulzki-Haddouti, Christiane (2007): *Vergessen? Verschwiegen? Verdrängt? 10 Jahre „Initiative Nachrichtenaufklärung“*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.131-155.

Rühl, Manfred (1980): *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf*. Mainz: Hase & Koehler.

Rühl, Manfred (2011): Theorie des Journalismus. In: Burkart, Roland/ Hömberg, Walter (Hg.) (2011): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung*. 5. Auflage. Wien: Wilhelm Braumüller. S.117-140.

Saxer, Ulrich (2011): Systemtheorie und Kommunikationswissenschaft. In: Burkart, Roland/ Hömberg, Walter (Hg.): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung*. 5. Auflage. Wien: Wilhelm Braumüller. S.85-110.

Schimank, Uwe (2010): Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. 4. völlig überarbeitete Auflage. Weinheim, München: Juventa.

Scholl, Armin & Weischenberg, Siegfried (1998): *Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Wallraff, Günther (2012): *Der Aufmacher. Der Mann, der bei Bild Hans Esser war*. Unzensurierte Originalausgabe. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Weischenberg, Siegfried (2004): *Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis. Band 1: Mediensysteme – Medienethik – Medieninstitutionen*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Worm, Alfred (1981): *Der Skandal. AKH: Story, Analyse, Dokumente. Europas größter Krankenhausbau*. Wien: Verlag ORAC.

9.1. Sammelbände

Brix, Emil/ Nautz, Jürgen/ Thien, Klaus (Hg.) (2004): *Zivilcourage*. Wien: Passagen Verlag.

Burkart, Roland/ Hömberg, Walter (Hg.) (2011): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung*. 5. Auflage. Wien: Wilhelm Braumüller.

Fabris, Hans Heinz/ Hausjell, Fritz (1991): *Die vierte Macht: zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.

Karmasin, Matthias/ Oggolder, Christian (Hg.) (2019): *Österreichische Mediengeschichte. Band 2: Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Wiesbaden: Springer VS.

Pöttker, Horst/ Schulzki-Haddouti, Christiane (2007): *Vergessen? Verschwiegen? Verdrängt? 10 Jahre „Initiative Nachrichtenaufklärung“*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Pürer, Heinz (1990) (Hg.): *Praktischer Journalismus. In Zeitung Radio und Fernsehen. Mit einer Berufs- und Medienkunde für Journalisten in Österreich*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Salzburg: Kuratorium für Journalistenausbildung.

Wagner, Hans (2009): *Qualitative Methoden in der Kommunikationswissenschaft. Ein Lehr- und Studienbuch*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

9.2. Hochschulschriften

Schartmüller, Anita (2009): *Investigativer (Print-Journalismus) in Österreich: Wer betreibt in (noch) und wie funktioniert er?* Magisterarbeit an der Universität Wien.

Stangl, Matthias (2005): *Armut im Journalismus. Der Beginn der Sozialreportage im Österreich des 19. Jahrhunderts*. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Thaler, Selina (2018): *Ein Kind seiner Zeit. Die Bedingungen der Hochphasen des österreichischen Investigativ Journalismus zwischen 1960 und 1999*. Forschungsarbeit an der Universität Wien.

Uhlmann, Valerie (2012): *Hinter der Soutane. Eine Untersuchung der Problematik der verdeckten Rollenrecherche im Umfeld der römisch-katholischen Kirche.* Forschungsarbeit an der Universität Wien.

10. Anhang

10.1. Abstract

Diese Masterarbeit befasst sich mit dem investigativen Journalismus in Österreich. Es geht darum, Entwicklungen in dem Land sowie Einflussfaktoren aufzuzeigen. Grob gefasst, sind das politische und gesellschaftliche sowie rechtliche und ökonomische Rahmenbedingungen, mit denen diese Form der Berichterstattung in Wechselwirkung steht. Zusätzlich spielen der Journalist und sein berufliches Selbstverständnis eine Rolle. Alle diese Aspekte werden in der Arbeit abgehandelt. Zuerst durch eine Literaturanalyse, danach mit der Methode der Leitfadeninterviews. Es kommen Medienmacher und Wissenschaftler zu Wort, die alle mit dem investigativen Journalismus in Verbindung stehen. Die Schilderungen aus der Praxis führen zu wichtigen Schlussfolgerungen und Lösungsansätzen für den investigativen bzw. den gesamten österreichischen Journalismus.

10.2. Leitfaden

Leitfaden für Chefredakteure

- Was bedeutet für Sie investigativer Journalismus?
- Warum ist in Ihrem Medium der investigative Journalismus vertreten?
- Nach welchen Kriterien wählen Sie eine investigative Story aus?
- Wann hat für Sie eine Geschichte genug Material, Informationen, damit Sie diese veröffentlichen?
- Haben Sie ein Thema schon einmal fallen lassen?
- Was zeichnet Sie als unabhängige investigative Plattform gegenüber anderen Medien aus?
- Ist Ihnen schon einmal ein Investor wegen einer Geschichte abgesprungen? Wie sind Sie damit umgegangen?
- Was kann der investigative Journalismus für Ihr Medium beitragen?
- Zahlt sich der investigative Journalismus finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen
- Merkt man einen Unterschied in den Zahlen, wenn Sie eine investigative Geschichte publizieren?
- War das früher anders? Wie hat sich der investigative Journalismus über die Jahre entwickelt? Stichpunkte: Finanzierung, Recherche, Publikation, Themen?
- Welchen Einfluss hat die Globalisierung auf den investigativen Journalismus? Funktioniert der Investigative auch online?
- Wie sehen Sie die Zukunft des investigativen Journalismus? In ihrem Medium und in der österreichischen Medienlandschaft allgemein?

Leitfaden für Journalisten

- Was bedeutet für Sie investigativer Journalismus?
- Nach welchen Kriterien wählen Sie eine investigative Story aus? Was sind Ihre Themen?
- Wann ist für Sie genug Information enthalten, damit die Geschichte niet und nagelfest ist? Haben Sie ein Thema schon fallen lassen? Warum?

- Was zeichnet Sie als investigativen Journalisten aus, im Vergleich zu Ihren Kollegen?
- Warum sind Sie investigativer Journalist? Was ist Ihre Motivation?
- Wer gehört für Sie zu den wichtigsten österreichischen investigativen Journalisten? Warum?
- Wer sind Ihre Vorbilder?
- Wie sehen Sie den investigativen Journalismus im Vergleich zu anderen Arten der Berichterstattung? Was kann der i.J., was andere Formen nicht können?
- Wo liegen die Grenzen des investigativen Journalismus?
- Welche Stilmittel verwenden Sie um komplizierte Themen aufzuarbeiten und leserfreundlich zu machen?
- Wie hat sich der investigative Journalismus über die Jahre entwickelt? Stichpunkte: Recherche, Bearbeitung, Publikation, Themen, Stilmittel
- Wie sehen Sie den Ist-Zustand?
- Kann der investigative Journalismus zu einer Professionalisierung des Journalismus beitragen?
- Zahlt sich der investigative Journalismus in Ihren Augen finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen
- Abgesehen von dem ökonomischen Aspekt, was kann der I.J. für den Journalismus leisten? Heute und in Zukunft
- Welchen Einfluss hat die Globalisierung auf den investigativen Journalismus? Funktioniert der Investigative auch online?
- Wie sehen Sie den Einfluss des investigativen Journalismus auf die Leser und die Gesellschaft?
- Wie sieht die Zukunft des investigativen Journalismus aus? Aufsteigend oder absteigend? Wird es sich ein Medium noch leisten wollen?
- Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Leitfaden für Wissenschaftler

- Was bedeutet für Sie investigativer Journalismus?

- Wo liegt der Unterschied zwischen Sozialreportage und investigativem Journalismus? Kann man sagen, dass die Sozialreportage die subjektive Form ist?
- Dann darf man die beiden Formen eigentlich nicht gleichsetzen? Wenn man also von der Geschichte des investigativen Journalismus in Österreich spricht, gehört die Sozialreportage als eigene Form behandelt...
- Wo liegen dann in Österreich die Anfänge für investigativen Journalismus?
- Wo liegen die Wurzeln für den investigativen Journalismus? Amerika? England?
- Wie würden Sie den Einfluss von Amerika auf den österreichischen Journalismus einschätzen? Früher und Heute
- Was kann der investigative Journalismus ihrer Meinung nach für das österreichische Mediensystem leisten?
- Was sind positive Leistungen auf die Medien, die Wirtschaft, die Gesellschaft?
- Kann der investigative Journalismus zu einer Professionalisierung des Journalismus beitragen?
- Welche österreichischen Beispiele gibt es, wo investigative Beiträge in Medien zu positiven Effekten – mehr Leser, mehr Abos, mehr Verkaufszahlen, mehr Ansehen für das Medium – geführt haben?
- Was ist für Sie eine investigative Story und was nicht? Diskussion um Pentagon Papers – eigentlich kein typischer investigativer Journalismus, weil zugespült und nicht selber aufgedeckt...
- Beispiele für Österreich?
- Wie sehen Sie den Ist-Zustand des investigativen Journalismus und welche Zukunft steht ihm bevor?

10.3. Transkripte

10.3.1. Julia Herrnböck

Das Interview fand am 31. Juli 2018 im Café Ritter, Mariahilfer Straße 73, 1060 Wien statt.

Lauren Seywald: Die Sozialreportage wird in der Literatur gerne als Beginn des investigativen Journalismus in Österreich gesehen. Definiert sich aber als subjektiv, der investigative Journalismus dagegen als objektiv. Wie geht das zusammen? Wo liegt der Unterschied zwischen Sozialreportage und investigativem Journalismus?

Julia Herrnböck: Ich würde sagen, sie sind zeitlich getrennt voneinander zu sehen. Die Sozialreportage war zwischen 1895 und 1903 populär in Österreich. Es war ein Trend so zu schreiben. Ein paar beherrschten diesen Stil, ihre Erlebnisse sehr subjektiv zu schildern, aber eben, wie bei Max Winter beispielsweise, immer mit Daten unterfüttert. Erst später schält sich das klassisch Investigative heraus, wo ja keine Meinung, keine eigenen Eindrücke einfließen sollen. Es geht nur um das Zitieren aus Dokumenten und Daten, und Zahlen zu vergleichen.

Also der zeitliche Abstand ist wichtig zu sehen. Sozialreportage in dieser Form, gibt es heute ja nicht mehr. Dafür gibt es heute investigative Geschichten, die sehr wohl diese Reportage-Elemente drinnen haben. Das ist eher eine Zeitgeistfrage, die sich etwa alle zehn Jahre ändert. Sprachliche Veränderungen. Wie ich zum Beispiel vor zehn Jahren angefangen habe, war es im Journalismus verpönt in der Ich-Erzählform zu schreiben. Heute wird das in speziellen Genres durchaus gemacht. »Ich habe irgendetwas ausprobiert...« »Ich bin zum ersten Mal zum Tätowierer gegangen...« usw. Und so lösen sich die Grenzen auf, dass man sagt, der Investigative darf nichts mehr Individuelles beinhalten, weil sich der ganze Journalismus immer mehr zur Personalisierung hin entwickelt. Medienhäuser probieren dadurch einzelne Autoren zu branden und zu verkaufen. Journalisten vermarkten sich dadurch auch selber nach außen mit einem gewissen Stil.

Die klassische Sozialreportage ist, dass sich jemand vier Wochen in der Psychiatrie einsperren lässt und das dann beschreibt. Das war eine der allerersten Geschichten, die groß geworden ist. Es ist eine Aufdeckergeschichte, aber sehr viel Investigatives ist da noch nicht dabei. Heute würde man das weiterspinnen. Verbindet die Elemente aus der eigenen Erfahrung mit Zahlen, wie viel Menschen sind in einer geschlossenen Psychiatrie, wie sieht die Rechtsgrundlage aus usw.

Die Frage ist, ab wann setzt der investigative Journalismus in Österreich ein?

Da gibt es in der Literatur keine klare Abgrenzung. Es gibt verschiedene Denkschulen. Die einen sagen »investigativ« leitet sich von »investigare«, also investieren ab. Das heißt, jede journalistische Geschichte in die jemand Zeit investiert hat zu recherchieren und die dann sprachlich aufgewertet wird, ist demnach eine investigative Geschichte. Dann gibt es die andere Schule, die sagt, das kann nur die sechs Monate Akten bezogene Datenrecherche sein. Eine Streitfrage, ohne einheitlicher Auffassung.

Die Entwicklung in Österreich ist k.u.k. bedingt, da gab es eine Hofberichterstattung, die sehr unkritisch war. Der erste Genrejournalismus weltweit hat sich um 1900 als Kontrollinstanz entwickelt. Viktor Adler und Max Winter haben dann die Sozialreportage aufgebaut. In Frankreich gibt es schon um 1850 erste Beispiele, die Armut

beschreiben. Bei uns war es neu, dass das jemand öffentlich gemacht hat, wie Obdachlose, alleinerziehende Frauen in Wien leben. Wie sind die Arbeitsverhältnisse in einer Fabrik. Wie geht's Kindern im Kinderheim. Damit hat sich vorher keiner auseinandergesetzt. Deswegen ist Max Winter in meinen Augen durchaus ein investigativer Journalist. Er hat es selbst beobachtet, hat nichts erzählt, was er vom Hören-Sagen kennt. Plus er hat nachrecherchiert was das übergeordnete Phänomen ist und mit Zahlen kombiniert. Das Big Picture gebracht. Auf dritter Eben war er auch politisch aktiv. Er war Gemeinderat, Vizebürgermeister, Bundesrat. Dadurch ist er irgendwann vom Journalisten zum politischen Aktivist geworden. Aber er hat das was er sieht auch mit Gesetzen verbunden, und geschaut, wer ist verantwortlich. Aus dem ist das in Österreich erstmals entstanden, dass man das überprüft.

Also zu der Zeit ging es einfach um soziale Missstände – auch europaweit und weltweit. Die Arbeiterbewegung ist daraus entstanden. Der kulturelle Nährboden für Investigatives ist immer das Aufdecken von Missständen. Später ging es halt um andere Dinge, weil das Soziale teilweise schon geregelt war.

Wann wäre die Zeit der Sozialreportage zu Ende?

Die klassische hat mit den 30er Jahren aufgehört, spätestens mit dem 2. Weltkrieg. Die Menschen, die sich damit befasst haben, sind geflüchtet oder umgebracht, inhaftiert worden. Auch Max Winter ist aus Österreich weggegangen. Dadurch ist das Genre für eine lange Zeit gestorben.

Deshalb ist es wichtig einen Kontext zwischen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen herzustellen, weil es in diesem Licht auch einen Nährboden für ein Thema gibt.

Ab 1965 / 1968 ist es dann wieder losgegangen, durch gesellschaftliche Entwicklungen. Die Frage war, wie sozial gerecht es zugeht. Da ging es eher um die Rolle der Frau, zum Beispiel häusliche Gewalt. Es hängt also immer mit dem Zeitgeist zusammen.

Natürlich gab es auch einzelne Fälle, wo eine Berichterstattung dazu geführt hat, dass etwas in Gang kam. Aber beispielsweise bei Seymour Hersh und dem Vietnamkrieg war die Stimmung schon gegen den Krieg, weil er so lang dauerte. Dann kamen die Pentagon Papers. Ich glaube, ein paar Jahre davor, hätte das noch nicht so gezündet. Beim My-Lai-Massaker, das sehr ausschlaggebend für den Stimmungswechsel war, das hat zwei Jahre kein Medium gefunden, das es druckt. Also es braucht die Stimmung dafür.

In Amerika gibt es den beschriebenen *Trump-Effekt*, den dort alle als positiv hervorheben, dass der Zuspruch zu Medien größer geworden ist, seit Trump an der Macht ist. Die Auflagen und die Zuschauerquoten steigen. Auch das Investigative ist populärer geworden. Weil unter der Trump-Administration die Sorge gewachsen ist, dass Korruption blühen kann. Es braucht also Kontrolle. Den Trump-Effekt kann man in anderen Ländern, die einen totalen politischen Richtungswechsel haben, wohl auch sehen.

Bei uns?

Das kann ich noch nicht sagen, aber es würde mich wundern, wenn der Trump-Effekt nicht kommt.

Wo liegen die Wurzeln für den Investigativen Journalismus? Amerika? England?

Aus den Büchern konnte ich den Beginn eindeutig 1848 in der Französischen Revolution sehen. Durch die Bewegung innerhalb von Europa, gab es regen Austausch zwischen England, Deutschland und Frankreich. Dadurch war er sicher auch kurz danach in anderen Ländern. Für die schnelle Verbreitung war sicherlich auch wieder die Stimmung ausschlaggebend.

Man kann sich überlegen, wann haben sich Personen getraut, das erste Mal etwas anzusprechen, das kritisch war. Dinge, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollten. Zehn Jahre vor Max Winter war schon Viktor Adler, der in dieser Form der Sozialreportage geschrieben hat. Der mit der sozialdemokratischen Brille über Missstände geschrieben hat. Max Winter hat es halt perfektioniert und einfach so viel geschrieben. Der hat 1.500 Reportagen verfasst. Ich habe in meinem Leben vielleicht 30 Reportagen gemacht. Deshalb ist er auch so schnell, so groß geworden. Der hat das alle zwei Tage gemacht, jahrelang.

Wie würdest du den historischen Einfluss von Amerika auf den österreichischen Journalismus einschätzen?

Ich habe noch keinen Kontext gefunden, aber es gibt ihn sicher. Weil sich auch damals schon jeder, der interessiert war, Bücher und Magazine besorgt hat. Das *McClure*-Magazin war zum Beispiel in Amerika ganz populär zur Jahrhundertwende. Die waren ständig ausverkauft. Man hat sicher bei uns geschaut, was machen die, was kann man übernehmen, weil es spannend ist.

In den 60ern wahrscheinlich auch?

Ganz bestimmt. Im *New Journalism* bestimmt, weil er über Studentenkreise Einzug gefunden hat.

Ganz allgemein. Was kann der Investigative Journalismus für das österreichische Mediensystem leisten?

Ich glaube, dass er ein wichtiger Schlüssel ist, nicht der einzige, der dem Journalismus eine Zukunft sichern kann. Weil es der Kern von Journalismus ist. Journalisten sollen beschreiben was sie sehen, unabhängig arbeiten, kritisch sein, alles überprüfen und belegen. Das ist die Kernaufgabe. Und dahin zurück zu gehen, tut dem Journalismus gut. Die andere These ist, dass sich immer mehr in Richtung Kommentar- und Meinungs-Journalismus entwickelt. Ich glaube, dass beide nebeneinander bestehen werden.

Aber es wird dem Journalismus wirtschaftlich helfen, wenn er sich wieder mehr auf seine Kernaufgabe fokussiert. Es war lang die Frage, ob Bürger-Journalismus den Journalismus ablöst. Aber das kostet unheimlich viel Zeit, wenn man echt was rausfinden will. Da kann man zwar einen Blog befüllen, aber dass ich mir die Zeit nimm und drei Wochen in alle Ämter geh, um mir Unterlagen zu holen, das können halt nur Journalisten. Außer es hat jemand wahnsinnig viel Zeit und Geld.

Journalisten sollen auch transparent sein, zeigen, welche Daten sie haben und woher. Ohne Quellen zu nennen, weil das im Bereich liegt Whistleblower zu schützen. Aber ich glaube, den Leuten geht es auf die Nerven, zumindest in allen westlichen Ländern, dass sich Journalisten so hinreißen haben lassen, auch durch Social Media getrieben, auf Spekulationen aufzubauen und aus dem heraus etwas zu schreiben. Es ist so eine aufgeheizte Stimmung, dass die Leute dankbar sind und gerne dafür zahlen und ihre Zeit verwenden, es geht ja um die Ressource Geld und Aufmerksamkeit. Es geht

definitiv darum, aha, das habe ich nirgends anders gelesen. Das ist im digitalen Zeitalter noch viel schwieriger, weil es keine *Brand Loyalty* mehr gibt. Bis jetzt hatte jemand seinen Stammfernsehsender und seine zwei Magazine. Jetzt geht er vielleicht auf seine drei Stammnachrichtenseiten, das ist noch davon übergeblieben. Diese Brand Loyalty löst sich aber zunehmend auf. Das heißt, im digitalen Zeitalter muss eigentlich jede Geschichte für sich selber funktionieren. Weil ich gehe jetzt nicht mehr auf die Webseite, sondern sehe die Geschichten in meiner Timeline. Sehe was meine Freunde teilen und liken. Da muss sie aber so kraftvoll sein, wo ich mir denke, ok, da tippe ich jetzt drauf, weil mich nicht nur die Headline interessiert, sondern ich will auch wissen, worum es geht. Und das ist sicher nicht bei Geschichten, die ich irgendwo in ähnlicher Form schon gesehen habe, sondern wo ich sag, davon habe ich noch nichts gehört.

Das ist meine These, wo auch ein bisschen Hoffnung drinnen steckt. Wenn sich der Journalismus wieder mehr besinnt auf eigene Themen und Recherche, die Leute mehr rausschickt und nicht nur alle in der Redaktion hocken und Agenturmeldungen kopieren, weil das machen 60 bis 70 Prozent aller Journalisten in Österreich. Nicht weil sie schlecht sind, sondern, weil man immer noch glaubt, dass es um Nachrichten und Masse geht, mit denen man Werbemodelle kreieren kann.

Es ist eine strategische Frage, wo ich sage, ich spiele meine Leute ein bisschen frei vom Agenturjournalismus, weil damit kann man echt nichts gewinnen, und ich setze sie wieder an auf eigene Geschichten. Das machen jetzt auch die ersten wieder. Zum Beispiel *Standard*, wo der neue Chefredakteur angekündigt hat, er setzt wieder mehr auf Investigativ.

Natürlich brauche ich auch die News, aber ich brauch dafür nicht 80 Journalisten. Das können KIs mittlerweile schon recht gut. Texte übernehmen und ein Bild aussuchen.

Was sind positive Leistungen des Investigativen für die Gesellschaft?

Journalismus muss ein bisschen down coolen, was so los ist, auch auf Social Media. Und eher nicht in den Chor eingehen und noch einmal Stimmung dahinter machen, weil damit verkaufen wir heute drei online Abos mehr. Journalismus soll zum Beispiel politische Ereignisse einordnen, Aussagen von Politikern überprüfen, Auswirkungen aufzeigen. Zahlen hinterfragen.

Dazu ein Spruch: Wenn der eine sagt, es regnet und der andere sagt, es scheint die Sonne, sollen Journalisten nicht beide Personen zitieren, sondern aus dem Fenster schauen. Sie sollen sich fragen, welche Informationen braucht der Leser, damit er die Welt besser versteht oder eine Entscheidung treffen kann.

Beim Investigativen geht es noch darum, Bewusstsein zu schaffen und zu zeigen es ist nicht ok, wenn ein Bezirkspolitiker 50 Euro veruntreut, sondern es ist quasi das gleiche, wenn er sich 50.000 Euro aus der Kassa nimmt. Es geht ums Prinzip, dass wir Vertreter wählen, die in unserem Sinne agieren sollen. Ein Bewusstsein für Korruption schaffen und Relevanz erzeugen. Ganz nach den Nachrichtenwerten. Das war das Problem mit den Panama Papers, weil es für viele keine Relevanz hat, ob der pakistanische Minister Geld veruntreut. Ich muss die Verbindung zum eigenen Leben herstellen. Wenn ich sage in Österreich gehen jedes Jahr 800.000 Euro an Steuergeld flöten, dann muss ich sagen, was mit dem Geld gemacht werden könnte. Wir könnten zum Beispiel zwei neue Krankenhäuser im Jahr bauen.

Wie sieht die Situation in Österreich aus?

Die Journalisten legen keinen Wert darauf ihre Geschichte zu verkaufen. Das soll das Marketing übernehmen und sie wollen nichts vom Geschäftsmodell wissen. Da geht's aber nicht um Anzeigentrennung, sondern um die neuesten Erkenntnisse über Medienpsychologie und Social Media, die ich umlege und anwende auf meine investigative Geschichte. In Amerika gibt es dafür wirklich neue Jobs, Personen, die in den Projekten involviert sind und dann wissen, wie sie die Geschichte an die richtigen Zielgruppen auf die richtige Weise vermitteln.

In Österreich verlassen sich die Journalisten auf ihren Namen. Schreiben mehr für sich selber, als für das Publikum. Aber (online) Marketing ist einfach ein Teil des Projekterfolgs.

Kann der investigative Journalismus also zu einer Professionalisierung des Journalismus beitragen?

Definitiv. Weil es sehr handwerklich ist und man es am besten lernen kann. Weil es so klare Richtlinien gibt. Das Recherchieren, wie arbeite ich investigativ usw. *Dossier* macht da ja auch Schulungen.

Investigativer Journalismus ist die wissenschaftlichste Herangehensweise. Ist ja auch gekoppelt mit Datenjournalismus, der mit Tools und dem Umgang mit Datensätzen zu tun hat. Halbwegs nett schreiben zu können, reicht halt heute nicht mehr.

Welche österreichischen Beispiele gibt es, wo investigative Beiträge in Medien zu positiven Effekten – mehr Leser, mehr Abos, mehr Verkaufszahlen, mehr Ansehen für das Medium – geführt haben?

Das *Profil* zum Beispiel. Das hat sich zeitgleich mit dem Spiegel etabliert. Die ganz klar sagen, investigativer Journalismus ist unsere DNA. Die sagen, mehr als alle anderen, da geht unser Geld rein, weil das unsere Marke ist.

Profil war zu einer ähnlichen Zeit und auch ähnlich gestaltet. Das politische Wochenmagazin, das sich an ein höher gebildetes Publikum richtet. Das auch von der Aufmachung ähnlich ist, mit dem Titelblatt usw. Die haben das gut gemacht in den 70er und 80er Jahren von den investigativen Journalisten. Auch das *Format*. Bis die Leute gesagt haben, na gut, die machen das auch nicht mehr so.

Wie sieht es heute aus?

Es probieren schon alle es wieder ein bisschen aufzunehmen. Das *Profil* zum Beispiel. Da gibt es ein paar Themen, wo es um Sicherheitsaspekte, Verschwörungen von Geheimdiensten usw. geht, das funktioniert schon ganz gut. Sie holen dadurch vielleicht neue oder alte Leser wieder zurück. Aber die setzen halt nur auf Print. Die digitale Aufbereitung wäre vielleicht gut, da kann ich ganz anders Sachen darstellen. Beim *Standard* haben sie auch die neue Richtung ausgerufen. Der *Falter* sagt, dass sie steigende Zahlen haben. Das liegt sicher auch am Trump-Effekt. Aber beim *Falter* lese ich auch Geschichten, die ich sonst nirgends lesen werde. Die sind ein gutes Beispiel. *Dossier* ist auch recht stabil. Die Zugriffszahlen steigen, die Medienkooperationen werden mehr. Bei *Addendum* wissen sie auch, dass es im Tagesjournalismus gerade nicht gedeckt werden kann und stellen die Ressourcen aber zur Verfügung.

Woran hapert es in Österreich?

Das hat viele Aspekte. Wir haben eine ungewöhnliche Förderung der Medienlandschaft. Zum einen durch die Presseförderung, die unique ist in Europa, dass der Staat die Presse anteilmäßig finanziell unterstützt, mit ein paar Millionen Euro. Der größere Brocken ist die hohe Anzahl an öffentlicher Werbung, von Ministerien bis hin zu teilstaatlichen Unternehmen – Energie- und Verkehrsbetriebe, die in Summe, laut offiziellen Zahlen, um die 280 Millionen Euro an Inseraten schalten. Das macht bei manchen Medien fast ein Drittel des Umsatzes aus. Das heißt, ich habe in Österreich vergleichsweise wenig Druck, innovativer zu werden, neue Strategien zu entwickeln, weil es kommt ja Geld rein, ohne etwas zu ändern.

Schwierig wird es, wenn eine neue Regierung sagt, ab heute keine Inserate mehr in Österreich.

Da müssen dann wieder die Leser geholt werden...

Also ich kann es nur von Zeitungen sagen, da kommt ein Drittel des Umsatzes von Abonnenten. Ein Drittel aus Rubriken, da gehören Stellenanzeigen, Immobiliensuche, Autoanzeigen usw. dazu. Und ein Drittel Werbung.

Also egal wie super die Leser sind, die werden das alleine nicht tragen können.

Was auch noch ist, dass ich in den Redaktionen zwei Generationen sitzen habe. Die einen, die gut schreiben können, in den 80ern und 90ern mit super Verträgen angefangen haben, wo Journalismus noch eine Goldgrube war und dadurch heute sieben bis acht Mal mehr verdienen als die Neuen. Die wollen aber mit online nichts zu tun haben. Auf der anderen Seite habe ich die von den Fachhochschulen, die Grafiken animieren können etc. Aber dafür nicht eingeteilt werden, sondern die Agenturmeldungen reinschaufeln. Die könnten sich super ergänzen, arbeiten aber nicht zusammen. Es gibt zu wenig Mittelstand in Österreich.

Österreich hat auch den größten Print-Anteil mit über 60 Prozent in der ganzen EU. Das liegt eben an der Presseförderung und den Inseraten. Da stellt sich nicht die Frage, ob Medien auch ohne überleben würden. Es gibt kein unternehmerisches Denken im österreichischen Journalismus.

Wie fühlst du dich als investigative Journalistin in Österreich?

Verarscht. Was mich irritiert ist, dass es ein Schulterzucken gibt, bei vielen Geschichten. Es passiert nichts, es gibt keine juristischen Konsequenzen. Es ist schwierig durchzudringen. Ein Bewusstsein zu schaffen, dass etwas nicht richtig ist. Weil sich Parteien und Unternehmen gerne verbünden.

Ich hadere ein bisschen damit, weil ich mir denk, investigative Recherchen sind extrem nervenaufreibend, aber auch spannend, ein bisschen Detektivarbeit, ob man was findet, das das beweist, was man vermutet. Aber es ist auch extrem mühsam, weil man viele Sachen liest, die langweilig sind oder man weiß nicht, wonach man sucht. Ich musste zum Beispiel den gesamten Gesetzestext zur Buchpreisbindung lesen, damit ich verstehe, wo der Haken drinnen ist. Und dann veröffentlicht man eine Geschichte und freut sich total, dass man das auf den Boden gebracht hat und dann ist es ein kurzes Blob. Und da ist wieder die Frage, wie kann man die Reichweite erhöhen. Das muss man selber mitmachen. Dafür braucht man Kenntnisse oder die richtigen Leute. Ich finde, es gibt zu wenig Verständnis innerhalb der Medien und Journalisten, dass man kooperiert und Geschichten gemeinsam größer macht, weil wir ja alle einen Impact haben wollen. Da spielt die Konkurrenzangst mit.

Die Behörden machen auch zu wenig, klagen nicht an. Das ist aber auch nicht meine Aufgabe. Journalisten spüren auf, zeigen die belegbaren Fakten und dann müsste jemand anderer damit tätig werden.

Jetzt noch zur Diskussion, wann eine Geschichte investigativ ist und wann sie nur so tut als ob...

Also die Gefahr sehe ich im Sensationsjournalismus. Durch den sind die Medien in Amerika nach Watergate ziemlich eingefahren. Da haben sich die Medien »investigativ« auf die Fahne geschrieben, weil sie dachten, es verkauft sich besser, haben aber schlampig gearbeitet, wodurch es sehr schnell an Ansehen verloren hat.

Gibt es Beispiele in Österreich?

Schon. Es wird viel schlampig gearbeitet, nur es wird wenig geklagt.

Die Diskussion gibt es ja auch bei den Pentagon Papers, die streng genommen nicht investigativ sind, weil sie zugespielt wurden...

Das ist auch so eine Frage. Das liegt an der Denkrichtung. Die einen sagen, dass es Leak-Journalismus ist.

Ich brauch einen Whistleblower, der mir den richtigen Tipp gibt, wo ich suchen kann. Dann ist die Frage, ob ich das Zugespielte eins zu eins veröffentliche. Das steht auch gern in den Beiträgen: »Unterlagen, die von XY zugespielt wurden...«

Und dann zitiere ich einfach eins zu eins was drinnen steht. Aber ich habe nicht die Gegenseite gefragt. Den Kontext nicht hergestellt, warum will A, dass ich jetzt drüber schreibe. Das ist schlechter Leak-Journalismus. Aber es wird gelesen.

Der Unterschied ist, wenn ich es hinterfrage und das Gesamte sehe. Und deshalb ist Investigativer auch so aufwendig, weil dafür brauche ich Zeit. Die muss man den Journalisten halt geben.

Wie sieht die Zukunft des Investigativen aus?

Das weiß ich nicht. Ich glaube, es wird ein paar Jahre gepushed werden. Es wird hoffentlich in Richtung digital und Daten gehen. Die Jungen, die nachkommen wollen auch in der internationalen Community wahrgenommen werden. Die fahren auf Konferenzen und wollen sich dort beweisen. Da kommt schon Druck auf, dass man sich ein bisschen am State of the Art orientiert.

Ich hoffe, dass er auch einfach mehr Konsequenzen hat. Weil sonst macht man es nur für sich selber. Aber es gibt Potential. Wir haben gute Journalisten, die ihr Handwerk verstehen und auch die Haltung haben für Meinungs- und Informationsfreiheit einzutreten.

Vielen Dank.

10.3.2. Thomas Köpf

Das Interview fand am 30. November 2018 persönlich im Büro der Xpertmedia, Hackhofergasse 18, 1100 Wien statt.

Lauren Seywald: Zum Einstieg, was verstehst du unter investigativem Journalismus?

Thomas Köpf: Investigativ beginnt für mich einmal mit einer guten Idee. Man muss hier unterscheiden, auf der einen Seite glauben Leute, investigativ ist, wenn mir etwas zugespielt wird und dann schreib ich drüber und recherchier noch ein bisschen was dazu. Das Problem an diesen Zuspielungen ist, dass die immer irgendwie motiviert sind. In neun von zehn Fällen sind sie politisch motiviert. Das ist für mich nicht investigativ, wenn die eine Partei der anderen etwas auswischen möchte und dafür den Journalisten als Instrument benutzt.

Die investigative Geschichte beginnt mit der guten, kuriosen, skurrilen, verrückten Idee und geht von einem selbst aus. Das heißt, ich werde nicht instrumentalisiert. Das ist wie eine wissenschaftliche These. Im konkreten Fall: damals beim *Wiener* haben wir uns überlegt, wie integer sind Wirtschaftsanwälte. Die sollten eines sein: nicht käuflich. Das ist die These, die Frage, die ich in der Empirie überprüfen muss.

Ich habe mir dafür eine Legende zugelegt als russischer Geschäftsmann. Habe eine österreichische Mutter, deshalb rede ich perfekt Deutsch. Ich nannte mich Gregor Swerkunow mit Visitenkarte und Lebenslauf. Damit ich alles logisch erklären kann. Ich habe mich eine Woche in ein Luxushotel am Ring eingemietet. Mit Anzug, Krawatte und verstecktem Aufnahmegerät habe ich die zehn besten Wirtschaftskanzleien Wiens der Reihe nach aufgesucht. Bei der Terminvereinbarung sprach ich nur von einer Konstruktion mit Firmen, die man machen möchte. Ich war schon aufgeregt bei den Terminen, aber man hat es mir komischerweise nicht angemerkt. Man braucht schon schauspielerisches Talent für so einen Job. In den Gesprächen sprach ich von einer Interessensgruppe von russischen Geschäftsleuten, die ich vertrete. Schritt für Schritt wurde ich immer konkreter. Wir waren auch mit nuklearen Dingen beschäftigt. Es geht um ein Firmenkonsortium, um Gelder transferieren, um große Summen. Die Augen wurden gleich ganz groß. Konkret ging es um Plutonium, angereichertes Uran. Normal hätten sich die Anwälte nun verabschieden müssen. Aber das tat keiner. Neun von zehn hätten die Firmenkonstruktion und drei von zehn den Plutoniumdeal gemacht.

Die wollten mich nachher klagen. Sie wussten nicht, dass ich verkabelt war. Das Problem, schon damals, man darf es transkribieren, aber wenn du es vor Gericht vorspielst, bist du vorbestraft. Das habe ich damals in Kauf genommen. Die Klagen wurden zurückgezogen.

Das versteh ich unter investigativem Journalismus.

Also würdest du von Einschleichreportagen sprechen?

Einschleichen, hinterfragen. Natürlich ist es auch etwas fragwürdig, weil es eine Art von Agent-Provokateurismus ist. Aber das machen V-Männer der Polizei auch.

Wieso braucht es diese Methode?

Ich glaube als Korrektiv und um zu hinterfragen. Du gehst von einer These aus, die du als Medium selbst beweisen kannst. Viele Leute gehen auch davon aus, dass investigativer Journalismus nur mit Schweinereien zusammenhängt. Aber das ist es

nicht. Eine der meist gemacht und gelesenen Geschichte ist: ich bin Bettler. Wenn du die heute machst, wird die wieder funktionieren. Also I-did-Geschichten. Du schlüpfst in die Rolle und hast einen anderen Erlebnishorizont. Die richtige Form, das zu transportieren, ist die Reportage.

In der Literatur heißt es, dass investigativ bedeutet, dass man etwas aufdeckt, das ein anderer verbergen will. Das wäre die Bettler-Geschichte noch nicht.

Ja, das ist es noch nicht. Das verschwimmt die Grenze zwischen Sozialreportage und investigativem Journalismus.

Da wäre dann Max Winter als Vorbild.

Genau. Ich schlüpfte in die Rolle und schreibe dann drüber.

Wir haben zum Beispiel gemacht: Ich war König für einen Tag. Dafür haben wir Alfons Haider verkleidet, als König von Katalu, ein fiktiver Inselstaat. Eingemietet im Hotel Imperial am Ring. Mit Schärpe und Bodyguards schickten wir ihn durch die Kärntner Straße. Das war lustig, aber du siehst auch, wie die Leute reagieren.

Wer war dein Vorbild? Vielleicht Max Winter?

Ehrlich gesagt nicht. Der war großartig. Aber ich wollte jetzt nicht in seine Fußstapfen treten. Für mich ist immer die gute, verrückte Geschichte im Vordergrund gestanden. In den 80er und 90er Jahren konntest du dir mit deinen Geschichten noch einen, im wahrsten Sinne des Wortes, Ruf machen.

Was hat dich als investigativen Journalisten ausgezeichnet, im Vergleich zu deinen Kollegen?

Dass ich vielleicht verrückter bin. Da waren ganz schräge Sachen dabei. Würde ich das heute noch machen? Na.

Damals wurde ich zur Vera Russwurm eingeladen. Mit der Geschichte „Ich war Laborratte“. Bei der habe ich mich eingeschlichen ins Labor, wo sie Medikamente an einem testen. Die testeten ein schweres Herzmittel. Von Freitag bis Sonntag darf man gar nicht raus. Mir haben sie 42 Mal das Blut abgenommen. In dem Zustand konnte ich mich nicht einmal mehr an die Telefonnummer meiner Mutter erinnern. Ich war dort quasi James Bond im Methadon-Programm. Am Ende bekam man dafür ein Geld. Also traf man dort Studenten und Verrückte, die Geld brauchten.

Das Investigative ist nicht nur, wir drücken in die Wunde, sondern auch der Blick hinter die Kulissen. Das hat mich interessiert. Ich habe auch gerne Leute begleitet. Zum Beispiel Undercover-Polizisten. War mit denen drei Tage, Tag und Nacht unterwegs. Das heißt, weg von der I-did-Geschichte, hin zu ich begleite und zeige andere Lebenswelten. Das sind für mich gute Reportagen.

Nach welchen Kriterien hast du die Themen ausgewählt?

Teilweise ist es zufällig passiert. Teilweise wie wir es auf der Uni auch gelehrt haben, mit der Frage, was ist eine gute Geschichte. Oder es fällt dir irgendetwas auf. Es ist eine Kombination aus: Du hältst die Augen offen, wirst sensibilisiert auf ein Thema, Zufall und Beharrlichkeit. Man muss sich ja auch überlegen, wie man an die Geschichte herangeht, wo der Anknüpfungspunkt ist. Es braucht viel Vorbereitungszeit, es steckt irrsinnig viel Hirn dahinter. Das macht man nicht einfach so.

Was ist der Unterschied zu anderen Arten der Berichterstattung? Was kann der investigative Journalismus, was andere Formen nicht können?

Die Einzigartigkeit. Das eine wird repliziert, also ich berichte über das Erdbeben, das, was ein Politiker gesagt hat. Man spricht von retrograder Berichterstattung, nach hinten gerichtet. Das war. Und wir wissen, das lernst du im Magazinjournalismus, was sein wird. Du musst ja Prophet sein, wissen was in zwei Monaten interessant ist. Und eine investigative Geschichte ist immer zeitlos. In den meisten Fällen. Ich bin nicht dem Zeitdruck meiner Kollegen unterlegen, die sieben Geschichten in einer Woche machen müssen, sondern ich mache eine in zwei Monaten. Das hat natürlich eine andere Qualität. Also die Einzigartigkeit, die Cleverness in der Themenwahl und die Unverfrorenheit der Herangehensweise. Und es braucht etwas Glück.

Hast du eine Geschichte schon einmal verwerfen müssen?

Eigentlich nicht. Ich glaube, je deutlicher du eine Geschichte visualisierst, desto höher ist die Chance, dass du positiv überrascht wirst, deine Erwartungen sogar noch übertroffen werden. Es war selten so, dass gar nichts war. Du weißt ja schon, was der Ansatz der Geschichte ist, dadurch beobachtest du anders. Ich bin immer mit einer Idealvorstellung an die Sache rangegangen.

Wie hat sich der investigative Journalismus über die Jahre entwickelt? Stichpunkte: Recherche, Bearbeitung, Publikation, Themen, Stilmittel, Finanzierung

Es wird anders recherchiert, viel mehr digital. Stichwort: Datenjournalismus. Der Vorteil: du kommst leichter an Informationen heran. Der Nachteil: Dinge werden nicht mehr so genau überprüft. Es ist ein großer Unterschied, ob ich mit jemandem telefoniere oder maile. Oder ob ich jemandem gegenüber sitze oder telefoniere. Heutzutage hat man zwar einen größeren Zugang zu Daten, aber das empathische Element geht verloren. Ich weiß, auf Grund meiner Expertise, ob jemand flunkert, lügt oder sich rausredet. Beim Telefonat ist das schwierig, nur an der Stimme zu erkennen. Der Investigative hat auch an Dreistheit verloren. Aber was ist heute schon ein Skandal? Hunderte an Skandale werden uns tagtäglich auf die Netzhaut projiziert. Da ist die Frage, was ist noch eine gute Geschichte.

Vieles ist heute politisch motiviert oder wird wirtschaftlich zurückgezogen. Das hat sich massiv geändert. Heute ist niemand mehr unabhängig.

Naja Dossier probiert es zum Beispiel.

Stimmt. Aber wie machst du es heute, wenn dein Leben davon abhängt, wer in welcher Form wie inseriert. Früher war das wirtschaftliche Überleben dadurch nicht in Gefahr. Vielleicht ist ein Anzeigenkunde abgesprungen. Es war anders vernetzt. Wenn du heute jemanden angreifst, greifst du sofort eine gewisse Gruppe, eine Religion oder eine politische Richtung an und wirst sofort schubladisiert. Das ist das gefährliche. Es wird einem ein anderes Motiv unterstellt. Die Unantastbarkeit des investigativen Journalismus ist nicht mehr da. Heutzutage müssen das Einschleichen Kabarettisten machen, weil sie diese Narrenfreiheit noch haben.

Ist dir ein Inseratenkunde schon einmal abgesprungen, wegen einer Geschichte?

Ich bin recht oft geklagt worden. Bei mir hieß es schon, wenn ich eine Geschichte übers Wetter schreibe, dass ich geklagt werde. Ich bin aber nie verurteilt worden. Ich habe

einmal Diskussionen mit dem Herausgeber vom *Wiener* gehabt. Weil eine Geschichte zu teuer oder zu sensibel war.

Momentan setzen wieder viele Medien auf den Investigativen, z.B. der neue Chefredakteur von *Der Standard* will ein investigatives Team aufbauen. Wie siehst du den Ist-Zustand?

Ich wünsch ihm viel Glück. Für mich ist eine mentale und moralische Unabhängigkeit wichtig. Beim *Standard* wird das wahrscheinlich wieder in eine Richtung gehen. Es wird gern das Symptom, aber nicht die Krankheit angeprangert.

Ich bin enttäuscht, wie sich die österreichische Medienlandschaft entwickelt hat. Früher war das *Profil* die Institution für Investigativen. Schaus dir heute an.

Du solltest nicht zum Spielball einer politischen Entwicklung werden. Heute wird ungeniert Meinung als objektive Berichterstattung verkauft. Früher hat man das getrennt und einen Kommentar drunter gesetzt.

Aber *Dossier* und *Fleisch* zum Beispiel geben schon wieder Hoffnung. Dank dem Internet gibt es neue Kanäle. Ein Magazin kostet unglaublich viel Geld. Dort hat man eine neue Möglichkeit, seine Geschichten zu verbreiten.

Wie siehst du den Einfluss des investigativen Journalismus auf die Leser und die Gesellschaft?

Ich sehe ihn nicht mit dieser Schwere, dass man jetzt einen Präsidenten stürzen muss. Sondern auch in den kleinen Geschichten. Dinge zu überprüfen. Was man zum Beispiel in einem Bericht entdeckt.

Es gab aber schon konkrete Auswirkungen. Zum Beispiel, wie ich mit einer Tasche voller Waffen einfach so im Landesgericht reinmaschiert bin – bis zum Präsidenten. Seitdem gibt es dort die starken Kontrollen, wie am Flughafen. Aber ich sah meine Aufgabe nicht darin, wen zu stürzen, sondern aufzuzeigen. Auch mit Augenzwängern. Mir fehlt heutzutage der Humor.

Zahlt sich investigativer Journalismus finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen?

Nein. Aus dem einfachen Grund, weil heute sehr schnell vergessen ist, wer die Geschichte aufgedeckt hat. Wenn du wirklich einen Knaller hast, ist das sofort auf allen Kanälen, aber du wirst meist nicht mehr zitiert. Der investigative Journalismus hat ja eigentlich nur der Glaubwürdigkeit eines Magazins oder einer Sendung geholfen. Früher haben die Leute deshalb die Zeitung gekauft. Heute würde sich das nicht mehr niederschlagen in den Verkaufszahlen. Heute ist es eher ein Prestigeprojekt, investigativ zu arbeiten.

Würdest du nicht sagen, dass der investigative Journalismus den Journalismus heutzutage retten kann, dadurch, dass die Leute mehr kaufen, wenn investigative Geschichten in einer Zeitung sind?

Ich glaube, die Leute können heutzutage nicht mehr mit dem Finger hinzeigen und sagen, das ist investigativer Journalismus. In einer wahnsinnig schnelllebigen Zeit, wo Medien ganz anders konsumiert werden als vor 20 Jahren. Die Frage ist, ob sie es dann kaufen. Ob nicht nur der Kern herausgefiltert und online als eine Schlagzeile von vielen gebracht wird. Zum Beispiel sieben von zehn Anwälten sind korrupt. Dazu ein Fallbeispiel und ist schon wieder verschwunden. Die Meldungen sind viel kurzlebiger.

Ein AKH-Skandal von früher mit riesen Auswirkungen ist heute nicht mehr möglich. Siehe KH-Nord-Fall. Es gibt nicht einmal ein Bauernopfer.

Wie siehst du dann die Zukunft für den investigativen Journalismus?

Ich sehe die Möglichkeit, dass nicht nur arrivierte Journalisten die Geschichten bringen, sondern auch andere Leute. In Wahrheit kann sich eine Gruppe an Studenten zusammentun und sagen: Schau, wir haben Zeit, wir machen unser eigenes Projekt, unser eigenes Online-Magazin. Du kannst heute mit wenig Geld und viel Zeit sehr viel erreichen. Früher brauchtest du das Medium als Drehscheibe. Die Monopolstellung des Journalisten fällt. Heute decke ich das als Privatperson auf. Man sagt nicht mehr, ihr dürft das nicht, weil ihr keine Journalisten seid. Und in dem Fall braucht man keine Angst um Inseratenkunden haben.

Ich glaube, du kannst heutzutage mehr bewirken mit Augenzwinkern und Humor als mit dem Wort Skandal. Auf der anderen Seite braucht es meiner Meinung nach den investigativen Leser. Der kritisch die Medien auswählt und konsumiert.

Vielen Dank!

Das Interview fand am 05. Dezember 2018 persönlich in der DOSSIER-Redaktion, Rienößlgasse 1/3, 1040 Wien statt.

Lauren Seywald: Was bedeutet für dich investigativer Journalismus?

Florian Skrabal: Investigativer Journalismus ist, wenn man es cool sagen möchte, detektivischer Journalismus. Der sich auf die Spuren nach dem Unbekannten macht und nach Zusammenhängen, die man nicht kennt. Wenn man es nicht so hoch hängen möchte, ist es wie sozialwissenschaftliches Arbeiten. Wo man Thesen aufstellt, die man dann prüft, verifiziert, falsifiziert.

Entscheidende Merkmale des investigativen Journalismus sind, dass es eine öffentliche Relevanz des Themas braucht. Das heißt, du musst für dich selbst, aber auch dem Medium und Publikum gegenüber argumentieren können, warum es wichtig ist dieses Thema zu untersuchen. Also nicht unter die Privatdecken anderer Menschen schauen, sondern es braucht eine öffentliche Relevanz.

In der Spurensuche und der Recherche stößt man oft auf Widerstände, das Gegenüber will einem nicht gerne Informationen geben oder sie sind unter Verschluss gehalten, als Geheimsache erklärt. Das heißt, es gibt den Widerstand beim Zugang zu Informationen, aber auch durch juristische Drohungen. Man wird verklagt oder verliert den Job.

Das Dritte ist die aktive Rolle der Journalistin oder des Journalisten. Um es plakativ zu sagen: wenn dir ein Akt zugespielt wird von einer ermittelnden Behörde, dann ist die Behörde eigentlich diejenige, die investigativ arbeitet. Wenn du aus dem Akt als Journalistin oder Journalist einfach zitiert, dann betreibst du, was im amerikanischen als „reporting on investigations“ bezeichnet wird und nicht „investigative reporting“. Also im Englischen gibt es dafür unterschiedliche Begriffe, für das, was in Österreich verschwommen oder einfach nicht klar ist. Wenn einem Medium ein Rohbericht des Rechnungshofes vorliegt, dann vermittelt man mit gewissen Schlagwörtern, wie exklusiv, den Eindruck als wäre eine großartig investigative Leistung der Journalistin oder des Journalisten dahinter. In Wirklichkeit ist man passiver Informationsempfänger und zitiert daraus.

Das sind die drei Punkte: öffentliche Relevanz, Widerstände und aktive Rolle in der Recherche.

Warum hast du Dossier ins Leben gerufen? Was war deine Motivation? Spielte da die Erfahrung bei *Die Presse* mit rein?

Ja, *Die Presse* hat mich auch in die Richtung geleitet. Die Motivation *Dossier* zu gründen kam einerseits von mir, ich recherchiere gerne. Das braucht Zeit. Heißt im unternehmerischen Denken, man braucht Geld dafür. Und ich habe bei *Die Presse* gesehen, bei der ich angestellt war, dass das nicht in dem Ausmaß zur Verfügung stand. Obwohl ich nicht im tagesaktuellen Betrieb eingebunden war, ich musste nicht jeden Tag Artikel schreiben. Nichtsdestotrotz gab es nicht dieses Verständnis für investigativen Journalismus, das ich zum Beispiel beim *Stern* kennen gelernt habe. Das heißt, *Dossier* ist eigentlich aus einer Not heraus entstanden. Zu sehen, dass bei den traditionellen österreichischen Medien, wie *Presse*, *Falter* diese Art des Journalismus und der Recherche mehr schlecht als recht funktioniert.

Woran fehlt es?

Es fehlt an Geld, an den Ressourcen. Es beginnt damit vor Ort zu sein. Wenn immer eine Geschichte zum Beispiel in der Steiermark spielt, recherchiert man die nicht vom Schreibtisch aus in Wien, sondern fährt dorthin, redet mit den Leuten, sieht sich um. Versucht, das vor Ort zu sehen und zu verstehen. Solche Dienstreisen sind oft nicht möglich, weil das Geld dafür fehlt in die Steiermark zu fahren. Und wenn es daran schon scheitert, dann braucht man sich gar nicht vorstellen, wie es ist, wenn man zum Beispiel Raiffeisen in der Ukraine untersucht oder den Sportstättenbau der Olympischen Spiele in Sotschi. Dann wird dort auch das Geld fehlen, um dort hinzufahren.

Mit Ressourcen ist auch der Zugang zu Datenbanken gemeint. Damals bei der *Presse* hatten nur die Journalistinnen und Journalisten aus dem Wirtschaftsressort Zugang zum Firmenbuch. Das Firmenbuch als Datenbank ist aber eines der wichtigsten Quellen. Natürlich spielen investigative Geschichten nicht nur in der Wirtschaft, obwohl sehr viele einen wirtschaftlichen Aspekt haben, weil irgendwo geht es ums Geld oder stellt sich die Frage, wer profitiert. Warum hat jemand etwas gemacht. Meistens ist die Motivation Geld. Aber beim Burgtheater-Skandal, spielen solche Geschichten auch im Kultur-Bereich. Also sie können sich überall finden. Aber wenn man den Zugang zu Datenbanken nicht hat oder immer ins Wirtschaftsressort gehen muss, ist das schon eine kleine Hürde.

Der dritte Punkt woran es scheitert, ist die Kultur. In dem Sinn, da leg ma uns lieber nicht an oder ist das überhaupt eine Geschichte, das brauchen wir nicht. Dieser Gehorsam.

Auf der einen Seite, will man das Geld von außen nicht verlieren, auf der anderen das Geld nicht ausgeben. Investigative Geschichten haben ein hohes Ausfallsrisiko. Oft merkt man nach ein bis zwei Wochen Recherche, da ist nichts dahinter.

Ist dir das schon öfters passiert? Warum?

Es kommt immer wieder vor, dass man ein paar Tage recherchiert und draufkommt, die Geschichte kann man so nicht machen. Entweder, weil es selber keine Geschichte ist oder es haben fünf Personen Zugang zu dieser Information und alle Fünf halten zusammen. Das heißt, du kommst einfach nicht durch diese Mauer durch. In der Recherche beurteilst du ja die Quellenlage und überlegst dir, wo kann ich an die Information herankommen, wer hat sie. Und dann gibt es auch Geschichten, wo du die These einfach nicht untersuchen, beweisen oder falsifizieren kannst, weil der Zugang zu Quellen fehlt. Das heißt, der Anfangsverdacht kann schon richtig sein, aber manchmal merkt man nach ein paar Wochen, da geht es nicht weiter. Da müsste ein Gesetz geändert werden oder es kann nur die Staatsanwaltschaft in die Konten hineinschauen.

Also es gibt einmal das Risiko mit dem Ausfall und dann mit Anzeigenkunden, die sich zurückziehen. Wobei, wenn das passiert würden sie die Geschichte noch größer machen, wenn man es schlau spielt. Und als drittes gibt es noch das Klagsrisiko. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht, glaube ich, ist es ein Verlustgeschäft. Ich glaube, deshalb schrecken viele vor dem investigativen Journalismus zurück.

Zahlt sich der investigative Journalismus finanziell aus? Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen?

Es gibt unterschiedliche Ansätze. Ein Vergleich mit *Stern* und *News*, die von derselben Verlagsgruppe gekommen sind. Das *News* hat gesagt, wenn sie investigative Geschichten haben, dann steigert das die Auflage und es bringt ihnen was. Der *Stern* sagt, wenn sie investigative Geschichten haben, bringt ihnen das nichts.

Ich glaube, der *Falter*, in der großpolitischen Wetterlage, die es gerade gibt, schließt gerade mehr Abos ab als je zuvor. Polizei- und Justizgeschichten, die der Florian Klenk im *Falter* macht, steigern die Reichweite, denke ich.

Wie sieht die Situation bei *Dossier* aus?

Wir machen nur das, deshalb ist es schwierig das zu beurteilen. Bei *Dossier* gibt es keine Meinungselemente, keine Kommentare, keine Analysen oder Glossen. Wir haben auch keinen regelmäßigen Erscheinungsrhythmus. Kann sein, dass sich drei Wochen gar nichts auf unserer Webseite tut und dann kommt wieder eine Geschichte raus. Wir funktionieren anders.

Aber eines kann ich schon sagen, investigative Geschichten haben etwas, was andere Geschichten nicht haben. Es sind eigene Geschichten. Nicht die APA-Meldung, die in allen Medien steht. Ich glaube, dass du dich als Medium in der schnelllebigen Zeit, mit dem Internet, wo du die *News* von überall irgendwie kriegst, nur dann abheben kannst, wenn du eigene Geschichten machst und in die eigene journalistische Arbeit investierst. Natürlich, kann das auch nur das erste Interview mit XY sein, wenn du mit deiner Recherche einen Mehrwert schaffst, dann kaufen die Leute dieses Heft und nicht das andere.

Kann das der Leser überhaupt schätzen? Weiß er, was investigativ bedeutet?

Ich glaube, die meisten Menschen wissen es nicht. Es ist eher Recherchejournalismus, was sie verstehen. In Österreich gibt es grundsätzlich ein Missverständnis in der Branche was investigativer Journalismus ist. Aus Akten zitieren zählt nämlich nicht dazu. Das wäre in Deutschland oder den USA undenkbar.

Wieso ist das in Österreich so schwammig?

Weiß nicht. Vielleicht ist es Bequemlichkeit. Die „Es war immer so“-Einstellung. Die Kultur des Mauschelns. Wir sind das letzte Land in der EU, das das Amtsgeheimnis im Verfassungsrang stehen hat. Dadurch gibt es keine richtige Informationsfreiheit. Die Politik hat erkannt, dass Informationen ein hohes, teures Gut sind und ich mich mit Journalisten gut stellen und mit Infos versorgen kann. Dafür kriege ich dann eine schöne Geschichte. Politik und Journalismus sind sich in Österreich viel zu nahe.

Wie hat sich der investigative Journalismus über die Jahre entwickelt? Ist-Zustand? Stichpunkte: Finanzierung, Recherche, Publikation, Themen?

Durch die Neugründung von *Profil* in den 70er Jahren, hat es sich als investigatives Medium etabliert. Das waren sie auch mit Alfred Worm. Ebenso das *News* mit Kurt Kuch, Florian Klenk beim *Falter*, Renate Graber beim *Standard*. Es gibt schon überall investigative Leute. Österreich zeichnet sich dadurch aus, dass es keine Institutionalisierung des investigativen Journalismus gibt. Das heißt, seit Watergate, hat jedes amerikanische Medium, das was aus sich hält, investigative desks. *New York Times*, *Washington Post*, *PBS* alle haben investigative Ressorts. Auch in Deutschland gibt es Recherche-Ressorts, investigative Teams. Der Unterschied ist, dass diese

Ressorts institutionalisiert sind, die haben Strukturen, Datenbanken. Erfahrungen in der Recherche werden weitergegeben, auch in Workshops.

In Österreich sind das Einzelpersonen, die sich mit investigativem Journalismus auseinandersetzen. Worm, Kuch, Graber, Klenk, Nikbakhsh. Die haben immer wieder eine investigative Geschichte, aber es ist nicht so institutionalisiert. So wie es einen Picture-Desk und eine Grafik-Abteilung gibt, gibt es kein Recherche-Ressort, wo das Handwerk vermittelt und ausgebaut wird.

War das früher besser?

Ich tu mir schwer mit Vergleichen, weil ich das erst seit 10 Jahren mache. Was ich in den 10 Jahren gemerkt habe ist, dass es wenig Bereitschaft gibt, sogar bei Qualitätszeitungen, auf diese Art des Journalismus zu setzen. Aber es gibt eine Lücke, wie man jetzt sieht mit *Addendum* und *Dossier*.

Was man an den Medien sieht, ist, dass sie auf der einen Seite die Qualität beibehalten wollen, auf der anderen Seite sparen sie, kürzen Redaktionen, bauen Personal ab. Ein Spagat, der bis zu einem gewissen Punkt gut geht und dann reißt das ganze Ding. Man kann sich die Frage stellen, ob *Presse* und *Standard* wirklich Qualitätsmedien sind, wenn man sie vergleicht mit den deutschen Blättern, *Süddeutsche*, *FAZ* etc.

Außer, dass *Die Presse* ein investigatives Team aufbauen wollte, dass nie entstanden ist oder der *Kurier* mit einem kurzwährenden zweier Gespann aus Fleckl und Vogl, ist mir nichts bekannt.

Was zeichnet euch als unabhängige investigative Plattform gegenüber anderen Medien aus?

Uns hebt ab, dass hinter uns keine Bank, kein großer Verleger, kein großes Unternehmen steht, sondern, dass *Dossier* den Menschen gehört, die dafür arbeiten. Daher haben wir keine Profit-Interessen zu bedienen, müssen keinen Gewinn erwirtschaften. Es ist schön, wenn es sich auf Null ausgeht.

Ein anderer wesentlicher Unterschied ist, dass wir kein öffentliches Geld bekommen, keine Inserate oder Werbung nehmen.

Das heißt nicht, dass es keine Abhängigkeiten gibt. Die gibt es immer. Aber die Frage ist, ob es die Struktur zulässt Abhängigkeiten zu erkennen und sich bewusst für den Journalismus entscheiden kann und nicht die wirtschaftliche Seite. Auch *Dossier* ist abhängig von Auftragsarbeiten, z.B. *Puls 4*, *ORF*. Wichtig ist die Selbstreflexion, eine offene Diskussionskultur zu pflegen. Und man muss immer bereit sein, einen Auftrag sein zu lassen. Das Ideal ist, von einer Million Menschen, je einen Euro zu bekommen. Nicht von einer Person, eine Million. Das ist Unabhängigkeit.

Wir schaffen das, durch die Streuung der Einnahmequellen und mehreren Auftragspartnern. Machen Schulungen und Workshops – auch mit verschiedenen Institutionen. Als drittes haben wir noch das Crowdfunding, die Spenden usw. Und wir bewerben uns immer wieder um Recherche-Stipendien oder bei Auszeichnungen. Der Bereich ist halt schwer zu planen.

Wie siehst du den Unterschied zu *Addendum*?

Ich kenne viele Journalisten und Journalistinnen, die bei *Addendum* arbeiten und ich halte sie für integre, gute Journalisten und Journalistinnen. Diese Differenzierung halte ich für schwierig. Ich glaube, je weiter es in der Hierarchie nach oben geht, umso heikler wird dieses Projekt. Eben mit der einen Million von einem Menschen. In dem Moment,

wo Mateschitz nicht mehr möchte, aus was für einem Grund auch immer, ist dieses Ding durch. Es wäre interessant, ob es zwischen der Geschäftsführung und der Chefredaktion und dem Stifter einen Vertrag gibt, wo festgehalten ist, dass er sich nicht einmischen darf in die journalistische Unabhängigkeit. Beispielsweise wie bei *Pro Publica* in den USA. Die bekommen 10.000 Dollar im Jahr von einem Ehepaar. Die haben einen solchen Vertrag mit der Chefredaktion abgeschlossen.

Wenn man kritisch ist, könnte man sagen, dass zu Beginn *Addendum* das Wikipedia für den Mateschitz war. Sauber und ordentlich wurde ein Überblick gegeben zum Thema Schule, Bundesheer usw. Aber wo ist die journalistische Geschichte? Das wirkt mehr wie ein super recherchierter Beitrag in einem Lexikon. Alles stimmt und ist gut aufbereitet. Das ist zum Nachschlagen, aber ich muss es nicht gelesen haben.

Da haben wir bei *Dossier* schon eher die journalistischen Geschichten und keine Lexika-Beiträge.

Gut, *Addendum* gibt es auch erst seit einem Jahr, *Dossier* seit sechs. Auf der anderen Seite hat *Addendum* Geld, das sie ins Marketing stecken können. Können in Social Media investieren, haben eine eigene Abteilung dafür, die so groß wie unsere ganze Redaktion ist. Außerdem haben sie *ServusTV*.

Ihr habt *Puls4*...

Ja, aber der Unterschied ist die Finanzierung, über eine Million bei *Addendum* kam vom Mateschitz, mit der sie die Redaktion aufgebaut haben. Jetzt produzieren sie zwei TV-Sendungen, den *Talk im Hangar-7* und *Im Kontext* und verkaufen diese dann an *ServusTV*. Das heißt, das Geld kommt wieder aus dem *Red Bull* Medienhaus. *Addendum* ist also die Produktionsfirma für die beiden Sendungen.

Wir sind Dienstnehmer der Produktionsfirma, die *Bist du deppad* für *Puls4* produziert. Sprich, wir haben keinen unmittelbaren Vertrag mit *Puls4* und sind daher keine wirkliche Rechenschaft schuldig. Außer die Recherchen stimmen nicht, dann würden sie uns nicht mehr engagieren.

Zitat aus dem Interview mit Thomas Köpf: „Die Unantastbarkeit des investigativen Journalismus ist verloren gegangen. Greift man etwas an, greift man sofort eine ganze Gruppe, Religion oder politische Richtung an.“ Würdest du dem zustimmen?

Ich finde, das gut so. Ich glaube, dass es in der Politik, wie auch im Journalismus mehr Transparenz braucht. Die Frage, woher kommen die Quellen, wie werden sie eingeschätzt, sollte offengelegt werden. Natürlich gibt es den Informantenschutz usw. Ich glaube, dass früher die Journalistinnen und Journalisten über den Dingen geschwommen sind. So, das geht dich nichts an, woher ich meine Quellen habe. Aber du bist natürlich dem Leser und dem Publikum gegenüber Rechenschaft schuldig. Da bist du gut beraten, wenn du so viel wie möglich offenlegst.

Die kritische Diskussion an der eigenen Arbeit ist wichtig. Wenn es die nicht gibt, einerseits extern mit dem Publikum, anderen Medien, andererseits intern; dann hört der Journalismus auf sich selbst zu reflektieren und zu verbessern. Ich sehe es als zentralen Bestandteil unserer Arbeit.

Nach welchen Kriterien wählst du eine investigative Story aus?

Entweder du bemerkst oder liest selbst etwas, findest es komisch, es fühlt sich nicht richtig an, wirft Fragen auf. Dann beginnst du reinzurecherchieren, siehst, da könnte

mehr sein. Oder du kommst über einen Leak oder Informanten zu einer Geschichte. Dann ist immer die gleiche Frage, was ist die Geschichte. Ist sie öffentlich relevant? Umsetzbar und machbar? Kann man das überhaupt recherchieren?

Wann ist die Geschichte dann für dich fertig?

Wenn alles da ist. Wenn alle relevanten Fakten recherchiert sind, am Tisch liegen, überprüft sind. Wenn alle juristischen und natürlichen Personen die Möglichkeit hatten zu ihrem Sachverhalt ihre Sicht zu präsentieren. Wenn alles erzählt ist, so kompakt, einfach und verständlich wie möglich. Und wenn die Geschichte auch dem juristischen Check Stand hält. Dann ist sie fertig.

Wenn es Zweifel am Text, an Quellen gibt, ist sie nicht fertig. Oder eine Person fehlt, die noch nicht kontaktiert wurde. Also es ist ein Handwerk, wo man mit der Checkliste durchgehen kann.

Wie stehst du zum Einschleichen als Methode?

Die unterschiedlichen Recherchemethoden im investigativen Journalismus lassen sich nur dann rechtfertigen, wenn es das öffentliche Interesse gibt. Du kannst dich nicht einfach irgendwo einschleichen. Und man muss sich die Frage stellen, ob man die Information auf einem anderen, herkömmlichen Weg bekommt. Wenn ich einfach anfragen und eine ehrliche Antwort bekommen könnte, dann ist das Einschleichen nicht okay. Dann steht es sich nicht dafür. Anders ist es zum Beispiel bei unserer Asylheim-Geschichte, hier haben wir nicht um Erlaubnis bei der Hausbesitzerin oder Hausbesitzer beziehungsweise den Leuten vom Land gefragt. Sondern wir gingen direkt zu den Asyl-Suchenden. Und fragten die, dürfen wir bei euch in die Wohnung oder ins Zimmer. Weil in dem Moment, wo wir die andere Seite informieren, wird zusammen geräumt oder wir kommen nur rein, wo alles passt. Das heißt, du kannst keine unabhängige Untersuchung machen, wenn du dich vorher ankündigst.

Wir haben öffentliche Relevanz, Asyl, Steuergeld, schutzbedürftige Menschen, sie sind die schwächsten, sie haben eine kleine Lobby, die Hausbesitzerinnen und Hausbesitzer fragen geht nicht, sonst hat man eine verzerrte Information, also bleibt nur noch Einschleichen. Wenn du das so runter deklariert und nur noch das überbleibt. Dann go for it! Das gleiche gilt, ob man sich als Journalist vorstellt, oder nicht.

Du siehst also einen Einfluss des Investigativen auf die Gesellschaft?

Einen großen, auf jeden Fall. Und damit trägt man große Verantwortung. Es gibt wohl nichts Schlimmeres, als wenn du mit einer Geschichte rausgehst und draufkommst, dass sie nicht stimmt.

Wie siehst du die Zukunft des Investigativen? Von *Dossier* und allgemein?

In die Zukunft können nur Horoskope schauen. Dossier hat jetzt nicht den großen 10-Jahres-Plan, dafür sind wir zu klein und fragil. Ich denke, fürs nächste Jahr sind wir gesichert. In dem Maß, in dem traditionelle Medien weniger auf Recherche setzen, wird, glaube ich, unser Bereich größer. Weil Recherche, Fakten, das Überprüfen genauso wichtig für den Journalismus ist. Es ist eines der wenigen Möglichkeiten sich als journalistisches Produkt noch abheben zu können.

Da gehört Recherche dazu, die Meinung. Natürlich kannst du mit starken, profunden Meinungselementen, wo sich das Publikum auch an Meinungen reibt, es muss nicht immer einer Meinung sein; kannst du auch Leser anziehen. Als drittes braucht es

Kontext, die Einordnung. Es passiert so viel, da braucht es den Zusammenhang. Also Recherche-, Meinung-, und Kontextgeschichten. Mit diesen drei Arten von Geschichten kannst du in Zukunft Geld beziehungsweise Journalismus machen. APA-Meldungen bringen alle.

Das heißt, der investigative Journalismus könnte den Journalismus retten?

Nein, soweit würde ich nicht gehen. Aber es gibt Bedarf an Recherche-, investigativem Journalismus. Die Frage ist, nach der Größe der Dimension. Im Endeffekt bin ich froh, wenn wir 10 Leute bei *Dossier* finanzieren könnten und ein Budget von einer Million hätten. *Dossier* muss seinen eigenen Bereich finden. Weil es Geschichten sind, die man sonst nirgends liest, kannst du einen Mehrwert erzeugen. Die Kontrollfunktion ist wichtig, gerade in politisch geladenen Zeiten.

Würdest du sagen, der investigative Journalismus ist gerade aufblühend?

In a way, yes. Ja.

Ich glaube, es bringt beiden was. Siehe USA, Trump. Der Wickel mit den Medien bringt beiden Seiten was. Das eigene Profil schärfen etc.

Siehst du die Digitalisierung dabei als wichtige Entwicklung?

Ja, aber auch als schwer einschätzbare Entwicklung. Beispiel soziale Netzwerke vs. traditionelle Medienhäuser. Die haben alles zur Verfügung gestellt, alles hergeschenkt. Und *Facebook* und Co. verdienen unglaublich viel damit.

Also auf der einen Seite, ja natürlich, auf der anderen Seite ist die Frage, wie nutzt du die digitale Welt für dein eigenes Medienhaus, damit es das gut ergänzt und nicht kontraproduktiv ist.

Ihr macht das ja schon recht gut...

Ja, aber auch da. Wir diskutieren viel über *Facebook*. Ich bin der Meinung, wir sollten aus *Facebook* raus, ich will mit dem nichts zu tun haben. Die treten so viele Werte mit Füßen, siehe Datenschutz, illiberale Einflussnahme auf Wahlen. Aber es ist halt einer unserer Kanäle, wo wir die Menschen erreichen. Es bringt aber nicht unmittelbar Geld hinein. Deshalb die Idee, du baust zuerst die Community auf, um sie dann mit Crowdfunding abzuholen. Wenn wir von 10.000 Follower 10 Prozent dazu kriegen uns Geld zu geben, dann haben wir 1.000 Unterstützer. Wenn jeder 52 Euro zahlt, ist das gar nicht so wenig. Da kannst schon ein bis zwei Leute anstellen.

Vielen Dank.

10.3.4. Sahel Zarinfard

Das Interview fand am 11. Dezember 2018 persönlich in der DOSSIER-Redaktion, Rienößlgasse 1/3, 1040 Wien statt.

Lauren Seywald: Was bedeutet für dich investigativer Journalismus?

Sahel Zarinfard: Im Kern ist es das Beschaffen und Veröffentlichen von Informationen, von denen keiner, berechnete Interessen hat, sie öffentlich zur Verfügung zu stellen. Das öffentliche Interesse ist die Triebfeder. Die Nachrichtenwerte müssen auch im investigativen Journalismus gelten.

Wie bist du zum Investigativen gekommen? Seit wann machst du das?

Ich mache das seit 2012. Davor habe ich mich mit meiner Ausbildung im Journalismus (FH Wien und Praktika) beschäftigt. Ich wollte im Digitaljournalismus bleiben. Habe mit vier Kollegen *Paroli*, das online Magazin gegründet. Mein Wunsch digital zu bleiben und trotzdem klassisch investigativ zu arbeiten, brachte mich zu *Dossier*.

Warum bist du investigative Journalistin? Was ist deine Motivation?

Es ist für die öffentliche Meinungsbildung relevant und unabdingbar alle relevanten Informationen zu haben, um politische, gesellschaftliche, kulturelle, wie wirtschaftliche Entscheidungen zu treffen. Wenn ein Teil dieser Informationen bewusst verdeckt bleibt, auf Grund von Verantwortlichen oder Lobbys, dann kann man als Bürger keine ausgewogene Entscheidung treffen, die es in einer Demokratie braucht. Das ist eigentlich meine Motivation.

Was zeichnet dich als investigative Journalistin aus, im Vergleich zu deinen Kollegen?

Es ist schwierig sich von tagesaktuellem Journalismus abzugrenzen. Beides ist irrsinnig wichtig und relevant. Meine erste Informationsquelle sind immer die Nachrichten anderer, was bisher zu einem Thema schon berichtet wurde. Deswegen würde ich nicht sagen, dass ich etwas besser kann. Ich glaube, die Herangehensweise an ein Thema ist einfach anders. Während man im tagesaktuellen Journalismus versucht innerhalb von wenigen Stunden allen Seiten Gehör zu verschaffen, das abzubilden was jede Partei zu einer bevorstehenden Reform oder Gesetzesnovelle zu sagen hat, ist mein Ansatz, welche Interesse stehen hinter der Gesetzesnovelle. Warum brauchen wir das. Anstatt abzubilden, was im Moment alle dazu sagen, ist mein Ansatz woher rührt diese Änderung.

Suchst du nach dem Ansatz deine Themen aus?

Die Themengestaltung ist ein bisschen anders. Manche liegen einfach auf der Hand. Man fragt sich, warum ist das bisher noch nicht behandelt worden. Thema Inserate zum Beispiel – unser Erstlingswerk. Also nicht jede Recherche, die wir machen, ist wie bei Inserate oder Asyl, eine mehrmonatige Untersuchung eines Gegenstands. Sondern es kann auch in anderen Formen funktionieren. Wie bei *Bist du deppad*, wo wir die Grundlage für Drehbücher bieten. Oder in Kooperation mit tagesaktuellen Medien, wo wir uns bei der Niederösterreichischen Landtagswahl auf ein Thema draufsetzen und sagen, da gibt es eine Gesetzesnovelle, die wird nicht beachtet. In Niederösterreich ist die Medienlandschaft auch sehr karg, daher ist die Chance, dass jemand anderes

dieses Thema abschießt, auch sehr gering. Deswegen sollten wir dieses Thema auswählen. Bei Asyl war es, jemandem eine Stimme zu geben, die normal keine Lobby haben. Bei Glücksspiel, war der Ansatz zu sagen, wir probieren mittels neuen Tools, wie Web Scraping an neue Daten heranzukommen, die man sonst nicht bekommt durch öffentliche Anfragen. Also es gibt mehrere Rechercheansätze, die eine investigative Recherche wert ist oder nicht.

Also ihr probiert von einem großen Thema etwas abzudecken, was andere Journalisten oder Medien nicht abdecken können oder nicht wollen?

Ich glaube, es geht mehr auf das können. Das wollen wäre eine Anmaßung. Mit *Dossier* gibt es erstmals eine Redaktion, die ausschließlich investigative Recherchen betreibt und abseits von ökonomischen Entscheidungen Recherchen durchführt. Also Dossier-Asyl hätte sich rein ökonomisch nicht rentiert. Wir haben uns das ausgerechnet, die Recherche hätte 140 bis 160.000 Euro gekostet und nach der Veröffentlichung hätten wir nicht einmal die Hälfte davon reinbekommen. Wir standen dann ca. bei 50.000 Euro.

Wie kriegt ihr es dann rein?

Durch Spenden. Wir sind hauptsächlich ein LeserInnen finanziertes Medium. Auf das bauen wir. Weil wir glauben, dass diese Art von Journalismus natürlich unabhängig sein muss, so wie jede andere Art, aber speziell bei investigativer Recherche sind wir auf unsere Leserinnen und Leser angewiesen.

Wie könnt ihr das finanziell stemmen?

Wenn man es positiv formulieren möchte, ist es die Eigeninitiative. Wenn man es realistisch betrachtet, ist es die Ausbeutung der eigenen Arbeitskraft, in dem Hoffen, dass es sich irgendwann rentiert. Und das Irgendwann ist entweder nach der Veröffentlichung oder in einem oder zwei Jahren oder gar nicht. Es gibt die Redewendung: Ein Optimist ist jemand, der sich eine Portion Austern im Restaurant bestellt, in der Hoffnung mit der Perle, die er findet, die Rechnung bezahlen zu können. So würde ich unser Business-Modell die ersten Jahre beschreiben. Das war ein, probieren wir es.

Du machst also sehr viel aus eigener Motivation und weniger des Geldes wegen?

Genau. Natürlich, möchte ich von der Arbeit, die ich mache leben können. Es gehört aber dazu, wenn man sich selbstständig macht, dass man zunächst einmal dazu bereit ist, viel darin zu investieren. Geld, Zeit, andere Ressourcen. Es ist ein Abwiegen der Interessen. Im Team sind wir bereit das Jahr für Jahr weiter zu tragen. Wenn man sich die Entwicklung von *Dossier* ansieht, glaube ich schon, dass sich das bisher ausgezahlt hat für uns, auf unterschiedlichen Ebenen.

Zum Beispiel?

Allein mit der journalistischen Arbeit. Ich glaube, dass wir mit *Dossier* den investigativen- und den Datenjournalismus in Österreich bereichert haben. Mit der *Dossier-Academy* haben wir eine Weiterbildungsschiene geschaffen, wo wir das, was wir selber gelernt haben auch weitergeben konnten. Und dadurch auch neue Kontakte geknüpft haben, sowohl auf der Organisationsebene, als auch an der Basis bei unseren Journalistinnen und Journalisten, die Projekt bezogen bei uns mitarbeiten. Und auch

finanziell. Wo wir am Anfang mit 800 Euro gestartet sind, wirft jetzt im Jahr etwa 300.000 Euro ab. Was das zwar nicht abdeckt, was wir sonst an Arbeit und Ressourcen investieren, aber die Entwicklung gibt uns recht.

Siehst du einen Einfluss deiner Geschichten auf die Gesellschaft?

Ich glaube, dass wir mit dem Thema Inzerate, eine Agenda gesetzt haben. Davor war das Thema schon beachtet, es wurde dazu viel geschrieben, aber mit unserer Arbeit wurde die öffentliche Aufmerksamkeit geschärft. Weil wir als erstes Zahlen geboten haben. Davor gab es keine Medientransparenzdatenbank. Medien haben sich nicht auf das Thema gesetzt, weil sie auch Inzerate bekommen. Da ist es schwierig mit dem Finger auf andere zu zeigen.

Durch die Themensetzung haben wir, denke ich, öffentliche Relevanz, die Auswirkungen aufzuzeigen. Unser Claim ist ja: Journalismus mit Wirkung. Durch die Asyl-Geschichte wurden die Kontrollen in Niederösterreich von halbjährig auf vierteljährig erhöht. Manche Pensionen wurden zugesperrt. Bei gewissen Elementen können wir mit unserer Art des Journalismus für Veränderung sorgen. Aber ich sehe die Veränderung nicht als meine Aufgabe, ich kann sie nicht fordern, nur anstoßen. Ich kann der kritischen, zivilen Gesellschaft, die ich zu meinem Publikum zähle, Grundlagen bieten, die sie vorher nicht hatten, um Entscheidungen zu treffen und Forderungen zu stellen. Das ist die Trennung, die ich zwischen Aktivismus und Journalismus sehe. Mein Beruf hört bei der Informationsbeschaffung und der Veröffentlichung auf. Dann sind andere Kräfte gefragt.

Wen würdest du neben euch als wichtige investigative Personen in Österreich sehen?

Beim *Falter* gibt es sehr gute Journalisten. Nina Horaczek fällt mir als erstes ein. Sie macht wichtige Aufklärungsarbeit im Rechtsextremenbereich, in der Asylpolitik. Ich schätze auch die Arbeit von Florian Klenk sehr. Er hat im BUWOG-Skandal für sehr viel Aufklärung gesorgt. Hat Sachen veröffentlicht, und das ist mein Grundverständnis, die es vorher nicht gab. Ob durch Eigenleistung oder durch Whistleblower ist für mich zweitrangig. Es geht um die Freiheit der Information. Da gibt's beim *Falter* als auch beim *Standard*, Renate Graber, sehr viele Personen, die diese Art des Journalismus vorantreiben.

Wer sind da deine Vorbilder?

Ich hatte zu Beginn meiner journalistischen Arbeit sehr viele Vorbilder. Wer meine Meinung sehr geprägt hat, war wohl Anneliese Rohrer. Quasi eine Mentorin für mich. Ich hatte immer weibliche Investigativ-Journalistinnen im Blick. Nina Horaczek, Babara Tóth, Renate Graber oder Ulla Kramar-Schmid, das sind für mich Frauen, zu denen ich aufschau. Gerade in diesem Männer-dominierten Feld, war es wichtig für mich, weibliche Vorbilder zu haben. Das macht ihre Arbeiten natürlich nicht besser. Fabian Schmid, hat mit dem BVT-Skandal Pionierarbeit geleistet.

Hast du Tricks, mit denen du an Informationen herankommst? Hast du dir was abgeschaut?

Ich weiß nicht, ob das Tricks, oder normales investigatives Handwerk ist. Wenn ich ein Thema recherchiere, dann gibt es gewisse Schritte, deren Abfolge ich immer einhalte. Zunächst mache ich eine APA-Recherche. Was ist bisher berichtet worden. Daraus

mache ich gleich eine Zeitleiste. Wann hat wer was berichtet. Dadurch habe ich vielleicht schon Lücken entdeckt. Warum ist in der Zeitspanne nichts oder extrem viel berichtet worden. Mein Vorgang ist sehr analytisch. Ich kann nur entdecken, was schon da ist. Zum Beispiel Personen, die für kurze Zeit relevant waren, danach gar nicht mehr. Wo sind die Personen heute, welche Firmengeflechte stehen dahinter. Es gibt also mehr Zugänge, wie man investigative Themen recherchieren kann.

Wie oft gehen dir Themen auf oder nicht?

So vier von zehn Fällen, würde ich sagen. Das ist schon viel. Allein was ich gerade geschildert habe, braucht manchmal Wochen. Besonders bei größeren Themen. Um das abzufedern, machen wir uns zuvor einen Rechercheplan. Was ist das Thema, wie bin ich dazu gekommen, was spricht für und gegen die Recherche, was ist das maximale und das minimale Ziel. Also welche Geschichte kann ich immer noch erzählen, wenn die erste These nicht aufgeht. Daher ist vier von zehn realistisch, weil, dass ich gar nichts mache, passiert selten.

Was ist, wenn eine Person nicht reden will?

Ja, dann halt nicht. Ich bin nicht von der Polizei. Kann und will sie auch nicht zwingen. Ich finde, das ist die Verantwortung als Journalistin, Leute nicht dazu drängen oder zwingen zu reden, Informationen herzugeben. Da gibt es ja auch medienrechtliche Grenzen. Aber, dass jemand gar nicht reden will, passiert mir mehr auf der Seite, der Expertinnen und Experten, als auf Seite der Betroffenen und NGOs oder Organisationen.

Wieso bei den Experten?

Es gibt Leute, die selber politisch gefärbt sind. Das kann man auch niemandem absprechen. Würde mich jemand von einem rechtsradikalen Portal als Expertin für investigative Recherche anfragen, würde ich auch eher Nein sagen. Das ist jetzt vielleicht nicht der beste Vergleich. Aber natürlich gibt es Leute, die sich zu einem heiklen Thema lieber nicht äußern würden. Unsere Themen sind überwiegend heikel. Bei Medienkooperationen haben wir auch bemerkt, wenn wir als *Dossier* jemanden anfragen, bleibt sie mal liegen, als wenn jemand von *Standard* oder *Ö1* anfragt, dann kommt innerhalb von ein paar Stunden eine positive Antwort. Also es kann viele Gründe haben.

Wo siehst du die Grenzen des investigativen Journalismus? Stichwort: Einschleichen, verdeckte Aufnahmen?

Die Grenzen sind uns durchs Medienrecht gesetzt. Das kann man nachlesen. Bei der investigativen Recherche kann man auf Ausnahmen plädieren, wenn es hart auf hart vor Gericht oder gegenüber der Öffentlichkeit kommt. Das öffentliche Interesse kann ein Argument sein. Oder man wäre andernfalls nicht an diese Information gekommen, von der man aber schon zuvor gewusst hat, dass sie von so hoher öffentlicher Präsenz ist, dass man gewisse verdeckte Recherchen legitimieren kann. Ich finde, diese Rechenschaft ist man nicht nur einer RichterIn oder einem Richter schuldig, sondern auch der Öffentlichkeit. Deswegen muss man sich das echt gut überlegen, ob das dafür steht oder nicht.

Wir haben das einmal gemacht. Für die Dossier-Asyl Recherche. Da waren wir den Asylheimbetreiberinnen und -betreibern gegenüber verdeckt, aber nicht den Asyl-

Suchenden gegenüber. Wir haben uns denen gegenüber als JournalistInnen zu erkennen gegeben, die zu dem Thema recherchieren und eine Momentaufnahme von den Zuständen machen wollen von der Unterbringung. Hätten wir uns vorher angekündigt, hätten wir vielleicht andere Verhältnisse vorgefunden. Extra saubere Unterkünfte. In Niederösterreich darf man ohne Genehmigung der Landesregierung gar nicht rein in die Unterkünfte. Was ich wiederum als Einschränkung der Pressefreiheit gesehen habe. Das war wieder ein Argument, verdeckt in die Heime zu gehen. Wir haben intern sehr viel darüber diskutiert, uns rechtlichen Rat eingeholt, unsere Argumente zusammengetragen. Im Falle des Falles waren wir also darauf vorbereitet diesen Standpunkt zu vertreten.

Das sind eher komplizierte Themen. Welche Stilmittel verwendest du, um diese aufzuarbeiten und leserfreundlich zu machen?

Da sind wir bei der Schnittstelle von investigativem Handwerk und digitalem Geschichtenerzählen. Durch neue Darstellungsformen, interaktive multimediale kurzweilige Videoformate. All das hilft uns, unsere komplexen Inhalte zu vermitteln. Wir haben bei fast jedem größeren Dossier ein Explainer-Video, wo wir versuchen unter einer Minute oder 1:30 diesen doch sehr komplexen Sachverhalt anschaulich, verständlich zu vermitteln. Und Argumente zu liefern, warum man sich dennoch mit dieser Thematik beschäftigen sollte. Damit fahren wir ganz gut. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Leute trotz Akten, Daten, Grafiken dennoch bereit sind, sich damit auseinanderzusetzen, weil sie auch durch die Aufmachung schon bemerken, ok, das muss wichtig sein, ich sollte mich damit beschäftigen, weil sonst fehlt mir eine Information. Durch die bisher sechsjährige Arbeit, denke ich, haben wir ein gewisses Standing und die Leute vertrauen uns. Sprich, wenn wir etwas veröffentlichen hat es auch Gewicht.

In der heutigen Zeit muss man oft froh sein, wenn die Leute den ersten Absatz oder die ganze Überschrift lesen. Wie sieht das bei euch aus?

Wenn man einen Blick auf die Daten unserer Webseite wirft, besonders nach einer Veröffentlichung, ist die Verweildauer eigentlich die wichtigste und härteste Währung. An der Anzahl der Leute kann man weniger viel ablesen. Aber die mittlere Verweildauer liegt bei 4:20 Minuten. Das ist sehr hoch. Aber unsere Inhalte sind halt auch sehr komplex. Wenn du den Teaser siehst oder die Überschrift liest, hast du noch nicht wirklich begriffen um was es geht. Auch die ersten zwei Absätze sagen nur was auf dich zukommt. Wir zwingen dich quasi durch Storytelling, die Aufmachung bis zum Ende zu lesen. Deshalb, glaube ich, bleiben die Leute auch so lange auf der Webseite. Vielleicht spielt es auch eine Rolle, dass es uns nicht im Überfluss gibt. Wir erscheinen etwa 40 bis 50 Mal im Jahr, wenn man jede einzelne Geschichte zählt. Das ist zumutbar, denke ich. Im Tagesaktuellen hat man mit ganz anderen Aufmerksamkeitsspannen zu konkurrieren. Eine Vielzahl an Medien hat, mehr oder weniger, die gleiche Nachricht. Die Leute informieren sich wohl weniger direkt über *derstandard.at*, *presse.com* oder *krone.at*, sondern schauen, was in ihrem Newsfeed drinnen ist. Unser Zugang zur Plattform und den Leuten ist eine andere.

Ist Social Media sehr relevant für euch oder wie holt ihr eure Leser?

Ja, auch. Aber mit dem ständig wechselnden Algorithmus von *Facebook*, wo man nicht weiß, wie der genau funktioniert und Werbung kaufen muss, ist das eine sehr

unsympathische Art von Vertriebsform. Wir machen das Minimum, um dort in Erscheinung zu treten. Wir versuchen unsere Leser durch Medienkooperationen zu erreichen, wo wir glauben, dass sie zu Hause sind, wie beim *Standard* oder der *Presse*. Wir geben auch sehr viel Geld für gedruckte Information aus, um den digitalen Raum zu verlassen. So sind wir dort, wo wir unsere Zielgruppe vermuten. Mit unseren limitierten Ressourcen ist es utopisch, all unser Geld in *Facebook*-Werbung zu investieren. Ich glaube auch nicht, dass unsere Zielgruppe hauptsächlich auf *Facebook* ist.

Apropos Druck, ihr macht ja gerade euer erstes Magazin. Unterscheidet sich hier die Herangehensweise in Recherche, Aufarbeitung und Text zu den online Artikeln?

Ehrlich gesagt, weiß ich das noch nicht, wir sind noch nicht so weit. Vom Schreiben wird es sich wohl nur leicht verändern. Von der Aufmachung viel stärker. Weil wir uns die unterschiedlichen Wiedergabe-Medien durch Print wegnehmen. Also Ton und Bewegbild. In der Art der Recherche habe ich bis jetzt noch keinen Unterschied gemerkt. Ich denke, zwar jetzt schon viel stärker daran, wie die Geschichte ausschauen, in welcher Form werde ich sie veröffentlichen, als würde ich für die Webseite recherchieren. Aber vielleicht sollten wir das für online auch lernen, das Storytelling von Anfang an mitzudenken und nicht erst, wenn die Recherche abgeschlossen ist.

Ist es euer Ziel, wieder in den Print-Bereich zu gehen oder wollt ihr schon hauptsächlich online bleiben?

Keine Ahnung. Alles was hilft oder? Natürlich bleiben wir online, im Hinblick auf unser Zeitalter. Aber es ist ein Ziel unterschiedliche Vertriebsformen auszuprobieren. Wir waren jetzt ganz viel online, in Tageszeitungen, in Wochenzeitungen, in Magazinen, wir waren im Fernsehen und im Radio. Das eigene Magazin hat uns jetzt noch im Repertoire gefehlt. Da viele aus unserer Redaktion aus dem Magazin-Journalismus kommen, wollten wir es auch haben. Gerade wenn man auf herkömmliche Einnahmequellen, wie Werbung verzichtet, muss man immer wieder neue Ansätze finden, wie können wir die Art des Journalismus fördern und finanzieren. Der Magazin-Verkauf ist eben eine Art. Die Inhalte bleiben ja die gleichen. Wir verkaufen kein unbekanntes Projekt, sondern die Leute wissen welche Qualität, welche Themenauswahl und welchen Zugang wir zum Journalismus haben. Deshalb probieren wir das jetzt aus und schauen, ob es eine zweite, dritte Nummer oder ein vierteljähriges Magazin gibt.

Was ist dein persönliches Ziel im Investigativen?

Was mich antreibt ist das Handwerk, das liegt mir, ich lerne von jeder Recherche mehr dazu. Wenn ich meine rein persönliche Entwicklung die letzten sechs Jahre beobachte, habe ich irrsinnig viel dazugelernt. Mein Profil, mein Blick haben sich geschärft. Meine Bandbreite an Tools, wie ich an Informationen herankomme wird immer breiter. Das würde ich jetzt nicht aufgeben wollen Das will ich weitermachen.

Wie siehst du die Zukunft des österreichischen investigativen Journalismus?

Ich glaube, es gibt keine gute oder schlechte Zeit für investigative Recherchen. Wir würden mehr erreichen, wenn es so etwas wie ein Informationsfreiheitsgesetz geben

würde. Es gibt Organisationen und Personen, die das seit Jahren einfordern und Initiativen setzen. Ich würde mir wünschen, dass sich auch mehr Journalistinnen und Journalisten dieser Anforderung anschließen, damit das Thema größeres Gewicht bekommt. Wer sollte sonst dafür eintreten, wenn nicht wir, die diesen Zugang einfordern. Natürlich könnte man auch die LeserInnen dazu auffordern, aber das ist fast ein Eck zu viel, wenn wir das Thema schon nicht hochhalten. Wirtschaft und Politik haben wenig Interesse Informationen freiwillig freizugeben. Das sieht man an den Open-Data-Government-Initiativen. Die Daten, die öffentlich sind, sind ein guter Schritt, aber es gibt sehr viele Lücken und die Anzahl der öffentlichen Toiletten in Wien, finde ich jetzt mäßig spannend.

Für die Zukunft würde ich mir ein breites Verständnis unter den Journalisten wünschen, die abseits von dem Konkurrenzdenken an einem Strang ziehen, das allen hilft bei der Arbeit. Nämlich der freie Zugang zu Informationen.

Geht es in die richtige Richtung?

Ich sehe Initiativen, vor allem in der Schweiz, die einen DACH-Verband haben für investigative Journalistinnen und Journalisten. Sie vernetzen sich, um Schwierigkeiten zu meistern, ohne dabei Themen auszutauschen. So etwas würde ich mir für Österreich wünschen. Die Bereitschaft ist da, denke ich. Wer es starten soll, keine Ahnung. Vielleicht findet sich jemand.

Vielleicht ihr. Würdest du sagen, hat die Digitalisierung dem investigativen Journalismus gutgetan?

Ja, auf jeden Fall. Alleine was man durch das Internet an Tools und Zugängen hat. Web Scraping. Das Auslesen, Bereinigen und Bewerten von riesigen Datenmengen das könnten wir ohne Computer, ohne Internet nicht bewerkstelligen.

Das Vernetzen von investigativen Redaktionen im europäischen Raum und weltweit wäre nicht möglich. Im osteuropäischen Raum gibt es sehr viele Initiativen, das alles würde es ohne Digitalisierung gar nicht geben. Sie hat also sehr viele Vorteile gebracht.

Vielen Dank.

10.3.5. Michael Fleischhacker

Das Interview fand am 18. Jänner 2019 persönlich in der Addendum-Redaktion, Siebensterngasse 21/1, 1070 Wien statt.

Lauren Seywald: Was bedeutet für Sie investigativer Journalismus?

Michael Fleischhacker: Ich würde damit beginnen, dass jede Form von ernst zu nehmendem Journalismus, investigativer Journalismus ist. Weil sich der Journalismus selten damit begnügen kann, einfach Informationen, die er irgendwo kriegt, eins zu eins weiterzugeben, sondern die überprüfen muss. Außer es geht jetzt darum einen Termin für eine Veranstaltung anzukündigen. Der Journalist hat die Aufgabe, die Informationen, die er bekommt an ein Publikum weiterzugeben, zu kontextualisieren und so aus der Information Wissen zu machen. Das ist der Prozess: Information plus Kontext ist Wissen. Und wenn es hier schwer einordbare Informationspartikel gibt, dann müsste er, um den Kontext herstellen zu können, die Information überprüfen, um zu sehen womit steht sie in Beziehung. Gibt es alternative Informationen zum selben Thema, welche Interessen hat der Aussender mit der Weitergabe dieser Information. Das müsste man, wenn man es ganz streng nimmt, eigentlich immer machen.

Wenn die Bundesregierung sagt, wir machen eine Steuerreform mit 6,5 Milliarden, dann wird man das Zitat vom Bundeskanzler schon eins zu eins berichten, das kann ich gut überprüfen, dass er das gesagt hat, weil es öffentlich bei einer Pressekonferenz war. Aber im nächsten Schritt, wenn man eine journalistische Berichterstattung über die Steuerreformpläne der Regierung macht, dann wird man beginnen, Kontext herzustellen. Also wie war das mit früheren Steuerreformen, was sind derzeit die Steuereinnahmen der öffentlichen Hand, wo kommen sie her, wo gehen sie hin. So, das ist im Grunde eine Untersuchung der Umstände und der Information, die das Wesen des Journalismus ist.

Wenn wir dezidiert von investigativem Journalismus sprechen, dann sprechen wir in der Regel von Informationen, die öffentlich nicht zugänglich sind. Das ist das wesentliche Kriterium. Oft sind es auch Informationen, die auf legalem Weg nicht zugänglich sind. Wo man möglicherweise mit unterschiedlichen Rechtsgütern in Konflikt kommt. Da muss man die Rechtsinteressen der einzelnen Personen, die von dieser Informationsweitergabe betroffen sind, gegen das Rechtsgut des öffentlichen Interesses abwägen. Wenn ich am Ende des Verfahrens beweisen kann, dass es für das öffentliche Interesse entscheidend war, diese Information zu veröffentlichen, habe ich gewonnen.

Also öffentlich nicht zugängliche, im Extremfall sogar unter geltend rechtlichen Bedingungen nicht verfügbare Information. Das ist, glaube ich, das Bild, das wir vom investigativen Journalismus haben. Verbunden mit ein paar historischen Ereignissen, wie Watergate. Oder der Lucona-Skandal in Österreich, mit dem Hans Pretterebner, der eine zweifelhaften Reputation im Gesamten hatte, aber mit dieser Aufdeckung sicher einen klassisch investigativen Beitrag geleitet hat.

Warum setzen Sie mit Addendum auf den investigativen Journalismus?

Wir setzten eigentlich auf zwei Schienen. Das eine ist, was wir rekonstruktiven Journalismus nennen. Es haben immer mehr Leute den Eindruck, dass was fehlt, dass sie nicht vollständig informiert werden. Die einen sagen, wir sollen manipuliert werden,

die anderen sagen, ok, die armen Medien haben einfach nicht mehr die Ressourcen, um das vollständig und umfänglich zu machen. Und da können wir was dagegen tun, weil wir haben die Ressourcen, aufgrund unserer Konstruktion und der großzügigen Mittel, die unser Stifter uns zur Verfügung stellt. Wir kümmern uns um die Dinge, die weniger angeschaut werden. Verfallen aber nicht in die Versuchung, Alternativ-Journalismus zu machen und so zu tun als wäre das, was fehlt, schon alles, sondern stellen das wieder zurück in einen Gesamtzusammenhang und versuchen so, der Gesellschaft oder den politisch interessierten Bürgern zu relevanten Themen eine möglichst umfassende Information zur Verfügung zu stellen, die sie selber einordnen und zu der sie sich selber eine Meinung bilden können. Wir publizieren keine Meinung, sondern ausschließlich Informationen.

Der zweite Teil ist der investigative. Da gilt dasselbe. Der investigative Journalismus ist natürlich der aufwendigste, weil er Zeit und Ressourcen und auch Skills braucht. Die Journalisten müssen technologisch versiert sein, mit Datenbanken umgehen können, dazu in der Lage sein, Informationen zu verknüpfen – einerseits verstandesmäßig, aber auch technologisch. Sie müssen gewisse Standards im Sicherheitsbereich der Kommunikation wahren, möglicherweise auf Mittel der verschlüsselten Kommunikation zurückgreifen, um sich und Informanten zu schützen. Also relativ aufwendig das Ganze. Die Ressourcen dafür haben eben sehr viele klassische Verlagshäuser nicht mehr, weil ihnen mit der Digitalisierung das Geschäftsmodell zusammenbricht. Dafür gibt es uns, und wir wollen einen Beitrag dazu leisten, dass es diese Art von Journalismus weiterhin gibt.

Gibt es sonst noch Faktoren, die euch abheben von der Medienbranche?

Das Wesentliche ist, glaube ich, dass wir eines der wenigen digitalen Medienoutlets sind, die keine Nachrichten haben.

Es gibt zum Beispiel *Dossier*, als Konkurrenz zu euch...

Ja, der Unterschied dorthin ist, dass das noch langsamer ist. Weil die einfach unregelmäßig veröffentlichen. Wir liegen zwischen den Nachrichtenportalen und *Dossier*, die vielleicht drei bis vier Mal im Jahr was veröffentlichen. Und wir veröffentlichen doch relativ regelmäßig Projekte. Was damit zu tun hat, dass wir auch Fernsehen produzieren. Für Fernsehen braucht man Regelmäßigkeit und Rhythmus.

Sind das die gleichen Themen?

Ja, verwandt. Weil, wenn wir schon Recherchen machen, Projekte für eine Reportage, dann ist es sinnvoll die Rechercheergebnisse auch auf den anderen Plattformen, die wir haben, also digital und jetzt auch im Print, seit neuestem, zu publizieren.

Ihr habt vor kurzem die *Geschichte mit der Post* herausgebracht und großes Aufsehen erregt.

Die war relativ erfolgreich, ja.

Wie seid ihr zu der *Geschichte* gekommen?

Wir haben zufällig mitgekriegt, dass beim letzten Wahlkampf einige Parteien das genutzt haben. Gleichzeitig gab es überall die große Aufregung um *Cambridge Analytica* und wie die bösen Populisten das nutzen. Und wir haben uns gefragt, passiert das auch ganz normal bei uns. Wir begannen das zu recherchieren. 30 Kollegen aus

dem Haus haben bei der Post und anderen nachgefragt, wie das so ist. Über Monate hat sich die Recherche hingezogen.

Hattet ihr da Informanten?

Wir hatten ein, zwei Informanten, die uns dazu was sagen konnten. Aber eigentlich war das nur Geduld und Ausdauer. Nix, wo man jetzt was knacken oder einbrechen muss.

Also es war jetzt nicht illegal?

Nein.

Und wie kommt ihr sonst zu Themen? Was ist der normale Ablauf?

Entweder man hat selber, mit dem Blick auf die Welt, das Gefühl, hier oder dort stimmt etwas nicht. Bei politischen, wirtschaftlichen Vorgängen denkt man sich, schon komisch, dass das geht. Und dann schaut man, was hier nicht stimmt. Geht tiefer, wer könnte das Warum wissen. Das ist der eine Weg, der andere ist, dass ein Informant kommt. Whistleblowing. Wir haben auch eine Plattform für anonyme Uploads.

Kommt da viel rein?

Ja, aber von unterschiedlicher Güte. Es kommt auch einiges, nach wie vor, in anonymen Kuverts mit der Post oder liegt vor der Tür oder im Stiegenhaus. Es gibt alle möglichen Wege.

Addendum ist unabhängig von Mateschitz oder? Gibt es eine klare, vertragliche Regelung zwischen euch?

Nur mit einem Handschlag.

Also schriftlich ist es nicht festgehalten?

Dass es unabhängig ist, ja, in unseren Statuten. Die wir als Stiftung nicht publizieren könnten, wenn sie der Stiftungsvorstand nicht akzeptieren würde. Das ist klar ausgemacht, steht auch in unseren Richtlinien, die veröffentlicht sind auf der Website. Wir sind im Funding total abhängig vom Dietrich Mateschitz, weil er derzeit der einzige Finanzier dieser gemeinnützigen Privatstiftung ist. Gleichzeitig ist mit ihm eindeutig ausgesprochen und in unseren eigenen Richtlinien festgelegt, dass der Stifter auf die inhaltliche Arbeit der gemeinnützigen GmbH, die den Stiftungszweck erfüllt, keinen Einfluss nimmt. Die Unabhängigkeit basiert auf dem vollen Vertrauen, dass die ökonomische Abhängigkeit nicht zu einer anderen führt. Dieses Vertrauen habe ich. Wenn ich das Vertrauen nicht mehr hätte, würde ich es nicht mehr tun.

Aber eine vertraglich festgehaltene Unabhängigkeit, wie beispielsweise ProPublica in Amerika, haben Sie nicht?

Nein.

Sie haben in Ihrer Laufbahn einen umfassenden Einblick in die österreichische Medienbranche erhalten. Wie hat sich der investigative Journalismus in Österreich entwickelt?

So wie überall, ist er vielfältiger und komplexer geworden. Durch die Digitalisierung. Siehe Fall Snowden zum Beispiel. Was Glenn Greenwald und Laura Poitras gemacht haben, hat sicher eine andere Qualität, als früher bei einem Alfred Worm. Die

Geheimnisverwahrung hat sich in die digitale Welt verlagert, weil Daten und Informationen und Akten überwiegend digital sind. Das ist auf beiden Seiten so. Also einerseits ist es einfacher geworden – wenn man einen Zugang findet, hat man alles. Und eine viel größere Fülle an Informationen, als früher, wo man ein paar Papierln gekriegt hat und sich die restlichen irgendwo organisieren musste. Es ist natürlich auch viel leichter, die zu manipulieren.

Also wie in anderen Bereichen, hat die Digitalisierung qualitativ wenig substantiell Neues gebracht. Es gibt aber eben auch das Phänomen, dass ab einem gewissen Maß an quantitativer Erhöhung auch ein qualitativer Unterschied eintritt. Das ist auch in dem Bereich der Daten und der Daten-Leaks zu beobachten.

Und wie würden Sie den Ist-Zustand sehen? Geht es bergauf mit dem investigativen Journalismus?

Der Bedarf ist da. Ihn zu decken ist natürlich schwieriger als früher, weil es halt Ressourcen braucht, die aufgrund bröckelnder Geschäftsmodelle in den meisten klassischen Medienhäusern immer weniger zur Verfügung stehen. Die Reputation nimmt vielleicht eher noch zu, weil man sagt, aha, Respekt für jeden, der das in diesen schwierigen Zeiten noch macht. Aber in der Verbreitung und in der Möglichkeit das zu machen geht es bergab – gemeinsam mit den Ressourcen und den Umsätzen der Medienhäuser.

Erkennt der Leser überhaupt noch, was investigativ ist? Wo er doch schon so überhäuft ist mit den ganzen Skandalen.

Naja es wird ihm ja nicht verschwiegen. Es prahlt ja jeder, der es macht. Aber ich glaube, es ist auch nicht so wichtig, ob er es erkennt. Wenn es eine interessante Geschichte ist, die wahr ist und wofür es Belege gibt, die ich nachvollziehen und zur Not als Leser auch überprüfen kann, dann ist es mir als Konsument eigentlich wurscht. In der digitalen Welt ist es zwar viel leichter geworden zu betrügen, aber es ist auch viel leichter geworden, den Betrug aufzudecken. Das ist ein Gleichgewicht des Schreckens.

Ist das nicht schade, wenn man so viele Ressourcen investiert?

Es ist vielleicht nicht einmal für Produzenten wichtig, zu wissen, ob es investigativ ist, oder nicht. Wenn ich sage, es ist ein relevantes Thema, eine relevante Information, die in der Darstellung und der öffentlichen Wahrnehmung dieses Themas einen Unterschied machen kann, der wichtig ist, dann mach ich es. Ich habe den einen oder anderen Aufwand. Aber es ist gleich, ob der Leser es interessant findet und sagt, das ist jetzt eine investigative Geschichte oder einfach eine journalistisch gute Geschichte. Aber der Unterschied, den man machen kann, ist, dass guter Journalismus darauf Wert legt, dass die Informationen korrekt und überprüfbar sind und dass sie kontextualisiert werden. Investigativem Journalismus merke ich an, das verheimlicht eh niemand und hängen alle raus, dass es um Informationen geht, die öffentlich nicht zugänglich sind, andere verbergen wollten, weil es etwas zu verbergen gab. Das merkt man als Leser schon. In der Regel ist es etwas, das man in unserer aufgeregten Welt Skandal nennt.

Würden Sie heute einem Medium noch raten auf den investigativen Journalismus zu setzen?

Unter ökonomischen Bedingungen ist es ziemlich riskant. Hohe Anfangsinvestitionen, unvorhersehbare Dauer. Wenn es gut geht, hat man natürlich hohe Reputation und kann die möglicherweise monetarisieren. Unter betriebswirtschaftlichen und Investoren-Gesichtspunkten ist es eher ein Hochrisikobereich.

Bei der Presse haben Sie damals mit Florian Skrabal probiert, ein investigatives Team aufzubauen. Nach etwa zwei Jahren haben Sie es wieder eingestellt. Wieso?

Es ist nicht genug dabei rausgekommen. Weil du in einer Tageszeitung sagen musst, wenn ich über einen gewissen Zeitraum Vollzeit-Stellen finanziere, mit dem Wunsch nur einmal im Monat eine investigative Geschichte zu bringen, dann ist das ein Grenzfall, was man sich nicht mehr leisten kann. Und wenn es dann nur drei Mal im Jahr ist, muss man realistisch sagen, aus betriebswirtschaftlicher Verantwortung, das geht nicht.

Wieso haben Sie es dann in erster Linie gemacht?

Weil ich es wichtig finde.

Aber irgendwann überwiegt das Geld die Wichtigkeit?

Nein, nicht nur das Geld. Aber wenn man einfach sieht, es geht nicht mehr. Man findet die Sachen nicht raus, dann muss man irgendwann sagen, ok, muss man halt was Anderes probieren. Muss man Ressourcen nehmen, die schon da sind, vielleicht auf der technischen Ebene, und Möglichkeiten finden, wie man drauf kommt, wo etwas ist. Einzelne Leute einfach darauf los laufen zu lassen, damit sie etwas finden, ist nicht immer das Beste.

Haben Sie eine Idee, wie sich der investigative Journalismus finanziell doch auszahlen könnte?

Nein.

Es gibt ja zwei Plattformen mit *Addendum* und *Dossier*.

Aber die sind nicht Geschäftsmodell-basiert. *Dossier* finanziert sich quer durch Unterricht, Auftragsarbeiten für *Bist du deppert* usw. und finanziert so den eigenen Rechercheanteil, kann deswegen auch nur relativ wenige, eigene Recherchen pro Jahr veröffentlichen. Und wir haben ein Stiftungsmodell, das uns kein Geschäftsmodell aufzwingt. Aber für einen Investor, der sowas nicht hat und an Gewinn interessiert ist, ist es momentan nicht machbar.

ProPublica ist auch eine Stiftung. Hinter *The Intercept* steht, wie bei uns auch, ein Mensch, Pierre Omidyar, der *ebay* Gründer. Der hat 250 Millionen Dollar investiert für Poitras, Greenwald und Jeremy Scahill.

Also geht es nur über die Ebene?

Derzeit glaube ich, gibt es kein Geschäftsmodell, wenn man es alleine macht. Aber es würde der gesamten Medienlandschaft und dem Informationsbedürfnis der Bürger entgegenkommen, wenn die traditionellen Publikumsmedien, Tageszeitungen, aber auch Fernsehsender ein Geschäftsmodell hätten, das stabil und ertragreich genug ist, um auch investigativen Journalismus zu finanzieren. Weil es geht eh. Aber ich versteh jeden, der sagt, wir wollen das nicht, wenn wir uns drauf verlassen müssen, dass nur

mehr Stiftungen, ohne Geschäftsmodell finanzierte journalistische Einheiten investigativen Journalismus machen, dann fällt aus dem kommerziell, privatwirtschaftlich organisierten Medienbetrieb was Wichtiges raus.

(Investigativer) Journalismus braucht Wettbewerb, er wird dadurch besser.

Sie beschäftigen sich seit Jahren mit den neuen Medien. Addendum hat online gestartet, setzt aber jetzt wieder auf Print, wo der Zeitungsmarkt immer kleiner wird. Wie argumentieren Sie das?

Das war von Anfang an so geplant, alle möglichen Outlets zu bespielen. Wir sind quasi ein Experimentierlabor. Die Frage ist, was passiert, wenn man nicht sagt, wir sind eine Tageszeitung, eine Monatszeitung, ein Fernsehsender, sondern die Recherche ins Zentrum stellen, ein Thema, von dem wir glauben, dass es fehlt. Möglichst tief zu recherchieren und das dann auf allen möglichen, zur Verfügung stehenden Plattformen, die es gibt, zu gestalten und zu publizieren, das ist unser Experimentierfeld. Deswegen brauchen wir auch alle diese Plattformen. Und einmal im Monat ein Print-Produkt, würde ich sogar unter kommerziellen Gesichtspunkten machen. Je geringer die Frequenz eines Print-Produktes ist, umso besser sind seine wirtschaftlichen Aussichten.

Das Print-Produkt ist nur für Mitglieder, oder verkaufen Sie es auch?

Den Mitgliedern können wir garantieren, dass sie es immer kriegen. Derzeit kriegt es auch ein kleiner Teil der Abonnenten der *Kleinen Zeitung* in der Steiermark und Kärnten. Das wird beigelegt. Vielleicht kommen andere Zeitungen dazu. Man kann es aber auch im Einzelverkauf kaufen.

Und findet es Anklang?

Wir haben sehr positive Rückmeldungen. Auch von den Kollegen, die es beigelegt haben. Wir haben einen Afrika-Schwerpunkt von 40 Seiten gebracht, wer kann das machen?

Würden Sie sagen, man darf heute noch anderer Meinung sein in Österreich oder gibt es ein Meinungsmonopol?

Es gibt ein Meinungsmonopol, aber es ist gefahrlos, es zu durchbrechen. Insofern darf man es, ja. Die Freiheit habe ich mir immer schon herausgenommen. Dieses man-darf-nicht-mehr-alles-sagen-Gejammer kann ich nicht verstehen. Oh ja, man darf alles sagen, aber man muss es aushalten, dass man dafür nicht gemocht wird.

Warum machen Sie das? Warum sind Sie investigativer Journalist?

Investigativ, weil es der Kern des Journalistischen an sich ist, herauszufinden, was wirklich passiert. Das hat immer einen investigativen Anteil. Und die Themen anzugehen, die andere nicht angehen und anderer Ansicht zu sein und, wenn man so will, in einem anderen weltanschaulichen Blickwinkel die Sachen anzuschauen, ist es Meinungsvielfalt, die einer Gesellschaft einfach guttut. Wir haben eine ideologische Monokultur in den Medien, und diese Monokultur zu durchbrechen, ist ein Wert an sich. Dem fühle ich mich verpflichtet. Dazu ein Spruch des großen Aphoristikers und Wissenschaftlers Lichtenberg: Wo alle das gleiche denken, wird nicht viel gedacht.

Zum Abschluss. Wie sehen Sie die Zukunft des investigativen Journalismus? Für Addendum und allgemein?

Die große Frage für die Zukunft des investigativen Journalismus ist, ob es möglich ist für die zweifelsfrei vorhandene Nachfrage Angebote zu finanzieren. Deshalb würde ich mir wünschen, dass die klassischen Medienhäuser ihre Geschäftsmodell-Problematik lösen und erfolgreich werden, um die Ressourcen zu haben, das selber zu machen. In der Übergangsphase müssen Organisationen, wie wir, das mitmachen, um es aufrecht zu erhalten. Addendum ist ein programmatischer Name: Das was fehlt. Weil die Ressourcen fehlen, deshalb machen wir es, weil es wichtig ist. Das Beste wäre, wenn neue Formen von Medien entstehen, die auch ökonomisch unabhängig und finanzkräftig genug sind, um investigativen Journalismus selbst zu finanzieren. Die beste Form der Unabhängigkeit ist immer noch wirtschaftlicher Erfolg.

Vielen Dank.

10.3.6. *Renate Graber*

Das Interview fand am 21. Jänner 2019 in der Konditorei Oberlaa, Landstraßer Hauptstraße 1, 1030 Wien statt.

Lauren Seywald: Was bedeutet für Sie investigativer Journalismus? Wie würden Sie den für sich definieren?

Renate Graber: Zuerst würde ich festhalten wollen, dass dieses Wort sehr inflationär gebraucht wird, weil Journalismus grundsätzlich investigativ ist. Investigativ heißt ja nur, dass man etwas aufdeckt. Das tut man eigentlich den ganzen Tag als Journalist, insofern, dass man die Realität beschreibt, die anderen vielleicht verborgen ist. Beim investigativen Journalismus kommt halt dazu, dass es schwierige Themen sind, bei denen bewusst versucht wird, etwas zu verbergen oder zu verheimlichen. Wenn man das dann aufdeckt, dann ist es investigativer Journalismus.

Sie gelten als die »unermüdliche Investigatorin«. Warum sind Sie investigative Journalistin? Was ist Ihre Motivation?

Ich sehe mich als Journalistin. Und zwar als Journalistin der alten Schule, die versucht die Wahrheit, die natürlich relativ ist, ans Licht zu bringen. Da ist das Investigative inkludiert. Im Laufe der Zeit bin ich in Bereiche gekommen, in denen es darum geht, Dinge zu berichten, die verborgen sind. Stichwort: BAWAG oder Hypo Alpe Adria. Also sehr viel im Banken-Bereich. Mein Impetus ist, den Leuten zu erzählen, was läuft und mich möglichst der Wahrheit anzunähern.

Aber das Investigative ist halt das härteste Fach des Journalismus, oder?

Vielleicht nicht das härteste, aber zum Teil sehr schwierig, weil Themen aufkommen, in denen man allenfalls den Wahrheitsbeweis antreten muss. Dann muss man Unterlagen vorlegen und beweisen, dass die Behauptungen, die man veröffentlicht hat auch richtig sind. Natürlich steht man unter Beobachtung und vor allem gibt es dann immer die Verräter-Suche. Die Betroffenen beschäftigen sich weniger mit dem, was sie wirklich betroffen macht, als damit, herauszufinden, wer die Leaks sind und Informationen weitergibt. Dabei muss man den Quellenschutz und das Redaktionsgeheimnis usw. wahren – das macht's schwierig.

Und nochmal dazu, was einen hält. Also es ist schon ein Ansporn und man freut sich, wenn man sieht, dass man Recht gehabt hat, unter Anführungszeichen, wenn dann Leute verurteilt werden oder all das verhandelt wird. Wie bei der BAWAG, wo Dinge bekannt waren, die wir so geschrieben hatten. Wenn die den Stempel des Rechtsstaats draufkriegen, dann ist das sehr beruhigend.

Und wie kommen Sie zu neuen Themen? Durch Informanten?

Das ist sehr unterschiedlich. Es gibt Informanten. Man stößt aber auch einfach auf Dinge, wenn man genauer hinschaut, auf Ungereimtheiten. Da kommt man selber drauf.

Wird Ihnen oft etwas zugesteckt?

Naja, man stellt sich das romantischer vor, als es ist. Das ist harte Arbeit. Die Leute müssen sich ja auch drauf verlassen können, dass man hält. Sprich, dass man sie nicht verbrennt, sprich, dass man den Informantenschutz, den Quellenschutz, das

Redaktionsgeheimnis wahr. Und diesen Ruf muss man sich erst einmal erarbeiten, bevor sich Leute überlegen, wohin sie mit schwierigen Informationen gehen.

Und Sie haben den Ruf?

Ich hoffe schon.

Mit Ihren Beiträgen zur Hypo Alpe Adria haben Sie Großes geleistet und sind auch dafür ausgezeichnet worden. Wie haben Sie entschieden, die zu veröffentlichen? Wann war die Geschichte niet- und nagelfest?

Das war ein jahrelanger Prozess. Ich habe über die Hypo Alpe Adria geschrieben, als sie angefangen hat, in Wien Pressekonferenzen zu geben, über ihr neues Gebäude, über den Börsengang. Das ist aus heutiger Sicht mehr als ein Jahrzehnt her. Ich habe die Bank immer begleitet. Da braucht man keine Informanten, da sieht man, dass da irgendwas nicht stimmen kann, wenn man ihr rasantes Kredit-Wachstum ansieht.

Also Sie haben sich einfach die Fakten und Zahlen angesehen?

Ja, und im Laufe der Zeit kommt man halt auf schwierige oder skurrile Dinge und dann kommen im Idealfall auch Informanten dazu.

Wie lang hat dann die Recherche fürs Buch gedauert?

Ich habe über Jahrzehnte über die Hypo Alpe Adria berichtet. Die Idee zum Buch ist von außen gekommen. Ich wollte eigentlich kein Buch schreiben – vor allem nicht alleine. Dann habe ich es mit meinem Ressortchef und Kollegen zusammen geschrieben. Da waren viele Verfahren schon gelaufen und Dinge abgeschlossen. Aber ich hatte kistenweise Unterlagen, die noch nicht in der Zeitung verbraten waren sozusagen. Es war fein, alles zu veröffentlichen.

Sind Sie dafür angefeindet worden?

Ich werde ständig angefeindet. Mir wird ständig vorgeworfen, woher ich meine Information habe, warum ich sie hab, wieso ich sie hab, das ist teilweise sehr untergriffig. Das ist das, was mich am Anfang sehr irritiert und betroffen gemacht hat. Mittlerweile kann ich damit umgehen.

Wie gehen Sie damit um?

Ich lass' sie reden.

Welche Stilmittel verwenden Sie, um komplizierte Themen, wie sie in der Wirtschaft vorherrschen, aufzuarbeiten und leserfreundlich zu machen?

Manchmal sagt man mir, dass es eh nicht leserfreundlich ist. Insofern weiß ich nicht, ob ich die richtige Auskunftsperson bin. Aber ich versuche es einfach runter zu brechen. Und ich versuche mir vorzustellen, ich erkläre es jemandem. Zuerst muss man es mal selber verstehen, manche Dinge muss man sich zehn Mal erklären lassen. Dann versuch ich, zum Teil mit Bildern...

Ich habe das YouTube-Video gesehen, wo Sie den Hypo Alpe Adria Skandal erklären, das ist super, schön heruntergebrochen...

Ja, das haben wir damals mit Hilfe unserer Video-Chefin entwickelt. Das war ganz runtergebrochen. Das ist dann wirklich die knappste Form, wo man was aufzeichnet und dazu erzählt.

In Textform ist das natürlich schwierig. Wir nehmen oft Aspekte raus und beschreiben die. Und manche Dinge muss man einfach weglassen, weil sie so kompliziert sind, und ich glaube, auch keinen Menschen mehr interessieren würden.

Nehmen Sie dabei also Rücksicht auf den Leser?

Ich versuch's. Ich weiß nicht, ob mir das immer gelingt. Ich bin skeptisch. Ich lasse es dann auch Kollegen lesen, frage, ob man das versteht, ob sie wissen, was ich meine. Mit einfachen Sätzen versucht man, die wichtigen Dinge herauszuarbeiten.

Wo liegen Ihrer Meinung nach die Grenzen des investigativen Journalismus?

Die Grenzen liegen dort, wo man es nicht belegen kann. Man hat oft Geschichten, die nie geschrieben werden, weil man sie nicht belegen könnte. Man könnte den Wahrheitsbeweis nicht antreten, weil Unterlagen fehlen, weil Leute zwar mit einem reden, aber nicht als Zeugen gingen. Dann kann man es nicht schreiben.

Andere würden sich dann vielleicht einschleichen...

Das ist für mich jetzt kein gangbarer Weg. Gab's natürlich und gibt es auch. Aber die Wahl der Mittel ist natürlich der Bedeutung des Themas angemessen. Wenn man damit einen großen Staatsstreich verhindern oder beschreiben kann, ist es was anderes, als wenn man eine Linke von einem Politiker, die jetzt nicht wahnsinnig wichtig fürs Zeitgeschehen ist, beleuchten würde. Also da wäre ich schon vorsichtig. Ich sitze auch im Presserat, daher weiß ich genau, was man tun darf und was nicht. Und sehe wofür wir Journalisten dort rügen.

Das Argument ist oft das öffentliche Interesse.

Naja, ich muss trotzdem Behauptungen belegen können.

Wie sehen Sie die Entwicklung des investigativen Journalismus über die Jahre?

Die Feststellung eben vom Anfang, dass das Wort inflationär verwendet wird. Es ist jetzt schon sehr viel investigativ, was es eigentlich nicht ist. Ich mach das schon ziemlich lang und Recherchen, die man früher getätigt hätte, hat man jeden Tag gemacht und hat sie nicht investigativ genannt.

Ich war beim *Profil* und das waren auch investigative Tätigkeiten, nur haben wir es damals nicht so genannt. Das hat sich natürlich verändert durch Wiki-Leaks. Alles ist schneller geworden durch die Digitalisierung, im weiteren Sinn durch Social Media. Ich glaube, man sollte das Wort nicht so strapazieren.

Wird es jetzt wieder besser?

Mein Gefühl ist, dass es in letzter Zeit wieder ein bisschen besser wird. Nicht alles wird mehr so übervermarktet. Aber es ist natürlich auch ein Marketinginstrument. Mein Problem damit ist, dass sehr oft die Journalisten im Vordergrund stehen und nicht die Geschichten bzw. die Tatsachen, die berichtet werden. Das stört mich. Ich glaube halt immer, dass nicht der Journalist im Vordergrund stehen sollte, sondern das, was berichtet wird. Das wird umgedreht. In Österreich gibt es den Sternchen-Kult. Das finde ich ein bisschen lächerlich, aber ich weiß, dass das andere ganz anders sehen.

Der Sinn von Journalismus ist nicht, dass man Journalisten huldigt, sondern dass man Tatsachen beschreibt.

Zahlt sich der investigative Journalismus in Ihren Augen finanziell aus? Im Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen?

Ich glaube, das kann man so nicht sagen. Ich glaube, das darf man so gar nicht anschauen.

Das ist ein Hauptargument vieler...

Dass sie es sich nicht leisten können, dass man recherchiert? Aber da ist der Unterschied, reden wir von investigativ oder von recherchieren. Recherchieren ist immer zeitaufwendig. Ich kenne aber niemanden, der zwei Jahre an einer Geschichte dran ist und in diesen zwei Jahren nichts schreibt oder veröffentlicht. Das spielt es nicht. Ich mache das oft nebenbei. Da ist halt eine Recherche, die im Hintergrund läuft, aber ich schreibe trotzdem jeden Tag eine Geschichte. Und irgendwann mach ich halt die, wenn ich sie am Boden hab. Das ist aber nach außen hin, zumindest bei mir, nicht sichtbar. Das ist dann eine Geschichte, von der keiner weiß, ob ich drei Tage oder drei Monate daran gearbeitet habe. Vielleicht ist das auch die Ausnahme, das weiß ich nicht.

Aber natürlich kostet recherchieren etwas. Und investigativ ist dann ein bisschen komplizierter, weil die Methoden ein bisschen ausgefallener sind, man ein bisschen in der Gegend herumfahren muss. Das ist natürlich teuer.

Die Frage ist eben, wenn ich meine Journalisten auf die großen Recherchen nach draußen schicke, zahlt sich das für das Medium dann aus?

Das muss man den Herausgeber, den Verleger, den Eigentümer fragen. Das ist sicher sehr schwer festzumachen. Aber wenn man jetzt den *Falter* anschaut, der hat sich von einer Stadtzeitung zu einer Zeitung entwickelt hat, die auch Geschichten aufdeckt. Wird sich auszahlen, meiner Meinung nach.

Sehen Sie einen Einfluss des investigativen Journalismus bzw. Ihrer Geschichten auf die Leser und die Gesellschaft?

Ich hoffe. Ich kriege manchmal, das ist das, was einen weiter laufen lässt, Zuschriften, Anrufe von Leuten, die sich bedanken und sagen, super, schauen Sie dort weiterhin und berichten Sie weiter drüber. Dann hat man ein Feedback. Das kriegt man im Netz sowieso, aber da ist es sehr unterschiedlich. Stichwort: Postings. Manchmal sind es sogar Betroffene, die sagen, ja, das war fair.

Wenn man die Hypo Alpe Adria anschaut, da haben wir als *Standard* wirklich ein Jahrzehnt drüber berichtet und waren immer bestens informiert. Wenn man dann die Wahlen in Kärnten angeschaut hat, wo fast nur BZÖ/FPÖ gewählt wurde, da fragt man sich, ob es etwas bewirkt hat. Aber im Großen und Ganzen kann man sagen, man hat es den Leuten erzählt und sie können nicht sagen, dass sie es nicht gewusst hätten oder nicht wissen hätten können. Das habe ich mir sehr oft gedacht beim Hypo-U-Ausschuss, über den ich berichtet habe. Die haben dort Themen besprochen, über die wir rauf und runter geschrieben hatten und dann haben die Politiker oder die Verantwortlichen so getan, als hätten sie das nicht gewusst usw. Ich habe dann immer in meinem Archiv nachgeschaut und wir hatten es geschrieben. Also sie hätten es wissen können.

Wie sieht die Zukunft des investigativen Journalismus aus?

Ich glaube, das kommt sehr auf die wirtschaftliche Lage der Medien an. Die ist im Moment nicht rasend rosig. Guter Journalismus kostet natürlich. Auf der anderen Seite denke ich mir, ist die Journalisten-Ausbildung eine gute.

Was würden Sie sich wünschen, wie es sich entwickelt?

Dass die Journalisten weiterhin neugierig sind und dran bleiben, weiterhin recherchieren und aufdecken. Und sich nicht einschüchtern lassen. Gerade in diesen Zeiten. In Österreich braucht es gerade jetzt eine starke Position und starke Medien. Man muss genau hinschauen. Und das genau Hinschauen braucht Leute und Geld. Ich hoffe, dass die Verleger und Eigentümer der Medien sich das weiter leisten wollen. Aber ich bin nicht pessimistisch.

Stichwort: Informationsfreiheit...

Ich hoffe, dass da endlich mal was weitergeht. Das versucht man ja schon seit einem Jahrzehnt. Das wäre schon sehr wichtig. Die Gesetzesmacher haben halt nicht so das Interesse daran. Aber man soll nicht aufgeben.

Vielen Dank.

Das Interview fand am 23. Jänner 2019 in der *Profil*-Redaktion, Taborstraße 1-3, 1020 Wien statt.

Lauren Seywald: Was verstehen Sie unter investigativem Journalismus?

Michael Nikbakhsh: Ich habe ein bisschen ein Problem mit der Begrifflichkeit, weil ich den Standpunkt habe, dass jeder Journalismus, der ernsthaft betrieben wird, investigativ sein muss. Mit wenigen Ausnahmen, nicht jede Reisereportage und Sportberichterstattung muss investigativ sein. Aber der Grundanspruch von Journalismus ist, dass die Information, die an ihn herangetragen wird, geprüft wird. Und damit bist du eigentlich schon in der Investigation drinnen.

Ich weiß, dass sich das begrifflich ausgeprägt hat in jüngerer Vergangenheit. Das sind alle die, die Geschichten machen, die sich im Kern um Machtmissbrauch, um Betrug im allerweitesten Sinne drehen. Alles was mit deliktischem Handeln hauptsächlich im rechtlichen Sinn, aber auch im moralischen zu tun hat, fällt in diese Kategorie.

Also eigentlich definiert die Kategorie die Arbeit und den Begriff. Ich meine aber, dass Journalismus insgesamt Anspruch auf Investigation erheben muss.

Dann würden Sie sich auch als Investigativen bezeichnen? Christian Rainer hat Sie als »Größe des Investigativen« bezeichnet, wie auch viele andere.

Ich bezeichne mich als Journalisten.

Alle anderen sagen das, ich widerspreche dem auch nicht. Es gibt ein paar Figuren in dem Land, denen man das nachsagt. Ich bin eine davon.

Was ist Ihre Motivation, warum sind Sie in die Branche gegangen?

Ich habe mich da hineinentwickelt, ohne, dass ich mir das so gewünscht hätte. Ich bin ein Wirtschaftsjournalist, dem Grundanspruch nach. Passiert ist Folgendes, ich habe einen Schwerpunkt auf Banken-Berichterstattung gehabt und irgendwann habe ich meine Gesprächspartner aus den Vorstandsetagen von Banken in den Gerichtssälen wiedergefunden und in Gefängnissen besucht. Also plötzlich war mein Umgang nicht mehr die Vorstandsetage in der Bank, sondern das Halbgesperre am Landesgericht für Strafsachen Wien. Aus dem heraus haben sich natürlich Kontakte entwickelt, zu Strafverfolgern, zu Rechtsanwälten und irgendwie wirst du dann immer tiefer hineingezogen in dieses Milieu. Und irgendwann landet jede größere, grausige Geschichte auf deinem Tisch. Dann ergibt eines das andere und dann bist du's halt. Es ist allerdings bei uns auch so definiert, dass meine Aufgabe nicht ist, jedem Taschendieb nachzustellen, sondern, dass unsere investigative Berichterstattung natürlich abstellt auf Fälle von überwiegendem öffentlichen Interesse. Da geht es sehr oft um den Missbrauch von Steuergeld, Amtsgewalt und Macht, um Betrug an Anlegern und sonstigen Menschen. Das sind quasi unsere Schwerpunkte, das wofür ich zuständig bin. Also ich mach jetzt keine echten Chronik-Geschichten, mit der Ausnahme BVT, das ist ja mittlerweile ein sehr chronikales Ding.

Es ist trotzdem ein härterer Job, wofür man schon Motivation braucht?

Wenn du die Wahl hast als Journalist – ich hatte glücklicherweise die Wahl und das Privileg, das hat auch mit dem Magazin zu tun, für das ich arbeite – dann halte ich es für dauerhaft interessanter spannenden Geschichten zu vielschichten Personen

nachzustellen, als auf Pressekonferenzen zu gehen und das Ergebnis in einem Medium abzubilden.

Es macht ein bisschen süchtig. Man schnüffelt halt hinter Leuten her, die das nicht gerne wollen, hinter Sachverhalten, die nicht gerne enttarnt werden wollen. Das Detektivische hat mich offensichtlich gepackt.

Würden Sie sagen, es ist ein Unterschied zwischen Ihnen als investigativer Journalist und Ihren Kollegen?

Nein, ich würde mich da auf keine andere Stufe stellen. Wir haben wirklich viele in Österreich und natürlich darüber hinaus, wahnsinnig gute, tolle Rechercheure und präzise Kollegen, ich bin da einer von ganz vielen.

In der Redaktion zum Beispiel, gehen Sie Geschichten noch tiefer nach vielleicht?

Wir haben diese Journalisten hier im Haus. Ich stehe halt vorne in der Reihe, das liegt auch daran, weil ich langsam der Älteste bin. Da kommen genügend Jüngere nach. Man macht es halt an einer Person fest, das bin dann oft ich.

Mit den ganzen Auszeichnungen...

Das auch. Rund um mich – ich will jetzt nicht, dass das zu zentriert klingt – gibt's gerade auch bei uns genug fantastische Kollegen, die super Arbeit leisten.

Sie nehmen sich hauptsächlich Themen aus der Wirtschaft vor. Wieso?

Das war als junger Mensch. Ich habe damals Wirtschaft studiert und ich hatte dann irgendwie die Chance in einer Zeitungsredaktion erstmals zu arbeiten, das waren die *Salzburger Nachrichten*. Und dann bin ich in die Wirtschaft gegangen und hab's fast jeden Tag bereut. Weil die anderen haben so lässige Geschichten gemacht und ich bin halt zu Pressekonferenzen gegangen, habe über die Geschäfte von Unternehmen geschrieben. Aber das hat sich dann irgendwann auch verbessert. Wirtschaft ist schon cool.

Haben Sie mittlerweile Informanten, die Ihnen die Sachen zustecken?

Wenn du, wie ich, fast 30 Jahre im Journalismus bist, dann kennst du eine Menge Leute, manche von denen erzählen dir, ganz generell, gerne mal was.

Kommen Sie so zu Ihren Themen?

Das ist unterschiedlich. Manche Themen finden dich und andere suchst du dir. Wir bekommen natürlich, und auch ich im Speziellen, viele viele viele Zuschriften, Hinweise am Telefon – 90 Prozent ist vollkommener Mist und von den 10 Prozent, die bleiben, werden vielleicht zwei Prozent was richtig Gutes. Das heißt, du hast viele Recherchen, die zu gar nichts führen und du hast viele falsche Hinweise, einfach, weil irgendwer jemand anderem schaden will. Das meiste kommt anonym, aber eben nicht nur. Wenn du Informanten hast, dann wirst du schon drauf hingewiesen, dass es sich mal lohnen könnte dieses oder jenes anzuschauen, oder, dass jemand jemanden kennt, der über etwas sprechen möchte, über das er bisher noch nicht gesprochen hat. Es ist von allem ein bisschen was.

Wie war's bei der Meisl-Affäre?

Die Meinel-Geschichte hat sich nicht mit einem Knall angelassen. Das war das Ergebnis von vielen Gesprächen mit verschiedenen Leuten. Das war auch eher eine diffuse Gemengelage, am Anfang. Wir haben dann einige Geschichten gemacht, dass mit den geflossenen Provisionen etwas nicht stimmen kann, weil die so hoch waren. Bei den Büchern gab's Fragezeichen, da passierte an der Börse etwas, das verstand kein Mensch. Wer steckte hinter diesen ganzen Konstruktionen? Am Anfang gab es kein Ermittlungsverfahren, keine Erkenntnisse der Justiz, da gab's gar nichts – einfach nur ein Fragezeichen was da los ist. So hat das begonnen. Wenn du als Journalist das Glück hast Ermittlungsakten zu bekommen, dann macht das dir das Verstehen von Zusammenhängen leichter. Das war da überhaupt nicht so. Das war anfangs eine glatte Recherche, die einfach mit einer Frage begann: geht sich das aus mit den Provisionen, die da verrechnet werden. Da gab's auch keinen Whistleblower. Das hat sich im Laufe der Zeit allerdings geändert. Wenn du dich mit einem Sachverhalt beschäftigst und die Leute lesen da in der Zeitung, dass du an was dran bist, dann rufen sie dich auch an.

Ist eigentlich praktisch...

Jein, weil du nicht damit rechnen kannst. Oft ist es so, wenn du möchtest, dass jemand mit dir redet, keiner mit dir redet. Das müssen die Leute schon wollen und auf dich zu kommen und was sagen...

Die wollen dann wahrscheinlich auch wieder etwas...

Geld zahlen wir nicht. Es wird immer wieder an uns herangetragen, ob wir Informationen kaufen wollen und wir schicken die alle weg. Alle, ausnahmslos. Bisher hat noch nie jemand etwas hingelegt, das es auch nur wert gewesen wäre. Wir zahlen nicht, das hat auch rechtliche Gründe.

Das tut man ja eigentlich auch nicht.

Naja. Wer sagt, dass man es nicht tut. Verboten ist es nicht. Außer, und das ist das rechtliche Problem, du kaufst das jemandem ab, der dir das nicht geben darf. Also ein Beamter zum Beispiel. Dann fliegt das auf und der Beamte steht selber vorm Richter und sagt, naja aber der Herr Nikbakhsh hat mir das abgekauft, mich angestiftet dazu. Dann stehe ich wegen Anstiftung zum Amtsmissbrauch vorm Richter. Um solche Sachen gar nicht erst aufkommen zu lassen, abgesehen davon ist es fishy für Informationen zu bezahlen. Also ich mag das nicht. Jeder der zu uns gekommen ist, wollte nur heiße Luft verkaufen.

Liegen da schon die Grenzen für investigativen Journalismus?

Es gibt ein ganz aktuelles höchstrichterliches Urteil, das meine Recherchen betrifft, wonach ich Informationen, die ich von Leuten bekommen habe, von denen ich weiß, dass sie sie unter Berufung von Gesetzen beschafft haben könnten, verwerten darf. Ich darf nur niemanden dazu anstiften. Aber wenn mir jemand die Information gibt und ich weiß, dass er gegen das Amtsgeheimnis oder sonst eine Bestimmung verstößt, darf ich trotzdem damit arbeiten. Das hat der OGH erkannt.

Ich darf ganz grundsätzlich mit Informationen arbeiten, ganz gleich woher sie kommen. Da reden wir aber noch nicht von der Veröffentlichung. Damit arbeiten heißt, damit recherchieren. Die Veröffentlichung wird kompliziert, wenn's Persönlichkeitsrechte betrifft. Da geht's um die Unschuldsvermutung, den Identitätsschutz, den Opferschutz.

Da gibt's eine Latte von Problemen, die mit einer Veröffentlichung einhergehen können. Da redet unser Rechtsanwalt mit. Vor der Veröffentlichung, in unserem Fall schon während der Recherche, weiß unser Rechtsanwalt in welche Richtung das geht. Und sagt dann schon »Achtung«, da müssen wir jetzt aufpassen. Diesen oder jenen dürfen wir nicht nehmen, weil keine Person des öffentlichen Interesses, weil keine Handlung von öffentlichem Interesse. Das öffentliche Interesse ist ein ganz starkes Ding in meiner Arbeit.

Zentral ist dann, ob der Vorgang, den wir beschreiben belegbar ist. Gibt's was. Ich mein, es ist ja nicht so, dass es zu jedem Vorgang ein Papier gibt, wo drinnen steht, so ist es. Ganz im Gegenteil, es gibt eigentlich immer nur Dementis und Lügen. Und Menschen mit guten Rechtsanwälten. Das habe ich schon beobachtet, dass in jüngerer Vergangenheit eigentlich mittlerweile jeder, der Ärger kriegt, mit wem auch immer, unter Gegenstand einer Anfrage meinerseits, mit einem Rechtsanwalt antwortet. Da gewöhnst dich dran, denkst dir »ja, klagts' mich, was soll's«. Wenn wir wissen, dass die Geschichte stimmt, wenn wir sie belastbar gemacht haben, dann bringen wir sie.

Sind Sie schon öfters geklagt worden?

Ja.

Auch schon verurteilt?

Naja verurteilt. Du wirst zivilrechtlich geklagt und gewinnst oder verlierst. Wir haben eine wirklich gute Erfolgsquote, wir gewinnen natürlich nicht alles. Das gilt aber jetzt für ganz *Profil*, ich hab's jetzt für mich nie erhoben.

Das hat verschiedene Gründe. Du kannst zum Beispiel verlieren, weil aus dem Artikel nicht klar hervorgegangen ist, dass du dich ausreichend abgegrenzt hast von der Verdachtslage, sondern selber den Eindruck erweckt hast, als wäre der Betreffende irgendwie schuldig. Da geht's oft um Nuancen oder Adjektive, die man verwendet hat. Da lernen wir natürlich draus. Wir putzen unsere Texte aus. Da geht's dann nicht mehr um einen dubiosen Vorgang, sondern nur um einen Vorgang. Gerade die Adjektive sind im Journalismus eigentlich das Problem, weil sie immer eine Wertung sind. Und gerade der investigative Journalismus muss so wertungsfrei wie möglich sein. Er kann nur lauten, da gibt es einen Sachverhalt, den haben wir recherchiert, das ist das Ergebnis unserer Recherchen. Nicht mehr und nicht weniger. Du kannst es nicht analysieren. Überhaupt, wenn es strafrechtlich relevant ist, muss das schon ein Richter machen. Du kannst nicht der Weltöffentlichkeit sagen, wir haben auch gleich das Gerichtsverfahren, das kann man sich jetzt sparen, weil ich weiß eh, wie es war. Aber dann hinzuschreiben, »Es gilt die Unschuldsvermutung« ist zu wenig. Die Unschuldsvermutung ist, nebenbei bemerkt, in jeder journalistischen Darstellungsform vollkommen unnützes Beiwerk. Niemand muss schreiben, es gilt die Unschuldsvermutung. Wichtig ist, dass du in einem Artikel, der mutmaßlich rechtlich problematische Handlungen von jemandem beschreibt, demjenigen genügend Raum zur Stellungnahme gibt, dass du keine Wertung triffst und, dass er zeitlich auch rechtzeitig gefragt wurde. Das muss im Text ordentlich abgebildet sein. Jemand sagt, es war so und der Betroffene sagt, nein, weil es war so. Wenn du das gemacht hast, kannst du dir die Unschuldsvermutungshinweise schenken. Auf drei Seiten zu schreiben, der und der ist ein Gauner und im letzten Absatz »Es gilt die Unschuldsvermutung« und dann auf Anfrage teilte er mit, er sagt nichts. Das reicht nicht. Viele setzen das als zynisches Instrument ein, um zu sagen, wenn die

Unschuldsvermutung gilt, ist er eh schuldig. Sozusagen als Prädikat schuldig. Find ich albern. Wir schreiben es zwar hin und wieder noch, aber zynisieren es nicht mehr. Wir halten uns auch mit jeder Form von Häme komplett zurück. Der Fall Karl Heinz Grasser ist diesbezüglich ein echtes Problem. Das sehe ich auch. Weil irgendwann manche den Boden der Tugend verlassen haben und einfach nur mehr draufgehaut haben. Das geht nicht. Der Herr Grasser ist nicht mehr oder weniger schuldig, weil er besser oder schlechter frisiert ist. Ist so.

Sie sind jetzt schon länger in der Branche. Wie, finden Sie, hat sich der investigative Journalismus entwickelt?

Besser. Er ist viel besser geworden. Wir haben eine super breite Basis an Kolleginnen und Kollegen im Land, die hart arbeiten. Die sich auch immer besser international vernetzen und Teil von größeren Rechercheverbünden sind. Aus dem einfachen Grund, weil sich das Verbrechen globalisiert hat. So gut wie jede Linke, die gedreht wird, läuft über mindestens 15 Briefkästen Offshore. Das kannst du mit den Ressourcen als österreichischer Journalist nicht stemmen, das gilt aber für alle anderen auch. So sitzen wir beieinander und tun nur mehr das Ausland. Das ist schon gut.

Sie sind ja auch bei ICIJ.

Ich bin auch bei ICIJ. Das ist ein institutionalisierter Verbund. Wir haben darüber hinaus projektbezogen mal mit einer Kollegin in Kanada, mal mit einem Kollegen in Serbien zusammengearbeitet. Immer, wenn etwas auftaucht, schaust, ob du einen oder mehrere Journalisten findest mit denen du gemeinsam eine Recherche anstoßen kannst. Das hat es früher überhaupt nicht gegeben. Und, das ist wirklich fantastisch, wir schaffen es mittlerweile auch Blatt übergreifend gemeinschaftlich zu arbeiten. Im Fall BVT habe ich wahnsinnig viel mit dem Fabian Schmid vom *Standard* gemacht. Das war ganz toll, weil wir ursprünglich nicht wussten, wie man eine Tageszeitung und ein Magazin zusammenspannen kann. Der Fabian ist noch deutlich jünger und ich habe zu ihm gesagt, »Fabian, ich bin ein alter Mensch, ich produziere einmal die Woche. Du jeden Tag. Ich will das nicht. Einmal die Woche.« »Na, wir müssen, wir müssen...« Dann hat da alte Nikbakhsh anfangen müssen online Meldungen rauszuhauen am laufenden Band. War auch nett. Zwischendurch mal in der online Welt unterwegs zu sein, ist auch okay, aber ich bin froh, dass ich old school Papier bin. Und die Zusammenarbeit war wirklich gut, abgesehen von den Erscheinungsmodalitäten, die wir dann auch hinbekommen haben, auch gemeinsame Recherchewege hatten und teilweise Recherchen geteilt haben, gemeinsame Anfragen per Mail gestellt haben. Das war schon interessant.

Vergangene Woche haben wir was mit der *Presse* gemeinsam gemacht.

Es geht in die richtige Richtung?

Absolut. Wir sind da drei Leute in der Wirtschaft. Als ich angefangen habe, waren wir acht. Ich habe vergangenes Jahr wahnsinnig viel in der Innenpolitik geschrieben, wir haben uns teilweise Arbeitskraft aus der Innenpolitik ausgeborgt, weil viele Geschichten, die wir bei *Profil* machen, passieren ohnehin an Schnittstellen. Also die EU, das ist ein klassisches Thema, kann als Überbau in der Innenpolitik, in der Wirtschaft oder in der Außenpolitik spielen. Fiskal Politik, das kannst in der Innenpolitik und in der Wirtschaft machen. Die ganzen grausamen schwarz-blau-eins Geschichten

rund um irgendwelche charakterschwachen Politiker, die sich was Gott weiß zu Schulden haben kommen lassen, das kommt auch in beiden Ressorts. Also es spielt am Ende keine Rolle, Hauptsache wir haben's. Aber jede Recherche zieht dich von was Anderem ab. Du fehlst dann einfach. So geht's ja in Wahrheit allen und wir sind leider nicht in der privilegierten Situation, dass wir sagen können – wann hat's ernsthaft begonnen, im Sommer 2017 – ich kümmerge mich jetzt ums BVT und ich mache die nächsten 12 Monate nichts anderes mehr. Das geht nicht.

Oder noch ein Beispiel. Wir haben rund um die Aufarbeitung der Eurofighter einen gemeinsamen Datenraum eingerichtet im Internet mit *Dossier*, die zum Beispiel super Arbeit leisten. Das ist eine super gute Truppe. Ich liebe den Florian Skrabal und alle seine Kolleginnen und Kollegen, sind echt nett, coole, junge Leute. Das ist die Zukunft. Ich bin ja das Auslaufmodell. Wirklich. Ich habe da etwas gelernt. Ich habe die Unterlagen und sie das Know-how gehabt. Ich habe ihnen die geschickt und sie haben die eingepflegt in den Datenraum, man konnte blättern usw. Das war cool, mal was anderes für mich. Und das ist echt wichtig, dass du Know-how bündelst, weil du das in den eigenen Reihen kaum mehr hast.

Bisher habe ich eher gehört, dass die Zusammenarbeit noch nicht so funktioniert, weil jeder Angst hat um seine Geschichte. Die Konkurrenz ist noch zu groß.

Ich bin der lebende Gegenbeweis. Du musst es dir nur ausmachen. Ein Beispiel ist, jetzt die Geschichte rund um den Immobilieninvestor Tojner. Vergangene Woche haben wir erfahren, dass wir und *Die Presse* gleichzeitig dran sind. Und die wollten es unter der Woche machen und wir haben gesagt, machen wir es doch größer und miteinander und machen es am Wochenende und verweisen wir aufeinander. Wir zeigen was wir gegenseitig haben, reden drüber. Klar geht's. Man muss es sich nur ausmachen. Sind alles Erwachsene. Wer das sagt, hat nicht verstanden wie Journalismus funktioniert. Das draufsitzen auf der eigenen Geschichte und abstechen und so. Jetzt muss ich sagen, ich bin bald 49, ich bin da vergleichsweise leidensbefreit. Wenn mir jemand eine Geschichte absticht, ärger ich mich, aber am nächsten Tag habe ich es vergessen. Das ist bei meinen Kollegen vielleicht noch nicht so. Aber die richtig guten Geschichten heben eh nur im Kollektiv ab.

Wie sehen Sie die Entwicklung bei *Profil*? Immerhin war es der Vorreiter des investigativen Journalismus in Österreich.

Soweit es die wirtschaftliche Situation betrifft sind uns Grenzen gesetzt, die es so früher nicht gegeben hat. Wir haben weniger Menschen. Das ist das einzige, was uns fehlt, Recherchekapazitäten. Die sind aber dauerhaft weg. Ich gehe nicht davon aus, dass wir unseren Mitarbeiterstamm dramatisch aufstocken werden in Zukunft. Das ist echt ärgerlich.

Gibt es dadurch weniger investigative Geschichten?

Nein. Ich empfehle wirklich alte *Profil*-Ausgaben anzuschauen.

Man hört halt schon oft, dass das *Profil* deutlich nachgelassen hat.

Das kann keiner belegen. Das ist alles Quatsch. Wir haben uns das immer wieder angeschaut, war das *Profil* in den 70er, 80ern um so viel besser? Niemand will sich das antun, das zu lesen.

Der einzige echte Unterschied ist, dass die Dichte damals eine andere war. *Profil* hatte als Magazin keine Konkurrenz und war de facto auch als Redaktion konkurrenzlos. Mittlerweile sind so viele Medien gut, dass du Teil von etwas Größerem bist. Dann verlierst du natürlich dein Alleinstellungsmerkmal. Ich weiß genau, dass die Leute sagen das *Profil* war früher so und so und lesen es nicht, weil sie keinen einzigen Vergleich bringen können. Sie plappern nur nach, was alle sagen. Damit muss man leben und weitermachen.

Wie sehen Sie den digitalen Auftritt von *Profil*?

Es ist genauso auf Social Media wie alle anderen auch drauf sind.

Also setzt ihr schon mehr auf den digitalen Markt oder setzt ihr mehr auf Print?

Wir sind ein Printprodukt.

Auf eurer Homepage und so muss man die Artikel halt immer gleich kaufen.

Na hoffentlich. Das ist der einzige Weg, wie Journalismus überleben kann. Wenn es nach mir ginge, wäre per sofort jeder Zugang zu Medieninhalten kostenpflichtig. Ich habe das immer wieder, wenn ich junge Kolleginnen und Kollegen unterrichte und frage, »Wer von euch zahlt?« »Nein, nein« »Und woher glaubt ihr kommen dann eure Gehälter her in Zukunft? Wo sollen die herkommen? Wer zahlt die?«

Mit Social Media ist es halt schwierig, wenn ich jetzt einen *Facebook*-Beitrag sehe...

Ich bin da alleine in der Redaktion, der sagt, *Facebook* sofort abstellen. Wieso zahlen wir denen, damit wir unsere Inhalte bei denen verschenken? Betriebswirtschaftlich ist das vollkommener Wahnsinn. Die müssen uns was zahlen, damit sie unsere Inhalte haben dürfen. Nicht andersrum. Wir schicken denen unsere Leute. Und zahlen sogar noch dafür, dass sie unsere Leute bekommen. Mir wird immer gesagt, »Wir brauchen das für den Traffic«. Ich frage, welcher Traffic? Das sind verlagspolitische Entscheidungen, ich bin Journalist, ich mische mich da nicht ein. Das geht mich nichts an.

Sie als Ressortleiter, setzen Sie da auf investigative Geschichten?

Ja klar.

Würden Sie sagen das zahlt sich finanziell aus? Im Vergleich Aufwand vs. Verkaufszahlen?

Ganz ehrlich, ist mir vollkommen egal. Ich zerbreche mir über so etwas keine Sekunde den Kopf. Das ist mein Job und ich mache ihn solange, wie sie ihn mich machen lassen. Und wenn sie ihn mich nicht mehr machen lassen, dann mach ich ihn nicht mehr, oder wo anders oder ganz was anderes.

Ich glaube, dass jedes Medium gut beraten wäre den eigenen investigativen Charakter ins Zentrum des Handelns zu stellen, weil was soll ein Medium sonst bitte sein? Als nicht genau das, nämlich dem Missbrauch von Macht auf den Grund zu gehen, public watchdog zu sein.

Die hohen Kosten sind halt immer das Argument.

Ja klar, wir könnten stattdessen irgendeinen Lari-Fari in die Zeitung schreiben. Kann man auch machen, will ich nicht lesen. Wenn das die Schlussfolgerung wäre...

Wenn man nur einmal die Woche rauskommt, ist es vielleicht leichter investigative Geschichten zu produzieren, als für einen *Standard*, der täglich berichten muss.

Du hast ja auch nicht jeden Tag oder jede Woche irgendeinen Knaller. Du hast Recherchen, die laufen und wenn sie fertig sind, schreibst du's. That's it. Das ist investigativer Journalismus. Der hängt an keinem Termin, jedenfalls keiner, der an einer Pressekonferenz oder dergleichen hängt. Er hängt auch an keinem, wie immer gearteten Rhythmus. Sondern du hast ein Thema, dem gehst du auf den Grund, wenn du fertig bist, fragst du dich, ist das eine Geschichte oder nicht und wenn es eine ist, dann musst du unter den gegebenen Gesetzmäßigkeiten veröffentlichen und aus.

Sehen Sie einen Einfluss auf die Gesellschaft durch den Investigativen?

Wenn man die Frage gedanklich umdreht, kommt man der Antwort wahrscheinlich näher. Wie würde eine Welt aussehen ohne? Nordkorea. Damit ist es glaube ich beantwortet. Wenn niemand mehr den Finger auf Vorgänge legt, die jetzt ganz konkret den Missbrauch von Steuergeldern thematisieren, dann können die die Steuergelder veruntreuen, machen was sie wollen. Wenn niemand den Finger auf die Verletzung von Menschenrechten legt, dann werden die, die Menschenrechte verletzen, das noch ungenierter tun. Gleiches gilt für Postenschacher, für jede Form von Betrug. Also jede Form von Machtmissbrauch wird damit erleichtert, wird geradezu gefördert. Ich glaube eine Demokratie ohne investigativen Journalismus kann überhaupt nicht funktionieren.

Noch einmal zu *ICIJ*. Sie sind seit letztem Jahr Mitglied bei *ICIJ*. Warum sind Sie Teil dieses Netzwerks?

Da muss man sich mit Empfehlung bewerben. Ich habe mich beworben. Und sie haben mich genommen. Das war nett. Ich habe mich sehr gefreut.

Was war Ihre Motivation dort dabei zu sein?

Bei dem Rechercheverbund dabei zu sein ist schon top. Ich habe das vernommen, »He bewirb dich, erwarte nicht, dass sie dich anrufen, mach das sofort«. Ja, dann muss man Formulare ausfüllen, einen Kollegen bitten für dich zu bürgen, dass du eh kein Volltrottel, sondern würdig bist für die Truppe. Dann dauert das eine Zeit lang und dann kriegst eine Mail, so ein Schreiben, das habe ich gleich aufgepickt, weil ich so stolz war und dann bist halt dabei. Du lernst dann einfach Leute kennen, wo es ganz leicht wird zu sagen, »He ich hab da was, ist das was, kennst du da wen?« Und sei es nur, »Kannst du in einem Firmenbuch nachschauen. Ich schau dir dafür in meinem nach, wenn du mal was brauchst«. So beginnt das dann. Ist gut.

Was ist Ihr Beitrag dabei? Haben Sie schon größere Recherchen gemacht?

Nein. Soweit ich das überblicke, kommt alle paar Jahre ein Datenleak um die Ecke, der groß genug ist für alle. Die meisten Geschichten passieren mehr auf einem bilateralen Niveau. Weil nicht alle Journalisten weltweit sich für ein Thema interessieren.

Sie treten gemeinsam mit Klaus Oppitz nun auch im *Rabenhof* Theater auf. Was hat Sie vom Schreibtisch auf die Bühne gezogen?

Mein Rücken. Ich habe irgendwann beschlossen, dass ich mein Leben nicht als ein auf seinem Arsch sitzender Mensch beenden will. Ich tu mein Leben lang eigentlich nichts anderes als zu sitzen und in einen Computer zu schauen. Ja, zwischendurch führe ich Telefonate und rede mit Menschen. Aber in Wahrheit...

Und irgendwie hat mich die Frage bewegt, ob das auch die Geschichte ist, das Narrativ meines Lebens, das ich meinen beiden Kindern erzählen werde, nämlich »Euer Papa hat sein Leben damit verbracht in einen Computer zu starren«. Das war das Grundsentiment. So sehr ich meinen Job liebe. Es würde auch nichts ändern, wenn ich stehen würde. Es geht darum, dass es sehr verbeamtet ist. Du gehst jeden Tag in dein Büro, du sitzt jeden Tag, schaust eini...

Sehr eintönig...

Naja. Klar ist es das, wie jede Tätigkeit, die du über einen langen Zeitraum machst. Dann sagen alle immer, »Ja schau mit welchen Leuten du redest«. Dann sage ich, »Ich rede doch nur mit Gaunern«. Ich mein, was macht das aus mir? Den ganzen Tag habe ich nur mit Gaunern und ihren Rechtsanwälten zu tun. Das ist freudlos. Außerdem werde ich die ganze Zeit angelogen. Sagt ja dann immer jeder, ich war's nicht und das ist alles ein Missverständnis. Dann habe ich mir gedacht, was macht das mit mir. Nichts Gutes. Und was sagt eigentlich mein Umgang über mich aus. Ich sehe meine Freunde nicht mehr, dafür nur noch Gauner und Lügner.

Und dann ist das mit dem Klaus, wie so oft bei solchen Dingen, aus einer Laune, einem Gespräch heraus entstanden. »Mach ma doch mal was.« Er ist ja vom Fach. Und dann haben wir uns im Frühjahr 2018 tatsächlich zusammengesetzt und gesagt, mach ma, schreiben wir halt ein Programm. So ist es passiert. Und jetzt sind wir fünf Mal im *Rabenhof* aufgetreten. Und das war richtig cool. Vor allem, weil man auf der Bühne Sachen machen kann, die du in der Redaktion nicht machen kannst. Das hat auch was Kathartisches, jetzt kann ich auch einmal was sagen. Viele Kollegen nutzen Twitter dafür. Das ist mal was anderes.

Kommt gut an beim Publikum?

Angeblich schon. Der Applaus und die Kritiken waren bisher gut. Also die Leute mögen's. Wir haben was, das hat noch nie jemand gemacht, das ist wahrscheinlich der besondere Reiz. Das Programm ist rund um Politikerzitate aufgebaut, die wir zeigen und ist mit journalistischen Mitteln aufgearbeitet.

Es ist mein Hobby. Und es tut gut, einmal was anderes zu machen. Ich habe festgestellt, das mit dem Rücken ist kein Spaß. Irgendwann ist dein Leben nur noch eine einzige Verspannung. Dadurch konnte ich dem Leben wieder einen kleinen Kick geben. In eine etwas andere Richtung gehen.

Zum Abschluss, wie sehen Sie die Zukunft des investigativen Journalismus?

Um das vorherige aufzugreifen, selbstredend, ist das auch immer eine Funktion des Geldes. Ja klar, kostet das. Und ich bin tatsächlich nicht davon überzeugt, dass alle Verlage die Notwendigkeit sehen. Es gibt schon einige Anzeichen dafür, dass Medienhäuser in Zukunft noch weiter an Personal sparen werden. Und dann haust sinnvollerweise nicht die Jungen raus, sondern die teureren Alten. Bei dem was ich mache brauchst ein bisschen Erfahrung, jedenfalls ein bisschen Netzwerk und Zugänge zu Leuten, die hast du mit Anfang 20 noch nicht, das kommt dann. Das endet auch irgendwann, wenn man quasi zu alt ist, sind alle gestorben oder in Pension. Also

du kannst die Art von Journalismus auch nur eine Zeit lang betreiben und dann ist es vorbei.

Also auf der Ressourcenseite wird das ganz sicher nicht einfacher. Der Markt für Journalisten wird enger, zumindest soweit es die Arbeitgeber betrifft. Schauen wir mal wie sich diese Kollektive entwickeln. Ich glaube, dass immer mehr entstehen werden. Nur wie die Bezahlmodelle funktionieren sollen, ist mir völlig unklar.

Was braucht es?

Zahlende Gäste. Es braucht Menschen, die bereit sind für journalistische Dienstleistungen Geld zu bezahlen. Und das mit einer Selbstverständlichkeit, mit der man auch die Werkstätte, den Installateur, den *Billa* bezahlt. Und sagt, ja ich will transparente, glaubwürdige, verifizierte, belastbare Information von Menschen, die das wirklich ernst nehmen und ich bin auch bereit dafür zu bezahlen. Wenn wir soweit kommen, dann sehe ich das Problem nicht.

Das Inseratengeschäft ist großflächig, dauerhaft tot, glaube ich. Wozu willst du als Inserent noch in ein klassisches Papiermedium, wenn du eine Zielgruppen-gerichtete *Facebook*, *Instagram*, *YouTube* schlag mich tot Werbekampagne machen kannst, die viel weniger kostet. Warum sollst dann noch in einer Zeitung inserieren.

Gerade bei den tagesaktuellen Medien, das ganze Kleinanzeigen-Geschäft ist völlig implodiert. Wer sucht heute noch eine Immobilie in einer Zeitung. Wer sucht heute noch einen Job in einer Zeitung. Wer sucht heute noch einen Partner in der Zeitung. Mit 75, der Rest ist auf *Tinder*. Das ist ein echtes Thema. Du kannst Medien nicht beliebig teuer machen, um die Verluste auf der Anzeigenfront auszugleichen. Es geht sich halt nicht aus. Weil du verlangst dann immer mehr fürs Produkt, aber es wird nicht besser, sondern eher schlechter.

Was wünschen Sie sich von der Zukunft?

Jetzt abgesehen von Weltfrieden?

Für die Zukunft des investigativen Journalismus. Stichwort: Informationsfreiheit zum Beispiel.

Jede Initiative habe ich unterstützt. Was hat es uns gebracht? Nichts. Es ist vollkommen illusorisch zu glauben, dass ein politisches System, wie wir es jetzt in Österreich haben, und de facto im weitaus größten Teil der zivilisierten Welt, bereit ist, sich selber auf die Finger schauen zu lassen, indem sie übermäßig Informationsfreiheit gewähren. Wir leben in einer Zeit, wo der Innenminister sich ins Fernsehen stellt und sagt, dass das Recht der Politik zu folgen hat und nicht die Politik dem Recht. Das ist die Realität in der wir leben. Ja. Ich wünsche mir Informationsfreiheit.

Naja in Amerika zum Beispiel...

Die haben es auch nicht leicht. Dort wirst du, nur wenn du den Präsidenten angreifst eingesperrt. Face it. Die haben wirkliche Probleme. Die USA sind in Wahrheit kein Leuchtturm mehr diesbezüglich, weil sich dort genauso autokratische Tendenzen entwickeln, wie in vielen anderen Gesellschaften.

Welches Land würden Sie gerade als Vorbild sehen? Deutschland?

Die Deutschen haben wieder Restriktionen, die wir nicht haben. Zum Beispiel der Umgang mit Gerichtsakten, das geht in Deutschland überhaupt nicht. Deutsche

Journalisten dürfen nichts aus Gerichtsakten zitieren, die werden hart bestraft. Wir dürfen das schon. Was ist jetzt besser?

Ich weiß es nicht. Ich höre nur von allen, dass es überall gleich scheiße ist. Gerade auch im *ICIJ*-Verbund. Wenn die Kollegen berichten, das ist so in Lettland, da haben sie den Zugang zu irgendetwas gestrichen. In Nicaragua marschieren sie überhaupt bei Journalisten ein. Du bekommst schon in deiner Filterblase das Gefühl, das es überall schirch ist. An mancherorts schircher, bei uns ist es noch nicht ganz so schirch. Letztens mit den Kollegen aus Ungarn geredet. Na Hurra. Von der Türkei dürfen wir nicht reden. Aber das ist alles vor der Haustür. Es wäre nicht so, dass das irgendwo in Botswana passiert. Dort gibt es übrigens sehr engagierte Journalisten am afrikanischen Kontinent, die unter unglaublichen Bedingungen arbeiten. Dort ist es nicht so, du schaltest das Internet ein und recherchierst mal. Das ist mehr so, morgen gibt es für eine Stunde Strom und eine halbe Stunde Internet. So arbeiten die. Ich beschwere mich wirklich nicht.

Vielen Dank.

10.3.8. Eva Roither

Das Interview wurde am 31. Jänner 2019 persönlich im Radiocafé in der Argentinierstraße 30A, 1040 Wien geführt.

Lauren Seywald: Du hast mit dem *Dossier*-Team den investigativen Beitrag *Klassische Geschäfte* für Ö1 gemacht. Was verstehst du unter investigativem Journalismus?

Eva Roither: Da muss ich ein bisschen weiter ausholen. Das was wir in den Ö1-Hörbildern machen sind einstündige Dokumentationen, die sich mit vielen Themen beschäftigen, für die man lange und genau recherchieren muss. Die Recherche mit den Aufnahmen und in Archive gehen kann ein Jahr dauern. Die Ergebnisse muss man dann in eine Stunde verpacken. Das ist beim Radio nicht so einfach, weil es ein flüchtiges Medium ist, trotzdem muss es einen sofort packen damit man dem folgen will. Geschichten folgt man gerne, Zahlen und Fakten eher nicht.

Bei investigativem Journalismus deckt man im besten Fall etwas auf oder berichtet über etwas, über das noch nicht berichtet wurde. Die Recherche beansprucht viel Zeit, es braucht teils Informanten. Und es ist nicht sicher, ob daraus eine Geschichte wird. Das ist auch noch in keiner Zeitung gestanden, sondern es soll wirklich neu sein. Investigative Geschichten machen wir eher weniger, aber unser Programm nähert sich am Investigativen an.

Für die *Hörbilder* habe ich mir gedacht, es gibt Recherchegruppen, wie *Dossier*, die immer wieder neue, spannende Themen veröffentlichen. Ich kann mit dem Radio anbieten, dass sie eine lange Sendefläche haben. Wo man eine lange, aufwändige, intensiv recherchierte Geschichte noch einmal bringen kann und eine große Reichweite erzielt. Normal arbeiten wir nicht in Gruppen zusammen, sondern es gibt meist eine Journalistin, einen Journalisten, der alles aufnimmt und dann ins Büro zurückkommt, wo die Aufnahme weiter bearbeitet wird.

Also das mit *Dossier* war eine Ausnahme?

Ja, aber, ich finde, das zeichnet auch den investigativen Journalismus aus, dass im Team gearbeitet wird. Der Einzelkämpfer kann die langwierige Recherche nicht so gut stemmen, wie eine Gruppe. Das Denken ist vielleicht neuer, aber sinnvoller, weil man mehr Ressourcen nutzt. Mit *Dossier* konnten wir die Plattform für die Geschichte bieten und sie lernten dafür Radio-Skills, was auch neu für sie war.

Wo liegen die Unterschiede zwischen Radio und Print?

Du brauchst etwas wirklich Spannendes, das du erzählen kannst. Dabei musst du dir ganz genau dramaturgisch überlegen, was kommt am Anfang, wann ist ein Höhepunkt oder Wendepunkt in der Sendung. Das journalistische Denken, die gute Recherche reicht dafür noch nicht aus, du musst es mit dem dramaturgischen Denken verknüpfen. Die Geschichte muss dich sofort packen. Zu viele Zahlen und Fakten am Anfang machen es komplex und schwierig zu folgen. Da schalten die Hörer schnell weiter. Gerade der Investigative ist halt sehr komplex und das macht es nicht einfach.

Ein weiterer Unterschied zum Print ist, dass man nicht nachlesen kann, nicht zurückfahren, wenn man etwas nicht verstanden hat. Das heißt, der Beitrag muss verständlich aufgebaut sein, damit man immer folgen kann.

Vereinfacht wird das durch die Geschichten von Personen. Das war auch bei den *Klassischen Geschäften* mit den Musikkonservatorien wichtig. Wir mussten Menschen finden, die ihre Erfahrungen erzählen, die einen durch die Geschichte führen. Sie sind der rote Faden, an dem du alle anderen Dinge erzählen kannst.

Und eine Stunde ist sehr lange und die Aufmerksamkeitsspanne sehr kurz. Daher geht auch nicht alles. Wirtschaftsthemen haben wir zum Beispiel sehr wenige in *Hörbildern*, weil dort sehr viele Zahlen vorkommen. Die kannst du fürs Hören sehr schlecht darstellen. Außer wir hätten einen Banker, der korrupt ist und die Geschichte erzählt.

Das kommt beim investigativen Journalismus auch wieder hinzu, dass es dir die meisten Menschen nicht erzählen wollen. Und ansonsten hat man nur sehr viele Dokumente über die sich auch schwierig im Radio reden lassen. Eine Möglichkeit wäre dann noch, dass du sagst, du hast jemanden getroffen, der anonym bleiben will. Dann wird das Gesagte von einem Schauspieler gelesen, damit man die Stimme nicht hört. Aber so kann man auch nicht die ganze Geschichte machen.

Es spielen im Radio einfach viele Dinge eine Rolle, die im Print wurscht sind. Beispielsweise auch die Qualität von Tonaufnahmen. Im Print kannst du ein paar Sätze nehmen, zusammenfassen, zitieren. Im Radio der Ton und das Gesprochene exakt passen.

Aber wenn man die Betroffenen wirklich reden hört, ist das schon auch wieder ein Vorteil, denke ich mir?

Es ist ein wahnsinniger Vorteil. Du hörst in jeder Stimme die Emotion. Das würdest du nie lesen können.

Wir arbeiten in unserer Sendereihe mit sogenannten Features, das heißt so viel wie die künstlerisch gestaltete Dokumentation. Da kann man mit Sounds und allen Möglichkeiten des Radios arbeiten. Das kann eine investigative Geschichte noch spannender machen.

Setzt ihr mit den *Hörbildern* viel auf den Investigativen?

Wir versuchen es. Es ist immer mehr im Aufbau. Wir haben aktuell eine Geschichte über einen ermordeten Erntearbeiter in Italien. Da ist ein Kollege von uns hingefahren und hat recherchiert wie es zu diesem Tod gekommen ist. Der hat dann auch mit Leuten geredet mit denen sonst niemand geredet hat. Vor Ort findet man viel mehr Dinge heraus, Zusammenhänge, die zu dieser Ermordung geführt haben.

Wir haben bei unserer Sendereihe etwa 60 Sendungen pro Jahr. Davon sind etwa 20 investigative Recherchen. Manche sind auch aus Deutschland zugekauft, zum Beispiel über die Polizeigewalt in Deutschland, wo mit Polizei und Opfer geredet wird. Also unsere Reportagen spielen in vielen Ländern, Italien, Afrika und natürlich auch Österreich.

Ich möchte das auf jeden Fall mehr ausbauen. Die Schwierigkeit ist teils, dass Teams wie *Dossier* kein Radio machen können. Das heißt, du musst ihnen von Grund auf beibringen wie das Radio funktioniert. Was für uns ein wahnsinniger redaktioneller Aufwand ist. Den mache ich zwar gerne, aber das kommt noch dazu.

Wollt ihr mit den *Hörbildern* auf Ö1 etwas in der Gesellschaft ändern oder die Zuhörer einfach informieren?

Es ist uns auf jeden Fall ein Anliegen Missstände aus der Gesellschaft und der Politik aufzugreifen und darüber zu berichten. Ob die etwas verändern, das ist

wünschenswert, aber ich weiß nicht, ob es passiert. Aber es trägt auf jeden Fall zu einer Bewusstseinsbildung bei.

Wie war das zum Beispiel bei *Klassische Geschäfte*? Gab es da Rückmeldungen?

Ja, es gab schon Rückmeldungen. Aber da es eine Produktion mit *Dossier* und dem *Standard* gemeinsam war, weiß eher die Sahel von *Dossier*. Es gab viele Hörer-Reaktionen, dass sie es nicht gewusst haben, dass es auf der Uni ähnlich ist und nicht nur in den Konservatorien. Ob es den Zustand verändert... Es kann schon sein, dass der Stadtschulrat jetzt mehr auf das schaut.

Missstände aufzuzeigen ist eine Ausrichtung, wir sind aber von der Themenwahl her sehr offen. Es sind nicht nur gesellschaftspolitische Themen, sondern auch Portraits von total interessanten, schrägen Personen zum Beispiel. Das Feature lebt von guten Geschichten.

Gab es Anfeindungen seitens der Konservatorien?

Interessanterweise nicht. Das liegt, glaube ich, daran, dass die Geschichte einfach wasserdicht ist. Und Ö1 ist der Kultursender. Es ist einfach ein Zustand, der schon lange so ist und geändert gehört.

Um das zu erreichen, musst du bei der Recherche wirklich genau sein und darfst dir keine Fehler leisten. Und wenn musst du sie gleich ausbessern. Es muss in jeder Hinsicht abgesichert sein. Sonst kommt es zu einem Prozess. Wir geben die Skripte auch immer unserer Rechtsabteilung, um uns abzusichern.

Zahlen sich solche Beiträge aus? Gab es mehr Zuhörer bei *Klassische Geschäfte* als durchschnittlich?

Also wir haben generell gute Zuhörerzahlen. Wir kontrollieren die allerdings nicht bei den Einzelsendungen. Man kann die Rückmeldungen online und auf Facebook anschauen, aber da gab es jetzt nicht mehr Beiträge.

Die Frage ist, zahlt sich der investigative Journalismus finanziell aus? Aufwand vs. Zuhörerzahlen?

Wir haben, glaube ich, mehr Hörer bzw. mehr Reaktionen eher nicht bei den investigativen Geschichten. Das kann man am Hörerprotokoll messen. Da hatten wir zum Beispiel bei Beiträgen über Verschwörungstheorien oder wie Österreicher die Deutschen sehen und umgekehrt mehr Reaktionen. Solche Geschichten sind auch einfacher zu machen. Also investigative Geschichten fürchte ich, zahlen sich in dem Sinn nicht aus. Gerade bei engeren Themen, wie bei den Musikkonservatorien in Wien. Aber ich finde es trotzdem total wichtig auch das zu machen, das ist auch unser öffentlich-rechtlicher Auftrag.

Es gibt auch Sendungen, die dann Journalistenpreise bekommen. Die *Hörbilder* haben schon viele Preise gewonnen. Von der Armutskonferenz haben wir jetzt einen Preis bekommen für die Geschichte einer Kindesabnahme. Wo einer Frau in schwierigen Verhältnissen ihr Kind abgenommen wurde, obwohl sie sich sehr bemüht hat. Das ist vielleicht nicht so investigativ, aber es ist wichtig genau hinzuschauen, warum etwas passiert.

Das ist eigentlich eine Sozialreportage?

Ja, würde ich schon sagen.

Wenn man eine investigative Geschichte jetzt wie ein Porträt aufbaut, würde es dann vielleicht zu mehr Zuhörern führen?

Das probieren wir sowieso mit jeder Sendung. Wir versuchen jede Geschichte spannend zu erzählen, damit die Leute gerne dabei bleiben.

Ich glaube, warum investigative Beiträge auch nicht mehr Hörer bringt, ist, weil es vielen nicht passt, dass das jetzt aufgedeckt wird. Oder manche interessiert es gar nicht, weil es nur einen kleinen Fokus gibt und nicht alle in Österreich betrifft.

Aber das ist der Vorteil eines öffentlich-rechtlichen Senders, dass du den Auftrag hast, dass du aufklärst. Und dass man sich Themen annimmt, die weniger aus dem Boulevard sind und weniger Leute interessiert. Aber vielleicht führt es bei denen, die es Interesse haben zu Veränderungen. Es geht darum Minderheiten zu behandeln, die zu Wort kommen lässt, dass man soziale, politische, gesellschaftliche Missstände Sendungen gibt. Das ist wichtig.

Deshalb ist ein wahnsinniger Vorteil, dass wir Gebühren finanziert sind, weil wenn du nur auf die Quoten schauen musst, kannst du dir das einfach nicht leisten. Außerdem verkaufen wir unsere Geschichten auch wieder weiter. Zum Beispiel nach Deutschland. Das bringt auch wieder Einnahmen.

Hast du im Radio eine Entwicklung des investigativen Journalismus über die Jahre gesehen? Stichworte: Anzahl an Beiträgen, Zuspruch, Recherche, Zuhörer.

Ich glaube, gerade mit der Teamarbeit, hat er jetzt eher wieder einen Aufschwung. Aber gesamt gesehen, nicht nur im Radio. Dort ist es marginal im Verhältnis. Aber die Zusammenschlüsse in Teams aus verschiedenen Redaktionen ist ein Modell geworden, das wirklich funktionieren könnte. Wo eben nicht alles an der Schulter von einem hängt. Sondern wo Medien zusammenarbeiten. Das finde ich wirklich super und eine total gute Entwicklung. Und dass man das Wissen aus den unterschiedlichen Bereichen nützt und zusammenführt.

Die Hörerzahlen sind eigentlich gleichbleibend gut geblieben. Ö1 gesamt hat durchschnittlich 600.000 Hörerinnen und Hörer pro Tag. Aktuell liegen wir bei 661.000 Personen.

Was würdest du dir von der Zukunft des investigativen Journalismus im Radio wünschen? Wie wird es sich entwickeln?

Ich wünsche mir mehr für den Investigative. Mehr Teams, die man fürs Radio begeistern kann. Die beiden Know-hows zusammenführen. Vor allem, weil wir die gute Sendefläche haben.

Für das Radio wünsche ich mir, dass wir mit den Sendungen viel länger im Netz aufzufinden sind. Nicht nur sieben Tage, sondern vielleicht ein halbes Jahr. Weil das einfach gute Inhalte sind. Stichwort: Podcasts. Wir podcasten unsere Sendungen nur teilweise und sehr begrenzt. Das müssen wir weiter ausbauen. Es gab eine Forscher der sagte, »radio is dead, audio is alive«. Das wäre absolut wichtig, dass Ö1 auch über Podcasts zu finden ist. Die Inhalte sind verloren, wenn wir nicht auf den ganzen Plattformen zu finden sind.

Mit dem neuen Mediengesetz wird wahrscheinlich sowieso alles anders. Wie das mit den Gebühren wird usw. Da können wir das Interview dann noch einmal führen.

Vielen Dank.

Um den im Interview diskutierten Beitrag *Klassische Geschäfte* nachzuhören, bitte an Eva Roither wenden. Email: eva.roither@orf.at

Das Interview wurde am 02. Februar 2019 persönlich im Café Engländer in der Postgasse 2, 1010 Wien geführt.

Lauren Seywald: Zum Einstieg, was verstehst du unter investigativem Journalismus?

Emil Bobi: Ich habe es den recherchierenden Journalismus genannt, weil ich implizieren wollte, dass es im Journalismus eine Ausnahme ist, wenn recherchiert wird. Das ist zu bemerken, wenn man aktiv recherchiert, also mehr macht als beim bekannten Haberer in der Pressestelle anruft. Früher hat es gar keine Pressestellen gegeben. Pressestellen sind Presseverhinderungsstellen und auch als solche erfunden worden. Bevor es so was gab ist man ins Ministerium spaziert, hat irgendwo in einem Akt geblättert und dann hat man einen Skandal gehabt. Um das zu verhindern, hat man Pressestellen erfunden. Dort sitzen Menschen, die dir ganz freundlich entgegenkommen, dir einen Packen Papier auf den Tisch legen, dich so aber daran hindern wollen zu recherchieren.

Das heißt, wirklich zu recherchieren bedeutet weiter zu gehen, über die Pressestellen hinaus. Wenn du das machst, triffst du keinen einzigen Kollegen.

Fast alles, was einem erzählt wird, ist falsch oder zumindest nicht ganz richtig. Im Journalismus bedeutet nicht ganz richtig dasselbe wie völlig falsch. Es hat sich durch meine ganzen Jahrzehnte im Journalismus gezogen, dass ich mich gewundert habe, wie viel falsche Informationen man immer bekommt. Nicht 50 oder 80 Prozent, sondern weit über 90 Prozent bis knapp 100 Prozent an kolportierten Inhalten sind nicht korrekt dargestellt. Sehr oft ist auch alles falsch, wo du dir sogar als Profi denkst, das müsste schon stimmen. Diese falschen Informationen pflanzen sich durch alle Zeitungen. Da sieht man dann schwarz auf weiß, wenn etwas abgeschrieben wurde, das vom Ersten falsch berichtet wurde.

Beim Recherchieren hängst du auch sehr oft in der Luft und probierst die ganze Zeit Dinge, die eigentlich nicht funktionieren, weil du ständig etwas willst, das noch niemand hat. Es funktioniert dann irgendwann zufällig, weil du nicht aufhörst es zu versuchen. Du bist ständig einer massiven Unsicherheit ausgesetzt, ständig an der Kippe. Damit muss man umgehen können. Auch mit den Mauern des Schweigens, die überall sind, aber man muss wissen, dass es unverhofft plötzlich jemanden gibt, der nicht schweigt. Den kriegst du aber nur, wenn du nicht aufhörst.

Man muss die ganze Zeit Grenzen überschreiten. Man muss ständig lästig sein, aber nicht unangenehm lästig. So lästig, dass sie aufmachen und nicht zumachen. Das braucht auch psychologisches Geschick. Also es ist alles sehr viel Arbeit, die sich viele nicht machen wollen.

Wie bist du zu dem investigativen Reporter geworden, der du heute bist?

Ich habe ohne zu überlegen mit dem Journalismus angefangen. Ich habe einfach das gemacht, was ich mir damals unter Journalismus vorgestellt habe, sicher beeinflusst von *Profil* und *Spiegel*, als sie noch richtig gut waren. Das war selbstsicherer, kritischer, angstfreier, gut recherchierter Journalismus auf hohem Niveau. Dem konnte man nichts anhaben, weil immer alles gestimmt hat, was sie geschrieben haben. Wir, Österreich, sind doch ein recht offenes Land, wo man alles sagen kann, solange man es nachweisen kann.

Für mich bedeutete Journalismus etwas aufzudecken. Gegen alle Kräfte vorzugehen, die vertuschen, Korruption betreiben und sich bereichern, mit ihrer Macht die Medien behindern wollen. Ich habe mir vorgestellt, dass Journalismus wirklich Kontrolle ausübt. Ich habe damals noch am Land angefangen, bei der *Neuen Zeit*. Das war eine brave Tageszeitung in der Steiermark. Die waren es nicht gewohnt, jemanden mit einer solchen Einstellung zu haben. Und ich habe da einfach reingestochen. Ich spazierte in das örtliche Wasserwerk und wollte die ganzen Geschäfts-Unterlagen. Die Leute dachten, die hören nicht richtig. Das waren die alten Machtstrukturen. Ich deckte auf, der Geschäftsführer hatte sich bereichert und musste entlassen werden. Ich machte einen riesen Wirbel, alle waren empört, was ich mir einbildete.

Meine Themen waren aber nicht nur Strafrechtliches, sondern auch Soziales. Ich habe von Anfang an auch Sozialreportagen gemacht. Auch das war Enthüllung. Offenzulegen und aufzuzeigen was es an Missständen gab. Um der Armut und der Ungerechtigkeit eine Stimme, eine Plattform zu geben. Dinge auszusprechen, die sonst keiner ausspricht, die aber rausgehören. Mein Verständnis von Journalismus war natürlich ein politisches.

Würdest du dich dann eher als Aktivist oder reinen Informationsvermittler sehen?

Ich bin überhaupt kein Aktivist. Nur Journalist. Der hat nichts anderes zu tun als zu berichten. Das habe ich auch immer in meinen Vorträgen an Journalistenschmieden und so gesagt, du kannst nicht gegen den Weltuntergang anschreiben, sondern nur über den Weltuntergang berichten. Mehr nicht. Das aber korrekt und mit Entschiedenheit. Ich habe meine Aufgabe immer darin verstanden, Reflexionen auszulösen. In welche Richtung ist egal, ob das jetzt eine gute oder schlechte Stimmung im Land macht. Was Sache ist, ist Sache und muss mitgeteilt werden. Ansonsten ist man bei der Informationspolitik. Ich hatte nie ein Problem mit einem alten Nazi Backhendl essen zu gehen, wenn ich dafür Informationen von ihm erfahre. Das war nie etwas Persönliches und ich habe immer mit allen können. Auch mit meinen Opfern. Das war, glaube ich, auch ein Grund für meinen Erfolg.

Ich war aber schon wahnsinnig aggressiv. Also ich bin im besten Einvernehmen aus den Gesprächen gegangen, habe aber in der Geschichte keinen Millimeter nachgegeben.

Das sind auch die größten Erfolgsmomente gewesen, wenn Leute, die ich bei meinen Recherchen kennen gelernt hatte und die in meiner Geschichte dann schlecht weggekommen sind, sich danach bei mir melden und sagen, ich habe eine Geschichte für Sie, weil ich gesehen habe, wie sie recherchieren.

Das habe ich sehr ernst genommen. Diese Unberührbarkeit und Unabhängigkeit habe ich mir bis zum Schluss erhalten. Auch ein bisschen demonstrativ. Ich war mit niemandem per Du. Das hat man auch ein bisschen zelebriert, damit der Journalismus als solches sauber bleibt.

Was zeichnet dich als investigativen Journalisten aus, im Gegensatz zu deinen Kollegen?

Dort, wo andere aufhören, fängt man erst an. Weil das, womit die anderen aufhören, gibt es schon. Und da beginnt man und darf nie aufhören, Dinge zu probieren. Auch wenn sie keine hohe Wahrscheinlichkeit haben, darf man nie aufhören, weil die Dinge nicht kalkulierbar sind. Man kann nicht sagen, den rufe ich gar nicht an, weil der sagt

eh nichts. Man muss es probieren. Dann passiert auch oft etwas. Es geht ja immer darum, etwas aufzudecken. Die Geschichten liegen nicht auf der Straße, die muss man sich erarbeiten. Und auf den Boden bringen. Durch Beweise. Das muss wasserdicht sein, damit man richtig aggressiv daherkommen kann.

Ich habe es gut gehabt beim *Profil*, weil der Rainer und auch seine Vorgänger sind voll und ohne Diskussion hinter mir gestanden. Egal, was meine Hasser gegen mich versucht haben. Aber die Redaktion gab mir Sicherheit. Du brauchst die Rückendeckung vom Haus. Weil sonst hast du weder die Luft noch die Sicherheit wirklich reinzusteichen, egal was ist. Von mir wollte man dann halt irgendwann keine schönen Geschichten mehr über den Waldviertler Nebel oder so, sondern die harten Sachen. Wodurch ich dann jahrzehntelang nur Konfliktgeschichten gemacht habe. Die Leute rufen mich heute noch an, wenn sie was aufdecken wollen.

Kommst du so zu deinen Themen? Durch Informanten oder durch den kritischen Blick?

Alles. Ideen für Geschichten liest du manchmal zwischen den Zeilen von bereits Erschienenem. Ein Beispiel: Ich lese von einer großen Affäre, die überall in den Medien ist. Dort ist eine Figur in einem Nebensatz erwähnt und du denkst dir, Moment, der? Was hat der damit zu tun? Den suche ich jetzt.

Oder man kommt durch Bekannte auf etwas. Verbindungen sind gut, wo man etwas überprüfen kann. Oder du wirst angerufen. Vor allem ist es wichtig zu wissen, was eine Geschichte ist bzw. aus welchem Sachverhalt eine werden könnte. Immerhin hängt eine intensive Recherche dran, bis man seine Funde veröffentlichen kann. Vieles geht halt nicht. Wenn man nur Geschichten hört. Die meisten Menschen erzählen die Unwahrheit. Nicht weil sie lügen, sondern weil Erinnerungen einfach zusammengestückelt sind, die muss man als Journalist dann erst objektivieren. Man muss immer alles beweisen können mit Dokumenten und nicht nur anonymen Aussagen. Ich ließ mich nie davon bremsen, dass etwas geheim ist.

Wie kamst du trotzdem an solche Akten?

Weil du ihnen glaubwürdig versicherst, dass die Offenlegung ihnen nicht schadet. Weil sie dir als Journalisten vertrauen, entweder, weil sie dich kennen, sie wissen, dass es funktioniert und der Informantenschutz zu 100 Prozent funktioniert.

Kann man dann Objektivität erreichen?

Natürlich. Also nicht die absolute Objektivität. Aber man kann Sachverhalte objektivieren. Indem man sagt, das ist ein Faktum und das andere ist unklar, kann man nicht überprüfen oder die Meinungen gehen auseinander. Man kann Dinge so klar differenzieren und ausleuchten, dass man sie als das hinstellt, was sie sind. Wenn es nicht geht, dann kann man es nicht schreiben. Dabei ist immer wichtig, dass man mit dem Mediengesetz nicht in Konflikt kommt und der Leser sich auskennt.

Eine Methode von dir, um an Informationen heranzukommen, war ja die Rollenreportage?

Na. Also ganz früher habe ich das vielleicht ein, zwei Mal gemacht. Aber so Undercover eigentlich nicht. In den 80er Jahren, damals war das noch in, aber irgendwann ist das nicht mehr seriös gewesen. Aber damals war da eine lustige Geschichte, das war noch bei der AZ, so 1989. Zu der Zeit gab es ein Flüchtlingsproblem an der grünen Grenze,

da hat das Bundesheer begonnen die Grenze nach Ungarn zu überwachen. Ich bin damals als AZ-Redakteur mit dem Fotografen an dem Tag noch über die Grenze gefahren und bin dann als Flüchtling den Soldaten in die Arme gelaufen. Ich war also der erste vom Bundesheer geschnappte Flüchtling. Das war total witzig. Eine super Reportage. Die anderen Journalisten haben sich alle vom Bundesheer herumführen lassen und ich habe den allen die Show gestohlen. Dann hat der Innenminister angerufen und geschrien, sie sollen mich sofort freilassen: »Lasst den raus, ihr Trottel, des is a Journalist.«. In der AZ war das eine riesen Schlagzeile: *Erster geschnappter Flüchtling: ein AZ-Redakteur*. Das war gutes Infotainment.

Also das war weniger, weil du etwas aufdecken wolltest?

Nein, da gab es nicht viel. Also ich wollte schon wissen, wie die mit den Leuten umgehen. Aber die sind nicht ungut mit mir umgegangen. Das österreichische Bundesheer ist gut weggekommen. Das ist eine ganz gemütliche Armee. Die haben so ein Dorf aus Zelten aufgebaut gehabt und bis zum Schluss nicht verstanden, warum ich mich da als Flüchtling ausgegeben habe. Sondern meinten, »Wieso hast denn nicht gesagt, wer du bist?«

Also die Wallraff-Sachen waren schon in. Der Wolfgang Fellner ist auf sowas gestanden bei News noch. Aber der Zeitgeist war dann irgendwann vorbei. Ich habe das dann auch nicht mehr gemacht. Ich mein, in irgendeiner Form schleicht man sich oft ein, wenn du versuchst an etwas heranzukommen, wo du nicht erwünscht bist. In einem Kriegsgebiet zum Beispiel, wo du dann illegal unterwegs bist.

Also du würdest die Methode des Einschleichens heute nicht mehr verwenden?

Diese Notwendigkeit gibt es eigentlich nicht mehr. Wobei, vielleicht, wenn man sich heute ein Flüchtlingslager genauer von innen anschaut oder so.

Du bist jetzt schon länger in der Branche. Wie hat sich der investigative Journalismus in Österreich über die Jahre entwickelt?

Der Begriff hat sich gewandelt und verflacht. Er ist abgelutscht, weil heute alles schon investigativer Journalismus ist, was irgendwie mit Recherchieren zu tun hat. Sobald einer mehr tut als eine APA-Meldung abzuschreiben, nämlich einen Pressesprecher anruft, ist das schon investigativ.

Es gibt den investigativen Journalismus kaum noch. Es gibt kaum noch recherchierende Journalisten. Was heutzutage als Aufdeckung gesehen wird, ist, wenn einer von wo ein interessantes Dokument bekommen hat und das jetzt abschreibt. Und selbst das gibt es schon selten. Tiefgehende Recherche gibt es schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr. Es geht nicht, dass man sich ausklinkt und etwas langwierig recherchiert, wo am Ende dann vielleicht gar nichts rauskommt. Seit Aktiengesellschaften die neuen Medieninhaber sind, ist alles den Bach runtergegangen, weil die alles reduziert haben. Und die Medien haben vorgespielt, dass sie mit einem Drittel an Ressourcen immer noch guten Journalismus machen können. Jetzt sehen wir das Ergebnis. Es gibt weder Zeit noch Geld, noch das Interesse, sowohl bei den Medien als auch bei den Konsumenten. Die Presselandschaft hat sich sehr geändert. Das Informationsbedürfnis der Konsumenten hat eine gewisse Sättigung erreicht. Das betrifft alle Bereiche. Heute interessiert es keinen mehr, ob jemand im Ski gewinnt oder eine Olympiade stattfindet. Es gibt überhaupt keine Straßenfeger mehr. Das ist vorbei. Und genauso ist das Aufdecker-

und Skandalbedürfnis weg. Das interessiert die Leute nicht mehr. Mittlerweile bevorzugt man sogar ein ruhiges Gespräch. Und es gibt auch nichts mehr. Dabei hat der Journalismus natürlich viel mit zu verantworten. Er hat verpasst, in Qualität zu investieren und hat sehr vieles überverkauft. Jeder hat so getan als ob, aber es war dann nicht. Das ist gefährlich, denn es geht dann nach hinten los.

Wenn die FPÖ recht hat, dann hat sie nun mal recht. Man darf Geschichten nicht zurückhalten, weil sie gegen eine Haltung verstößt. Du hast ja nicht nur Informationsrecht, sondern auch Informationspflicht.

Du hast mit deinen Aufdeckungen große gesellschaftliche Aufmerksamkeit erzielt, z.B. sogar den Bischof Krenn zum Rücktritt gebracht.

Aber nur deshalb, weil alles gestimmt hat, weil die Geschichte nicht angreifbar war.

Aber es war nicht deine Intention den Rücktritt auszulösen oder schon?

Ach so, naja jemanden abzuschießen ist schon super. Das schon. Wenn du eine Karriere beendest mit deiner Arbeit, dann gratulieren dir alle. Das ist schon witzig. Rücktritte sind richtige Karrierehöhepunkte.

Da ist man aber dann nicht nur Informant.

Na, den habe ja nicht ich zurückgetreten, sondern der hat sich selbst zurückgetreten. An dem bin ich nicht schuld. Ich habe etwas Unbekanntes korrekt bekannt gemacht, aber nicht das Bekanntgemachte verbrochen. Der hat selber seine Karriere kaputt gemacht. Schuldig hätte ich mich nur gemacht, wenn ich es nicht berichtet hätte, dann hätte ich es nämlich vertuscht.

Beim Priesterseminar in St. Pölten, das gleiche. Die Titelseite mit dem Priester und seinen Schülern ging um die ganze Welt. Es wusste zwar jeder, dass es so war, aber jetzt hat man es auch erstmals auf Fotos gesehen. Das hat haufenweise Auswirkungen auf die Kirche gehabt. Der Regens, der Chef des Priesterseminars war vernichtet. Nur dem habe ich auf dem Titelblatt keinen Balken gegeben, wie er die anderen Schüler abschmust. Den Alumnien schon, die haben ja nichts gemacht, das waren nur Schwule, das ist ja nicht verboten. Aber der Regens mit seinem Autoritätsverhältnis, mit seinem verlogenen, doppelbödigen Ausnutzen seiner Macht, ist ganz offen gezeigt worden. Und die haben geklagt, unterstützt von einer rechten Kirchensekte. Das ging bis zum OGH und nach Strassbourg, von wo ich nach 5 Jahren das endgültige Urteil bekommen habe. Die Klage wurde abgelehnt, weil ich in allen Punkten korrekt berichtet hatte.

Echte Auswirkungen können nur entstehen, wenn alles wasserdicht ist. Wenn da ein Beistrich nicht stimmt, bricht alles in sich zusammen. Dann hast du nicht nur schlecht gearbeitet, sondern eine Chance vertan und verpasst. Dann kriegt die Korruption und die Schattenwirtschaft Aufschwung. Du stärkst dadurch das, was du eigentlich bekämpfen wolltest.

Das heißt, wenn eine Geschichte nicht einschlägt...

Dann schlägt sie zurück.

Wo liegen für dich die Grenzen des investigativen Journalismus? Zum Beispiel das verdeckte Einschleichen wäre eine Grenze.

Also eine gewisse Brutalität brauchst du schon, weil es werden auch auf der anderen Seite alle Tricks angewendet, damit sie dich fernhalten. Also manche Grenzen sind da, um überschritten zu werden.

Was nicht geht, sind ethische Sachen, wo persönliche Bereiche von Menschen in Gefahr sind, die aber so nichts mit der Sache zu tun haben. Gerade Figuren, um die sich die Geschichte dreht, müssen oft noch mehr geschützt werden, weil es nur um die Sache geht und nicht um die Person. Ich habe immer wieder Leute gebremst, »das darfst nicht sagen, weil das schlecht für dich ist«, obwohl sie bereit gewesen und es für mich besser gewesen wäre. Es geht darum den Anstand vor dem Menschen zu wahren und, dass man Gesetze respektiert und aufpasst, weil schmutzige Arbeitsmethoden Image schädigend sind – für dich, für das Haus, für die ganze Branche. Weil es gibt sehr viel Feindlichkeit, Journalismus ist nicht beliebt, da wird jede Gelegenheit genutzt, wenn etwas falsch läuft und gleich aufgebauscht. Auch Branchen intern mit der Eifersucht und der Konkurrenz.

Du musst dich halt im Medienrecht auskennen. Das Gesetz will ja keine sinnlosen Dinge von dir. Ein Persönlichkeitsschutz ist berechtigt. Weil wenn Medien etwas kaputt machen, dann ist es wirklich kaputt.

Aber sonst gibt es sehr wenige Situationen, wo du dich zurückhalten musst und zwar, wenn wirklich direkt Menschen gefährdet sind. Da gibt es das Schulbeispiel, mit einer Geiselnahme in einer Schule. Es laufen die schwierigen Verhandlungen und ich erfahre von meinem Kiberer Freund, dass sie in der Nacht planen zu stürmen. Wenn ich das veröffentlichen würde, dann würde ich alle gefährden, das geht nicht.

Aber sonst geht alles. Die Polizei sagt zwar oft, sie gefährden die Ermittlungen, aber das müssen sie erst beweisen. Weil das passiert in 99 Prozent der Fälle nicht. Sie wollen nur ihre Ruhe haben. Die kriegen sie aber nicht, weil ich meine Arbeit machen will. Meistens sind die Grenzen weiter, als sie dargestellt werden. Außer ich gefährde deutlich Menschen. Aber das sind echte Grenzen.

Du warst auch lange beim *Profil*, hat sich da in deinen Augen viel geändert?

Das ist meine journalistische Heimat, aber ich muss offen sein. Wenn ich heute das Magazin aufschlage, steht da *Wir haben drei Flüchtlingsfamilien begleitet*. Was wollen die? Das ist eine Frechheit. Heute kommen sie mit so einer Geschichte daher.

Der Magazinjournalismus hat es halt noch schwerer. Die Tagespresse hat den Druck vom Internet. Die haben nicht die Sicherheit und Ausdauer gehabt bis die Öffentlichkeit verstanden haben wird, dass der Pseudo-Journalismus aus dem Internet Mist ist. Die haben keine Ahnung, was überprüfte Informationen sind, der du vertrauen kannst, aus der du dir deine Meinung bilden kannst. Es wird eine Zeit dauern bis das alles wieder wegbricht. Und Qualitätsjournalismus, professioneller Journalismus wird mehr Wert sein als je zuvor. Wenn der Umbruch, der Hype vorbei ist. Wenn sich herumgesprochen hat, dass der als Journalismus daher kommende Online-Mist nichts wert ist. Nicht die Schnelligkeit zählt, sondern der Mut zur Langsamkeit. *Die Zeit* macht das gut.

Natürlich es ist schwer zu erklären, warum soll ich heute etwas kaufen, das ich gestern schon gratis bekommen habe?

Die Tageszeitungen wurden dazu gezwungen magazinös zu werden, schneller, mehr, besser. Du hast dort neben der aktuellen Geschichte heute den Kommentar, die Analyse, die Chronik, den Rückblick. Und was machst du jetzt als Magazin? Du erscheinst erst in 5 Tagen und musst dann eine Woche lang noch lesbar sein. Bei einem Ereignis, an dem du nicht vorbei kommst, das dir die Tageszeitung schon

wegfrisst, was machst du dann? Es braucht Ideen. Und das ist nicht einfach. Besonders, wenn der Druck und die Bedingungen immer schlimmer werden. Ich will das nicht alles runter machen, ich beobachte nur. Als junger Mensch kannst du überzeugen, wenn du mit guten Geschichten an die Redaktion herantrittst. Weil die werden gebraucht.

Rentiert es sich für ein Medium noch auf den investigativen Journalismus zu setzen?

Das wäre ganz wichtig. Das ist das Paradoxe, dass der Leser diese exklusiven Aufrisse will. Dass sich ein Medium darüber definiert. Es hätte jeder gerne, und jeder müsste es haben, aber von selber geht das nicht. Und ich glaube es gibt nicht viele Leute, die sich da vollblütig engagieren.

Aber der Investigative wäre eine Chance für den Journalismus?

Es ist die einzige Chance überhaupt zu überleben. Die Angst vor dem Netz ist ja nicht ganz unberechtigt, weil viele Zeitungen so schlecht sind, dass sie vor Laien aus dem Netz Angst haben müssen. Da können die Zeitungen gleich zusperren.

Echter unabhängiger, kritischer Journalismus ist gerade in einer Mediendemokratie essentiell, existentiell wichtig. Wo selbst Regierungen schon die Gruppen gegeneinander aufhetzen. Es ist lebenswichtig, dass man eine funktionierende Volkskontrolle finanziert. Die vierte Macht. Ein Begriff der belächelt wird, weil ihn auch viele nicht verstehen. Und weil es wenige Medien gibt, die man als solche definieren kann. Aber niemand wird in die Freunderlwirtschaft stechen, außer jene, deren Aufgabe es ist. Wer soll es sonst machen? Journalismus wird immer wichtiger, umso mehr er eingeht.

Er sollte als Unterrichtsfach in den Schulen gelehrt werden. Weil vieles, das wir über Medien glauben zu wissen, stimmt einfach nicht. Die stecken nicht alle unter einer Decke. Aber es gibt vieles das wichtig ist und das sagt niemand. Zum Beispiel wie eine Geschichte entsteht. Das ist viel weniger mafios als behauptet wird. Die Leute müssen vergleichend lesen lernen. In drei Zeitungen die gleiche Geschichte lesen und wissen, was die Zeitung will. Ein Gefühl bekommen was eine Meinung ist. Es braucht unabhängig denkende Menschen. Sie lesen etwas und verwenden es sofort im nächsten Gespräch. Aber die müssen diesen Prozess lernen zu erkennen. Reflektieren.

Vielen Dank.

10.3.10. *Fritz Hausjell*

Das Interview fand am 04. Februar 2019 persönlich am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft statt.

Lauren Seywald: Was zeichnet für Sie eine investigative Geschichte aus und was nicht? Als Beispiel, die Pentagon Papers sind streng genommen kein typischer investigativer Journalismus, weil sie zugespielt und nicht selber aufgedeckt wurden.

Fritz Hausjell: Eine investigative Geschichte ist in der Regel auf mehreren Ebenen zu identifizieren. Auf der Ebene der Herangehensweise zu einem Thema, wobei das ein Thema sein kann, das durchaus schon in den Medien ist, das aber einen neuen Blick drauf richtet. Der Großteil unserer Blicke im Journalismus, die wir auf einzelne Themen haben, sind relativ stark durch Öffentlichkeitsarbeit induziert. Hier kommt der Blick aus einer Perspektive, die genuin journalistisch und nicht Interessensgetrieben ist. Auch wenn manchmal durch dritte Interessen, wenn Sachen zugespielt werden, eine Rolle spielen können. Aber der investigative Journalismus muss sich in dem Fall selbstverständlich auch mit möglichen Interessen, die diejenigen haben, die Material zuspielen, auseinandersetzen. Dann reden wir auch von gutem investigativen Journalismus.

Die Frage des Methodischen geht relativ breit auseinander, beginnt eigentlich dort wo Journalismus über die Standardrecherche hinausgeht. Wo sich jemand bemüht an Informationen heranzukommen, die üblicherweise im alltäglichen journalistischen Handeln nicht praktiziert werden, obwohl sie praktikierbar wären und sich gar nicht durch Drohung von Strafen, in der Halblegalität möglicherweise bewegen, sondern ganz einfach durch kluges Nachdenken, wie könnte man zu Informationen kommen. In dem Zusammenhang mit wem sollte man reden, welche Quellen, die öffentlich zugänglich sind, sollte man sich systematisch anschauen. Auch da ist schon ein Stück der investigative Journalismus zu verorten. Und ja natürlich auch dort, wo sich Journalistinnen und Journalisten auf Grund der Verhältnisse dazu durchringen, müssen auch Wege zu beschreiten, die abseits der Legalität sind, um dann mit verdeckter Recherche zu arbeiten in den vielfältigen Spielarten. Was oft dem Umstand geschuldet ist, dass, wenn man es zugespitzt formulieren will, die herrschenden Verhältnisse rechtlich auch die Machtverhältnisse widerspiegeln. Und wenn in einer Gesellschaft, Besitz und die Anhäufung von Besitz sehr stark geschützt wird vor den kritischen Blicken von Menschen, die hier auch eine Debatte über Einkommensgerechtigkeit oder anderes anzetteln wollen, das nicht können, weil es keinen öffentlichen Zugang zu Daten gibt, dann ist es auch legitim, dass der investigative Journalismus sich einen Zugang verschafft. Das gilt immer in Abwägung der Verhältnisse, welche inhaltlichen Informationen kann ich so beschaffen, wie relevant sind sie voraussichtlich und sind sie durch legale Schritte einfach nicht zu bekommen, dann setzt meines Erachtens der investigative Journalismus zu Recht darauf hier legale Grenzen zu überschreiten.

Und würden Sie sagen, die Pentagon Papers sind investigativ?

Es ist eine Folgeerscheinung des investigativen Journalismus, dass investigativ arbeitende Journalistinnen und Journalisten dann als Adressaten gewählt werden für

das Zuspielen von Informationen durch Whistleblower, die sich ihrerseits in der Regel mit den Mitteln Gehör verschaffen für Missstände, zu denen sie Zugang haben, Kraft ihrer beruflichen oder politischen Position und dann sehen, dass es offensichtlich nur dann einen Weg gibt, diese Missstände auszuleuchten und zu Konsequenzen zu führen, wenn sie diese Informationen an jene Journalistinnen und Journalisten und Medien weitergeben, die sich durch ihre bisherige Tätigkeit als unerschrockene, unbeeinflussbare Vertreter dieses public watchdogs zu erkennen gegeben haben. Da wird in den selteneren Fällen ja der Zugang für alle gemacht. Es gibt solche Beispiele, da ist dann immer die Frage, ob das sinnvoll ist, wenn jeder den Zugang bekommt und wenn verantwortungslos Daten hinausgespielt werden, die jetzt nicht relevant sind, im Sinne der Aufdeckung von problematischen Verhältnissen.

Aber gehört nicht die journalistische Tätigkeit dazu, dass man »gräbt« und dem noch weiter nachgeht?

Ja, natürlich. Das Rauspielen und das Übernehmen ist noch nicht investigativer Journalismus, sondern investigativer Journalismus wird es dadurch, dass man dann systematisch diese Dokumente einer Überprüfung unterzieht. A, hinsichtlich der Plausibilität. Es gibt ja in verschiedenen Bereichen Gruppierungen, Geheimdienste, die ein Interesse haben Medien zu instrumentalisieren und davor muss sich natürlich auch der investigative Journalismus schützen. Das kann er letztlich nur durch möglichst ausführliche Recherche. B, die Abwägung, was ist für die Öffentlichkeit relevant und was nicht. Deshalb debattieren wir gelegentlich bei den einzelnen Fällen, ob das komplette online stellen von Material sinnvoll ist. Sehr oft ist es nicht sinnvoll, weil es auch Informationen enthält, die eher von den Verhältnissen ablenken, als sie den Blick darauf richten sich die Sachen anzuschauen und über die Dinge zu diskutieren, die tatsächlich entweder von strafrechtlicher oder politischer Relevanz sind. Und da sind manche Alltagsdokumente völlig unerheblich, deswegen sollte man da die Vertraulichkeit weiter gewährleisten, indem man das einfach nicht publiziert.

Wie sehen Sie die Situation in Österreich?

Der investigative Journalismus braucht, das muss sehr klar gesagt werden, er braucht Ressourcen und Zeit. Da scheinen mir die Rahmenbedingungen derzeit im Journalismus denkbar schlecht zu sein. Dass wir trotzdem ein gewisses Maß an investigativem Journalismus haben, hat damit zu tun, dass es eine Reihe von engagierten Journalistinnen und Journalisten gibt, die in ihrem Selbstverständnis das trotzdem leisten wollen. Wo ich aber überzeugt bin, sie würden deutlich mehr leisten können, wenn die Redaktionen stärker ausgestattet wären mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, wenn der Druck auf die einzelnen Journalistinnen und Journalisten innerhalb verschiedener Zeiträume Geschichten zu liefern nicht so groß wäre, wie er jetzt ist.

Woran liegt dieser Druck?

Der Druck liegt daran, dass diese Ökonomisierung im Bereich der Medien weiter fortgeschritten ist und sich die Frage der Finanzierung von Journalismus kritischer entwickelt hat als in der Vergangenheit. Da gibt es mehrere Faktoren, die da hineinspielen. Auf der einen Seite die ökonomischen Krisen, das ist die Dotcom-Blase zur Jahrtausendwende, wo vieles in sich zusammengefallen ist und dann 2007/ 2008 die Lehmann-Pleite und Folgen, die zu einem starken wirtschaftlichen Abschwung

geführt hat. Wir wissen, dass die Werbemaßnahmen der Unternehmen sehr prozyklisch erfolgen und wenn etwas wirtschaftlich runtergeht, wird sehr stark an den Werbeetat nach unten reguliert. Das trifft am stärksten jene Medien, die überwiegend durch Werbung finanziert sind. Und das sind fast alle privatwirtschaftlich organisierten Medien. Und jene Medien, die nicht in Besitz von Einzelpersonen stehen, sondern an der Börse gehandelt werden, wo einfach eine bestimmte Gewinnmarge erwartet wird und wenn die nicht erbracht wird, in einem bestimmten zeitlichen Horizont, werden auch schnell Konsequenzen gezogen. Deswegen haben wir auch einen sehr beschleunigten Strukturwandel in den Medien, überall dort, wo jetzt Medien kaum mehr im Besitz von beispielsweise Verlegerfamilien sind. Die Konkurrenzierung auf der Ebene der Rezipienten hat das auch wesentlich beschleunigt, durch die Entwicklung der digitalen Angebote, die zu einer Haltung geführt haben, das Informationen, Journalismus gratis zu haben sei. Da haben auch viele klassische Medien mit ihren parallel online ausgespielten Inhalten noch dazu beigetragen, dass da quasi eine Selbstkannibalisierung passiert ist. Und das ist schwer wieder einzufangen, wenn eine ganze Generation mittlerweile sagt, ich krieg eh alle meine Informationen gratis über mein Smartphone, warum soll ich für Journalismus zahlen. Das ist nicht einfach umzudrehen. Nur die Finanzierung ausschließlich durch Werbung ist riskant, weil konjunkturabhängig und zweitens, weil das Wissen in der Werbebranche um den Umstand, dass es der Medienbranche nicht allzu gut geht, einen Teil der Werbetreibenden dazu verleitet inhaltliche Ansprüche zu stellen. Das ist dann noch einmal eine negative Beeinträchtigung hinsichtlich des Journalismus, dass sich große Inserenten dadurch davor schützen können, dass sie durch investigative Rechercheprojekte etwa betroffen sein könnten. Das Ganze ist dann zusätzlich noch in der Zwickmühle, dass wir mit einem Rechtspopulismus bis Rechtsextremismus in vielen Ländern konfrontiert sind, die den klassischen Journalismus attackieren, weil sich dieser überwiegend der Demokratie verpflichtet fühlt und sich daher kritisch mit Rechtspopulismus und Rechtsextremismus auseinandersetzt. Diese politischen Bewegungen attackieren daher konsequenterweise den der Demokratie verpflichteten klassischen Journalismus mit Begriffen wie Lügenpressen, Lückenpresse, Fake News und ähnliches. In dieser Situation ist ein Teil des Publikums durchaus zu erreichen und den klassischen Medien abspenstig zu machen.

Das heißt, dieser Erosionsprozess ist auf mehreren Ebenen, weil sozusagen die Finanzierung, die eigentlich in einer ökonomischen Krise stärker auf die Rezipienten bauen könnte, dort selbst zum Teil im Bröckeln ist, aus diesen Gründen. Das ist eine schwierige Konstellation. Man könnte hergehen und versuchen mit den an möglichst guten Informationen interessierten Teilen der Gesellschaft einen noch deutlicheren Diskurs darüber zu führen, warum es jetzt doch so wichtig ist, sich doch dafür zu entscheiden, für gut gemachten Journalismus zu zahlen und dieser Verführung vieles gratis zu bekommen weniger zu erliegen. Weil es ist ja auch eine Frage der Aufmerksamkeit, des Zeitbudgets das jeder hat. Wenn ich in dem Bereich glaube, ich muss mich ständig auf meinem Smartphone up to date halten und damit auch ein gutes Stück Zeit verloren geht, dafür sich mit den Befunden des investigativen Journalismus auseinanderzusetzen. Das glaube ich, bedenken wir noch etwas zu wenig. Das Prinzip Carpe Diem sollte man in dem Zusammenhang dem Publikum etwas klarer machen. Dazu braucht es, glaube ich, intensivere Debatten auf Augenhöhe, darüber wie Journalismus funktioniert und wie er finanziert wird und ja, auch warum investigativer Journalismus überlebenswichtig für moderne Demokratien ist.

Das sind interessante Ansätze. Wie könnte man die umsetzen? Soll das in Schulen gelehrt werden?

Das wäre zunächst die Aufgaben der Medien selber. Ich glaube nicht, dass es allzu viel Sinn macht für die Medien darauf zu warten, dass die Politik auf Medienkompetenz setzt. Ich meine, wir haben jetzt ein paar Jahrzehnte in Sonntagsreden über Medienkompetenz-Bildung und früher Medienerziehung hinter uns gebracht und es hat keine der Regierungen bisher Überzeugendes geleistet. Nicht, dass es nicht wichtig wäre. Angenommen die Politik würde jetzt zur Einsicht kommen, dass es für sie auch von Interesse wäre ein möglichst in Journalismus-Fragen kompetentes Publikum zu haben oder zumindest jene Teile der Politik, die an sachlichen Auseinandersetzung ein Interesse haben, dass es einen möglichst fairen, aber kritischen Journalismus gibt. Wenn die sich durchsetzen würden und entsprechende Maßnahmen setzen, dann muss uns klar sein, das trifft ja nur die junge Generation. Und alle die, die schon längst aus der Schule sind, erreicht man nicht. Dadurch braucht es eine zweite Ebene, die den viel größeren Teil des Publikums adressiert. Und wer soll das sonst tun? Erwachsenenbildung? Ein bisschen. Aber das greift, glaube ich, nicht.

Journalismus sollte das tun, was er kann: spannende, wichtige, essentielle Geschichten erzählen, nämlich auch zum Thema Medien und Journalismus selber. Da ist ein Punkt zu überwinden. Journalistinnen und Journalisten sind da im Grunde sehr ähnlich, wie die meisten anderen Professionisten. Ein Bäcker käme und kommt wahrscheinlich sehr lange nicht auf die Idee seinen Kunden zu erzählen, wie er die Semmeln besonders knusprig und schmackhaft hinkriegt. Weil er sagt, die Kunden kaufen bei mir, weil sie gut sind und bisschen was muss ich im Marketing machen und der Preis muss irgendwie stimmen im Vergleich zur Konkurrenz. Aber wie ich die Semmeln tatsächlich mache, interessiert die Käufer ja nicht. Und genauso ist es in anderen Bereichen, wo Leute irgendwelche Produkte herstellen. Jetzt kann man natürlich sagen, okay Journalismus ist ein ganz besonderes Produkt. Ist es auch. Das Problem ist, dass es ein Erfahrungsprodukt ist, wo ich nicht immer als Nutzer dieser Medien all diese Bedeutungen, den Mehrwert journalistischer Leistungen auch gleich spüre, schmecke, rieche und irgendwie messen kann. Wenn ich ein halbes Leben lang relativ schlechte Semmeln esse, werde ich trotzdem überleben. Wenn ich ein halbes Leben keine ordentlichen Zeitungen nutze und ein Großteil der Gesellschaft das tut, kann's passieren, dass diese Gesellschaft demokratisch verarmt und sich autoritäre Tendenzen leichter tun die Demokratie abzuschaffen. Das hat der einzelne jetzt nicht so im Griff. Daher braucht es diese Debatten, warum die einzelne journalistische Leistung für den Einzelnen wichtig ist, dass es darüber hinaus aber einen gesellschaftlichen Mehrwert dieser Leistungen gibt. Nur so kann man ihn intellektuell fassen. Da ist der Punkt, wo es sich auch ein Stück unterscheidet. Der Bäcker wird erst dann vielleicht anfangen zu erzählen, wie er seine Semmeln macht, wenn in der Branche der Konsument irgendwo im Semmel auf Verpackungsteile beißt oder gar eine Maus drinnen ist oder irgendetwas das dort nicht hineingehört. Dann wird derjenige, der sagt, bei mir passiert das nicht, das einem Kunden am überzeugendsten klar machen können, wenn der Bäcker zeigt, wie sein Produkt entsteht. Manche werden einfach weggehen und sagen, ich esse keine Semmeln mehr. Man kann auch ohne Semmeln leben. Die Frage ist, kann man auch ohne Journalismus leben, da würde ich sagen, nein. Obwohl manche Leute sicher sagen, sie können ohne Journalismus leben. Der einzelne, ja. Der einzelne Semmeleser auch. Sogar alle

Semmelesser könnten draufkommen, sie brauchen keine. Und steigen vielleicht auf dunkles Brot um. Allerdings kann ihnen das auch dort passieren. Daher ist es schon schlau, dass es so etwas wie eine Qualitätssicherung gibt. Das wäre ein Stichwort: Qualitätssicherung im Journalismus. Ist natürlich wesentlich dadurch erreichbar, dass ich über die Standards rede, warum sie wichtig sind und was sie gefährden.

Das schreibe ich dann einfach als Artikel in die Zeitung?

Das mache ich in den verschiedenen Medien. In denen ich klar mache, was sind unsere Standards, warum und so konkret wie möglich formuliert. Wenn die Leute jetzt darüber debattieren, ob ihnen die Medien nicht etwas vorenthalten, wenn sie ihnen nicht dazuschreiben, dass der Tatverdächtige ein Asylwerber ist. Und wenn ich im Journalismus davon überzeugt bin, dass das nichts zur Sache tut und den Tatverdacht nicht erhält oder ablenkt davon, nicht dazu führt, dass wir darüber diskutieren, wie wir zu einem befriedigenderen Zustand kommen und die Kriminalrate möglicherweise senken können. Denn klar, jede Tat ist eine zu viel. Die Frage ist, warum kriegst du bei mir nicht bei jedem einzelnen Fall mitgeliefert, ob das jetzt ein Urösterreicher ist oder einer, der in zweiter Generation oder erst seit ein paar wenigen Jahren hier lebt, weil er 2004 oder 2005 hierher geflüchtet ist. Bei dem Medium kriegst du eben nicht den Einzelfall, sondern wir bemühen uns die Frage statistisch zu klären. Vergleichen die Zahlen. Schauen uns den long run an. Den Zusammenhang zwischen Zuwanderung, Zuflucht und Kriminalitätsbelastung. Vergleichen die Gruppen miteinander, rechnen soziale Umstände dazu. Und sagen dann, ob es etwas mit der Herkunft zu hat oder nicht.

Wäre das schon eine investigative Methode?

Ich neige dazu, dass es schon fast investigativ ist, weil derzeit niemand, der in diesem Diskurs beteiligt ist und Input gibt, diese Idee stärker ventiliert. Ausnahme Hausjell und ein paar Wissenschaftler. Wir werden halt nicht gehört. Die einen sind der Ansicht, dass die Kriminalstatistik der Polizei alles sagt. Die sagt gar nichts unter diesem Kontext. Und wenn ich die absoluten Zahlen nehme und sie in Bezug zur Bevölkerungszahl setze, sagt sie immer noch nichts.

Man muss immer schauen, welche Faktoren spielen mit rein und dann bin ich dort, wo ich Politik mit den Hinweisen konfrontieren kann, und auch das sollte Journalismus immer wieder tun, das sind die Sachverhalte. Wenn ihr Interesse habt, dass die Kriminalrate zurückgeht, dann müsst ihr da was tun und da was tun.

Wie sieht der Ist-Zustand des investigativen Journalismus derzeit in Österreich aus? Es kam schon öfter die Aussage, dass der Begriff inflationär verwendet wird.

Wenn wir eine Skala machen, wo auf der einen Seite die Spitzenleistungen des investigativen Journalismus stehen und auf der anderen ist der schwächste Journalismus, das ist der, der selber nicht mehr recherchiert, sondern nur mehr Presseaussendungen einkürzt oder einfach übernimmt. Ich meine damit nicht, dass ich eine APA-Meldung übernehme. Dort ist zumindest Journalismus drinnen. Es sind überprüfte Sachverhalte, die von keinem Interesse geleitet sind. Auch wenn das noch nicht investigativ ist. Sagen wir, der Investigative beginnt bei 50 auf der Skala, bei 100 sind die Spitzenleistungen, dann liegt der Durchschnitt irgendwo bei 65 bis 70. Und dann gibt es deutliche Ausreißer nach oben, *Falter*, *Profil*, leider nur noch sehr selten

bei *News*. Im *Standard* gibt es einzelne Spitzenleistungen. Dann gibt es ein paar ordentliche, aber wenig zur Kenntnis genommene in der *Wiener Zeitung*, die schlägt sich unter ihrem Wert, finde ich, was das anbelangt. *Die Presse* hat das eine oder andere. Und dann gibt es noch den online Bereich. *Dossier*, die das in verschiedenen Ausspielformaten versuchen. *Addendum* entwickelt sich besser, als ich das in einer Anfangskritik gesagt habe, wo ich entsetzt war. Sie haben auch eine Reihe wirklich guter Leute, da muss irgendwann was Gutes rauskommen. Dennoch finde ich, und dafür sind sie auch verantwortlich, das was öfters über *ServusTV* als *Talk im Hanger* läuft grenzwertig. Oder Dokus anlässlich 10 Jahre Haider-Tod. Das geriert sich als investigativer Journalismus ist aber journalistisch aufgemaschelte Verschwörungstheorie. Ich finde, das muss man auch sagen, was kommt unter dem Mäntelchen, wir sind investigativ. Bei *Talk im Hanger* finde ich, nicht nur, weil die Auswahl der Diskussionsgäste fast immer einen rechten Ausschlag haben, das mag jemand innovativ finden, aber es ist weit von dem entfernt was Repräsentativität ausmacht. Auch wenn jetzt eine weit rechtspositionierte Regierung an der Macht ist, die bei der Wahl zusammen 56 Prozent eingefahren haben, gibt es immer noch eine vielleicht etwas kleinere, anderspositionierte Gesellschaft. Außerdem wird hier etwas für sich in Anspruch genommen, was der größere Wahlsieger nie so deutlich in der Wahlauseinandersetzung gesagt hat, welche rechte Politik sie umsetzen werden mit der FPÖ, daher kann man von dort jetzt nicht ableiten, auch wenn sie das immer wieder tun, dass sie die Legitimation für diese Politik haben. Dass sie eine Legitimation vom Wähler haben um zu regieren, gar keine Frage. Wenn jetzt ein Sender hergeht und sagt, wir geben denen das Wort, die sonst nicht zu Wort kommen, finde ich das auch sehr eigenartig. Zuletzt ist wieder diskutiert worden, was kann man sagen, was kann man nicht sagen. Ist interessant, dass sich immer die beschweren, die eh andauernd alles sagen, was man angeblich nicht sagen darf in der Gesellschaft. Investigativ ist diese Form von Journalismus nicht, denen jetzt breiten Raum zu geben, unter der Imagination, sie wären jetzt erstmals und nur hier überhaupt zu Wort gekommen. Das stimmt alles hinten und vorne nicht. Aber gut.

Noch einmal zur Aufklärung des Publikums durch die Medien. Sie meinten, dadurch kauft man die Inhalte auch wieder. Wäre das eine Lösung für die aktuelle schwache finanzielle Situation?

Ja, in einem gewissen Sinn sicher. Es ist nicht die einzige Antwort.

Was wären andere Antworten?

Meines Erachtens, dass die Qualität der Produkte einfach verbessert wird. Das kriege ich nur hin, indem ich bereit bin in Redaktionen zu investieren, in die Weiterbildung. Indem ich bereit bin, stärker noch als es jetzt der Fall ist, auch über den nationalen Raum hinaus in Rechercheoperationen zu gehen. Wir leben seit Jahrzehnten in der Europäischen Union und haben nach wie vor überwiegend nationale Medien mit einem überwiegend nationalen Blick auf die Verhältnisse in Europa. Das finde ich nicht angemessen. Es muss uns mehr interessieren, was sonst in Europa passiert. Und nicht nur dort, wo irgendwo gerade eine Krise stattfindet. Das braucht neben dem krisenorientierten Journalismus, der eh immer sein wird, weil dafür sorgen einfach die Nachrichtenwerte und Nachrichtenfaktoren, auch ein gerüttelt Maß an kritischem, aber konstruktivem Journalismus. Investigativer Journalismus ist durchaus auch verbindbar mit dem Konzept des konstruktiven Journalismus, weil der heißt ja nicht, die Welt

schöner zu zeichnen als sie ist, sondern sie so kritisch zu zeichnen, wie sie sich auf Grund der Recherchen eben darstellt. Und dabei zu schauen, gibt es irgendwo so etwas wie ein Best-Practice-Beispiel, hat irgendein Land oder irgendeine Stadt schon darauf eine Antwort gefunden, die man dann eben ausrecherchiert und sagt, okay das Problem das wir jetzt in vielen Großstädten haben ist folgendes, das ergeben die Recherchen und wir sind im Zuge der Recherchen aber auch auf Beispiele gestoßen, die zeigen, dass es anders geht. Wodurch man Lösungen findet. Das braucht auch einen gewissen Mut, weil alle wollen sich durch PR besonders gut darstellen, wir sind die Guten. Und wenn es dann tatsächlich Gute gibt, die sich nicht nur in der PR als solche verkaufen wollen, dann muss ich das auch journalistisch sagen dürfen. Ich soll es auch sagen. Weil die Gefahr besteht in einer Situation, wie wir sie jetzt haben, wo Kräfte stärker geworden sind, die in der Demokratie nicht die optimale Gesellschaftsform sehen, sondern die neue, autoritäre Formen sehen, um bestimmte Probleme zu einer Lösung zu führen, wie sie dann einzelnen Gruppen passen, ohne auf einen demokratischen Konsens zu kommen, dass der Journalismus unabsichtlich jenen Gruppen in die Hände spielt, die sagen, naja man sieht ja wohin man mit demokratischen Verhältnissen gekommen ist. Denn der Journalismus ist in der Regel das erste Opfer bei autoritär werdenden Verhältnissen. Da sollte sich der Journalismus historisch bewusst sein. Das zeigen alle politischen Ereignisse in der Geschichte, dass es da kein Entrinnen gibt, da ist dann Schluss mit Journalismus, wie man ihn versteht und machen will. Da wird man zum Spielball der Mächtigen.

Anders gefragt, zahlt sich der investigative Journalismus finanziell aus? Gibt es österreichische Beispiele, wo investigative Beiträge in Medien zu positiven Effekten – mehr Leser, mehr Abos, mehr Verkaufszahlen, mehr Ansehen für das Medium – geführt haben?

Das ist eine ganz, ganz schwierige Frage, erstens, weil sich die österreichischen Verlage bei ökonomischen Fragen so gut wie nicht in die Karten blicken lassen. Als vor 20 Jahren der Kollege, Peter Bruck ein öffentlich finanziertes Projekt gemacht hat, zu Ökonomie und Zukunft der Tageszeitungen in Österreich, hat er ein langes wehklagendes Lied singen können über die Rahmenbedingungen so eine Forschung machen zu können. Es gibt in Österreich kein Medienstatistikgesetz, wo bestimmte Grunddaten regelmäßig in der Medienbranche erhoben werden, auf derer Basis so eine Frage möglicherweise beantwortbar ist. Wenn man in der Forschung dann hergehen und schauen würde, in welchen Phasen hat etwa das *Profil* besonders viel investigativen Journalismus geleistet, und sind das auch jene Phasen, die in der Folge eine Auflagensteigerung bedeutet haben. Dann kommt noch hinzu, dass andere Faktoren eine Rolle spielen können, etwa was alle Medienmanager immer wieder sagen, dass in krisenhaften Zeiten der Zuspruch zu qualitativ hochwertiger Information zunimmt. Dass das Publikum doch weiß, wo man sich am besten informiert.

Kann man hier schon vom Trump-Effekt sprechen?

Der Trump-Effekt ist noch etwas komplexer. Gemeint ist, dort wo Kriege begonnen werden. Vor allem Menschen, die dann auf verschiedenen internationalen Märkten, entweder engagiert sind oder investiert haben oder an der Börse mit internationalen Anleihen arbeiten, die wollen dann wissen, was heißt das jetzt, wenn der nächste Krieg im Irak oder Syrien ausbricht, hat das Einfluss auf mich. Zunächst geht es darum, zu wissen, was dort tatsächlich los ist. Das wird natürlich durch Boulevardmedien in aller

Regel nicht geleistet, weil dort die Auslandsberichterstattung meistens unterm Hund ist. Daher brauche ich dann qualitativere Medien. Je näher solche Auseinandersetzungen zum eigenen Land kommen, desto stärker spielen diese Faktoren eine Rolle, muss ich vorsorgen, etwas tun. Es kann auch in negativer Hinsicht passieren, wenn man sich den *Brexit* in Großbritannien ansieht, wo sich hunderttausende ihre Keller mit Konserven vollstopfen und so.

Das heißt, die Frage der Erfolgsmessung ist komplex, weil mehrere Faktoren eine Rolle spielen. Überall dort, wo ich ein paar Faktoren isolieren kann in der Forschung, geht es ein Stück leichter. Wenn es ein Zeitraum ist, der nicht durch Krise, Kriege oder ökonomische Verunsicherung geprägt ist und sich der investigative Journalismus beispielsweise mit der sexuellen Gewalt in Organisationen, wo Minderjährige missbraucht werden durch Aufsichts- und Vertrauenspersonen, befasst. Wie wir die Debatten um die katholische Kirche oder Jugendheime hatten. Dann ließe es sich überprüfen. Aber dafür müsste ein Verlag seine Einnahmen offenlegen bzw. sagen wie sich die Auflagen entwickelt haben. Natürlich kann man die Media Analyse hernehmen, aber die hat einen sozial erwünschten Faktor, misst auch jene, die indirekt ein Medium in Anspruch genommen haben. Die Branche müsste einfach offener sein. Dann ließe sich die Frage beantworten.

Vielleicht lässt sich das Ansehen eher messen?

Es ließe sich zum Beispiel daran bemessen, ob die Zahl der Journalistenpreise, die investigativen Journalismus auszeichnen, zugenommen haben. Da kann ich sagen, ja sicher, aber es haben insgesamt die Journalistenpreise enorm zugenommen. Und dann ist die Frage, ob die Zunahme auch der Preise, die explizit investigativen Journalismus auszeichnen, oder die, die es schon länger gegeben hat und dann in bestimmten Zeitphasen immer mehr investigativ arbeitende Journalisten auszeichnen. Ist zunächst eine Frage, der Selbstreferenzialität der Branche, weil in fast allen Juries sitzen wiederum fast nur Journalisten, daher ist es eine Frage des Ansehens innerhalb der Berufsgruppe und sagt noch überhaupt nichts über das Publikum aus. Es sitzen in so gut wie keinem Journalistenpreis Vertreter des Publikums drinnen. Gelegentlich sitzt ein Interessensvertreter drinnen, besonders die für PR-Zwecke dienen. Manchmal sitzt auch ein Wissenschaftler dabei, aber das ist alles sehr überschaubar.

Man kann es also nur umgekehrt sagen, dass der investigative Journalismus in Krisenzeiten zunimmt? Dazu gibt es ja schon Studien.

Wir haben über einen Punkt noch nicht gesprochen, woran es auch liegt. Es ist auch ein Generationenproblem, das mit historischen Erfahrungen verknüpft ist. Wenn wir an die früheste Zeit des investigativen Journalismus denken, Ende des 19. Jahrhunderts, wo die ersten großen Sozialreportagen und Einschleichreportagen geschrieben wurden. Dann hat das mit neuen Formierungen zu tun, es entsteht die Sozialdemokratie. Es ist eine Form des Aufdeckens von Verhältnissen, um die sich die etablierte Publizistik nicht gekümmert hat. Wobei manche Sozialreporter auch aus dem Bürgertum kamen. Das Ende kam durch den Krieg. Weil die Vertreter des investigativen Journalismus umgebracht oder vertrieben wurden. Ein ganz kleiner Teil kam nach dem Krieg wieder aus dem Exil zurück. Aber es war eine Minorität.

Erst die nächste Generation und teils die übernächste Generation im Journalismus hat begonnen sich mit der Frage der Verantwortung und was wurde uns vorenthalten zu beschäftigen. Damit setzte sich die Studierendenbewegung auseinander, inklusive der

beginnenden dritten Feminismusbewegung, die es im Journalismus nicht einfach hatte, der ist Anfang der 70er immer noch männlich dominiert. Der Anteil lag bei 15 Prozent Frauen, die kaum in der Politik zuständig waren.

Es hängt also von den historischen Erfahrungen ab und was die Geschichte mit den Berufsgruppen gemacht hat. Und was die Berufsgruppe in der Geschichte getan hat. Wobei es auch mehr Gruppierungen gab. Du hast die Gruppe, die durch ihr Fehlen nicht wirken konnte und die, die durch ihr Dauerwirken nicht prädestiniert waren investigativ zu sein, weil sie so stark sozialisiert waren, dass ihre Aufgabe als Journalist eher eine dienende gegenüber der Herrschaft war. Die hätten natürlich den Missbrauch, den sie erfahren haben während der NS-Herrschaft und vorher des austrofaschistischen Ständestaats, reflektieren können nach 45 und sagen, das passiert uns jetzt nicht mehr. Wir wollen Journalisten sein und nicht Erfüllungsgehilfen der Politik.

Wenn man den Gedanken weiterspinn, wie sieht das heute aus?

Ich glaube, dass wir heute eine Generation haben, die über die Bedeutung und die Rolle, die Journalismus in der demokratischen Gesellschaft spielt, nachdenkt und darüber auch reflektiert. Aber sie tut es intern. Ein bisschen in der Publizistik, bei Podiumsveranstaltungen. Man tut es aber nicht für ein breiteres Publikum. Außer es gab einen journalistischen Skandal, wo dann zum Beispiel ein *Club2* gemacht wurde. Leider hat der ORF kein Medienmagazin. In den privatwirtschaftlichen Printmedien sind die Ausgaben für die Branche geschrieben. Special interest. Weil sie das Grundsätzliche nicht Thema machen.

Würden Sie sagen, dass durch die Überwindung der alten Generationen der investigative Journalismus heute wieder aufblühend ist?

Ja, wir reden zumindest über den investigativen Journalismus deswegen, weil der Journalismus generell in mehrere Krisen gekommen ist.

Kann der investigative Journalismus dadurch einen positiven Einfluss auf die Branche haben?

Ich bin überzeugt, ja. Ich bin nicht überzeugt davon, dass die Verleger- und Eigentümerentscheidungen das auch so sehen. Wir haben auf der anderen Seite die Tendenzen genauso zum Roboterjournalismus. Wie kann man den journalistischen Output ohne Personal nach oben treiben? Um das nicht falsch zu verstehen, investigativer Journalismus ohne den Einsatz von Computerprogrammen ist nicht zeitgemäß. Aber dass die Computerprogramme dann die Texte schreiben und die Journalisten die Hilfskräfte sind, die die Daten aufbereiten und daraus werden dann standardisierte Meldungen, so gut wird in absehbarer Zeit kein Computerprogramm sein können, um die Komplexität verschiedener Geschichten, die durch investigativen Journalismus recherchiert und geschrieben werden, leistbar sind.

Wie glauben Sie wird sich der investigative Journalismus in Österreich in Zukunft entwickeln?

Ich bin ja absichtlich mehr mit der Geschichte beschäftigt, um diesen wiederkehrenden Fragen nach der Zukunft zu entgehen. Aber die Frage ist, gibt uns die Geschichte Antworten darauf, wie es wahrscheinlich sein wird. Vielleicht die, dass wir sehen müssen, dass für die Journalismus-Entwicklung immer mehrere Faktoren eine Rolle

spielen, die zusammentreffen müssen, damit es etwa zu einer Blüte des investigativen Journalismus kommt.

Sehen Sie dieses Zusammenkommen von Faktoren gerade?

Ich glaube, dass es auf der inhaltlichen Ebene vernachlässigte Themen gab, die durch die herrschenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse verursacht wurden. Die durch die Art und Weise wieder personell organisiert war und auch auf ein Publikum ausgerichtet war. Heute ist schon viel an Potential drinnen. Ich würde sagen, zum Beispiel in einem Bereich, der noch wenig ausgelotet ist, mit welchen Herausforderungen wir durch die Diversität in der Gesellschaft konfrontiert sind. Ich glaube, wenn ich mir die Redaktionen anschau, haben wenige erkannt, dass sie etwas tun müssen, um bunter zu werden. Der investigative Journalismus hat auch damit zu tun, dass ich dort kluge Köpfe habe, die die Sensoren für das entwickelt haben, was da irgendwo passiert, aber nicht fassbar ist, was gut verdeckt wird, durch ein Übermaß an PR oder politischer Macht. Heute haben wir auf jeden Fall ein Übermaß an PR, das heißt investigativer Journalismus ist schon einmal gut beraten zu schauen, wer macht am meisten PR, dort ist wahrscheinlich auch der meiste Dreck dahinter. Das ist eine einfache Weisheit: außen hui, innen pfui. Die etwas zu verbergen haben lenken auf andere ab, oder stellen sich ins glänzende Licht, obwohl die Verhältnisse hinter bei grauenvoll sind. Das wäre eine Arbeitsthese. Zum Teil wird es ja gemacht, zum Beispiel bei den Traumschiffreisen und den dort vorherrschenden Arbeitsverhältnissen, das ist Alptraumartig. Das ist wie Tag und Nacht. Und wahrscheinlich gibt es etliche Bereiche, wo man das tun sollte.

Dann geht es um die strukturelle Ebene. Zum Beispiel ist die Frage, was wenig bis gar nicht im investigativen Journalismus zurzeit behandelt wird, obwohl sich das auch schon hier in Europa deutlich ausweitet und in den USA schon sehr viel früher, ist das was an Litigation-PR betrieben wird. In Zusammenhang mit Kriminalfällen, wo es um Wirtschaftskriminalität oder Kapitalverbrechen, wo solche involviert sind, die sich Litigation-PR leisten können. Die zentrale Frage dahinter ist, hat das nicht schon dazu geführt, dass wir eine Klassenjustiz, eine rassistische Justiz haben, die allerdings nicht rassistisch sein will. Es ist nicht das Problem, dass eine Richterin oder ein Untersuchungsrichter in seiner Haltung rassistisch ist, sondern, ob er sich den Medien komplett entziehen kann. Und wenn ich dann sehe, zu welchen Tätern zweiseitige Interviews erscheinen und zu welchen Tätern nichts, und das in Beziehung zu den Urteilen setze, wäre das auch einmal eine spannende Reportage.

Der Fall, wo ein Mann, mit ungeklärter Aufenthaltsgenehmigung, eine Frau mit einer Eisenstange am Brunnenmarkt totgeschlagen hat, war lange in den Medien. Zwei Wochen davor hat es in Leonding bei Linz einen ca. 50-jährigen Ingenieur gegeben, der ein Pensionistenpaar aus der Nachbarschaft mit einer Eisenstange umgebracht hat. Über den erschien in der *Kronen Zeitung* eine Doppelseite zu den Hintergründen und Umständen. Man hat Verständnis geheischt. Das Interessante ist, es gab im Journalismus kein einziges Mal eine Bezugnahme zu den zwei Fällen. Der Journalismus hat sich unterschiedlich instrumentalisieren lassen. Durch den Anwalt, vielleicht Geld. Über den anderen Mann hätte es sicher keine Doppelseite in der *Krone* gegeben. Die Frage ist, wie sehr sind sich die Richterinnen und Richter darüber bewusst, was in den Medien abgeht. Besonders, wenn es ein Schöffengericht gibt. Mittlerweile wird über Litigation-PR am Juridikum unterrichtet.

Investigativer Journalismus müsste sich die Klassenjustiz anschauen. Nur das Problem ist, viele Journalisten leben von den guten Kontakten zu den Richtern, zu Untersuchungsrichtern, von denen sie die Unterlagen bekommen. Scheißt ins eigene Nest? Na. Aber es müssen ja nicht immer die gleichen machen.

Noch einmal kurz zur Geschichte. In der Literatur wird der Anfang des Investigativen in Österreich gern mit der Sozialreportage begonnen. Streng genommen gibt es hier aber Unterschiede in den Arten der Berichterstattung. Sie haben schon einmal Egon Erwin Kisch als Verzweigung der beiden Formen genannt. Wieso?

So viel ich über Kisch kenne, war er nicht nur ein Sozialreporter, sondern er ist durch gezielte Recherche, Befragung verschiedenster Personen, die man sonst im Journalismus nicht dazu befragt, auf Informationen gekommen, die den Stellenwert dieses journalistischen Produktes deutlich erhöht haben. Dadurch, dass er sich mit mutigen und ungewöhnlichen Reportagen einen Namen gemacht hat, ist er in diese Position gekommen, wo investigativer Journalismus ein Stück leichter wird, weil dir Sachen gesteckt und Geschichten erzählt werden. Du musst nicht mehr nur selber suchen. Verbunden mit dem was ich vorher gesagt habe, darauf darf man sich nicht, auch als erfahrener, bekannter Journalist oder Journalistin beschränken. Die Geschichten, die man bringt, sind wieder eine Normierung des Rahmens, welche Geschichten an die Öffentlichkeit kommen. Wenn ich nie eine Geschichte schreibe, die die Leser betreffen, werden sie auch nicht zu mir kommen und mir Informationen geben. Deswegen braucht es andere Strategien, das intensive Nachdenken, wo Probleme liegen könnten, über die keiner redet. Beispiel dafür sind die ehemaligen Zöglinge, die sexuell missbraucht wurden. Die Frage ist, erzählen sie noch ihre Geschichte einem Journalisten, nachdem ihnen alle in der Umgebung gesagt haben, dass sie dran selber schuld sind? Sie gingen erst, als die Geschichte im *Basta* über den Pater Groer publiziert wurde. Die Betroffenen wurden allerdings anfangs wieder nicht gehört, aus Angst, dass die Zeitschrift dann medial tot sei.

Noch einmal zum Unterschied Sozialreportage und investigativer Journalismus...

Ich kann eine Sozialreportage machen, die nichts Investigatives an sich hat. Wenn das Thema schon länger auf dem Tisch ist, mit verschiedenen Zahlen durchdiskutiert wurde, zum Beispiel alleinerziehende Eltern. Dann suche ich mir einen neuen Einzelfall, wobei er nicht immer neu sein muss, und gehe einfach hin und begleite eine Woche die Familie. Klassische Sozialreportage. Innovativ im Sinne von investigativ, ist das nicht. Sie kann investigativ werden, wenn etwas zu Tage tritt, was bisher überhaupt nicht in der Debatte vorgekommen ist. Ist nicht auszuschließen.

Aber die Unterscheidung ist schon wichtig?

Ja, schon. Sonst wäre am Ende ja jede Reportage eine investigative Geschichte. Nur, weil ich mich mit sozialen Verhältnissen beschäftige, wird sie noch nicht investigativ. Außer sie geht in einen Bereich, in den bis jetzt niemand journalistisch hineingegangen ist, dann habe ich die Innovation und rühre an einem Thema, das bis jetzt vermieden worden ist, seitens der Medien, der Politik, der Wissenschaft, auf das auch noch keine NGO den Finger gelegt hat.

Dann ist es investigativ?

Ja, dann ist es für mich investigativ. Und ich glaube, es ist auch dort investigativ, wo eine NGO oder jemand eine Frage formuliert und sagt, wir sollten uns das einmal anschauen, ob es da nicht Zusammenhänge gibt mit dem oder dem. Und dann gehe ich her und recherchiere das, da ist die Methode relativ egal. Weil meist ist es so, dass die Politik eine Initiative ergreift, und den Redaktionen einzelne Fälle anbietet, die sie schon vorrecherchiert haben, die werden noch ein bisschen nachrecherchiert und dann erscheinen sie. Die können völlig neu sein, aber die Initiative ist von einer Seite gekommen, die damit ein ganz klares Interesse vertritt.

Deswegen ist immer die Frage, habe ich einen Partner an meiner Seite, der mich unterstützt. Das wäre so, mich füttert die Partei X mit Material, wie im letzten Wahlkampf, wo die ÖVP hergeht und zwei Journalisten, einem vom *Profil* und einem von der *Presse* einen USB-Stick über die ganzen Dinge zur Causa Silberstein gibt. Und die verkaufen das als investigative Geschichte. Nicht, dass man die Geschichte nicht machen kann, aber das mindeste wäre, dass ich sage, wir haben das aus der ÖVP-Ecke bekommen, ohne Namen zu nennen. Aber man muss sich doch klar sein, von wem man da funktionalisiert worden ist. Etliche dieser Geschichten entstehen so. Da braucht es ein bisschen mehr Ehrlichkeit. Für den Leser einer investigativen Recherche ist das durchaus eine wichtige Information. Damit ich weiß, woher der Wind weht. Und es ist wichtig die andere Seite auch zu berücksichtigen. Man ist nämlich nicht gleichzeitig hergegangen und hat gesagt, Moment, es gibt auch die Anti-Kern-Seiten. Das hat einer gemacht, der bei der Agentur Digital Officer war, die quasi nur Aufträge von der ÖVP bekommen hat. Das ist dann erst später aufgefliegen. Der hat sich geweigert sein Kreditkarten-Konto offenzulegen, weil er gesagt hat, dass er alles aus der privaten Kasse gezahlt hat. Das kann eh sein, aber wenn er es nicht offenlegt... Und vor allem, wenn man nicht gleichzeitig im Journalismus hergeht und fragt, wer hat die Anti-Kurz-Seiten gemacht, das hat uns aber genauso zu interessieren auf der anderen Seite. Und uns ist das durch ein Missgeschick im Wahlkampf, die in der SPÖ in die Hände gefallen, weil die Dolmetscherin sauer war, weil sie ihren Job verloren hat und das im Journalismus verkaufen gegangen ist. Die hätte gleich zum Journalismus gehen können. Und dann ist die Frage, wie viel hat die ÖVP der gezahlt. Ich glaube nicht, dass der investigative Journalismus Angst haben muss, dass er dann keine Geschichten mehr bekommt. Klar, muss ich das Redaktionsgeheimnis beachten, aber ich kann sagen aus welcher Ecke es kommt. Wenn die investigativen Journalisten das unter sich so ausmachen, dann kommen die Leute trotzdem mit den Informationen. Es ist in jedem Wahlkampf die Aufgabe des investigativen Journalismus zu schauen, wo läuft Dirty Campaigning und kann man das irgendwie aufdecken. Das gehört zu einer der vornehmen Aufgaben.

Wie würden Sie den Einfluss der USA auf den österreichischen Journalismus einschätzen – früher und heute? Am Ende des Krieges gab es klaren Einfluss durch die Alliierten. Aber kann man sagen, die USA waren Vorbild für den Investigativen?

Ich bin mir nicht sicher, ob man das für die Generation der Muckraker so genau sagen kann. Ich kenne keine Studie, die sich mit der Frage beschäftigt, ob es Verbindungslinien gibt. Es hat ein Werk gegeben von Emil Dofifat. Der hat sich gar nicht mit den Muckrakers beschäftigt, sondern kritisch mit der Amerikanisierung

auseinandergesetzt. In den 1930er Jahren war man schon interessiert, was sich dort drüben abspielt. Das Exchange-Programm Ende der 1940er Jahre ist klar.

Kann man heute noch von einem Einfluss sprechen?

Definitiv, ja. Dort wo es sehr stark in Europa, in Deutschland, in Österreich zu Diskussionen gekommen ist, das war sicher die Watergate-Geschichte. Die war stilbildend und eine Bestärkung des Bewusstseins, dass es notwendig ist, hier in Europa, wo der investigative Journalismus in den 70er Jahren wieder eine Blüte erlebt hat. In der Redaktion gab es bis dahin eher den konservativen Blick, wo investigativer Journalismus zum Teil als unanständig, mit unseriösen Mitteln arbeitend gesehen wurde. Da war so ein Paradefall, wie Watergate natürlich super. In der Folge sind die verschiedenen investigativen Recherche-Teams ein Stück Vorbild gewesen und es ist auch zu einem intensiveren Austausch gekommen. Zwischen Deutschland, *Netzwerk Recherche* usw. Da sind wir dann schon in den späten 80er und 90er Jahren. An dem hat immer auch der österreichische investigative Journalismus partizipiert. Weil in Österreich sind die Journalismus-Zeitschriften erst etwas später auf die Welt gekommen. Daher hat man sich das eher in der deutschen Debatte angeschaut.

Ist dann Deutschland Vorbild?

In gewissem Sinn sicher. Wallraff war für diese Sozialreporter, wie den Hans Peter Martin am Anfang oder Hans Grohmborg sicher Vorbild. Bei Wallraff war auch sehr stark die Auseinandersetzung mit dem Boulevardjournalismus wichtig, als Hans Esser bei *Bild*, weil es hier in Österreich in den frühen 70er Jahren drohte, dass es zu einer Boulevardhochzeit kommt zwischen *Krone* und *Kurier*. Da schaute man dann, wie man Argumente sammelt für den neuen kritischen Journalismus. Der beginnt schon in den 60er Jahren. Allerdings gibt es da noch kein *Profil*. Ein bisschen was ist im *Kurier*, der sicher auch geprägt war durch die Erfahrungen des Hugo Portisch in Amerika in den späten 1940er Jahren, wo es um die Haltung gegangen ist, was ist unsere Rolle gegenüber der Politik. Der hat einmal eine Szene geschildert, wo er im Zuge dieser Ausbildung in einer großen US-Stadt zu einem Bürgermeister eingeladen gewesen und der Bürgermeister hat sich verspätet und ihr Journalismus-Lehrer hat sich an den Tisch des Bürgermeisters gesetzt und hat in den Unterlagen, die am Tisch gelegen sind, angefangen Sachen nachzuschauen. Als der Bürgermeister gekommen ist hat der Journalist ihn gefragt, schauen Sie, diese Zuschrift von sowieso, die da liegt, die haben wir auch bekommen, was gedenken Sie zu tun? Den österreichischen Journalisten ist das Ladel runtergefallen. Die Vorstellung, dass das ein österreichischer Journalist beim Wiener Bürgermeister macht, ist undenkbar. Da hätte sich nicht einmal wer hin greifen getraut auf die Unterlagen. Die Geschichte ging dann noch weiter. Der Journalist hat gesagt, Herr Bürgermeister wir beobachten das, sie haben gesagt, sie haben eine Lösung, wir berichten noch nicht darüber, aber wenn die Lösung nicht kommt, berichten wir darüber. Klassisch public watchdog.

Überraschend ist, dass die Briten nie zum Vorbild für investigativen Journalismus geworden sind. Das hat damit zu tun, dass die Briten einfach nicht die Ressourcen, wie die Amerikaner hatten. Durch die Bombardierung der Deutschen und den Krieg. Dasselbe gilt für den französischen Journalismus. Sie waren Vorbild für den öffentlichen Rundfunk, mit der *BBC*. Wodurch in Österreich und Deutschland nach 1945 dann ein öffentlich-rechtlicher Rundfunk aufgebaut worden ist. Die Briten haben

durchaus investigativen Journalismus, auch im Boulevard. Wo sie aber die Grenzen der Privatsphäre deutlich weiter überschreiten als hierzulande.

Das System mit der Trennung zwischen Rechercheur und Schreiber aus den USA hat man hier auch nicht übernommen?

Diese Rollentrennung ist nicht übernommen worden. Die Rolle des Reporters und des Desk Redakteurs, die gibt es heute bei manchen deutschen Magazinen ein bisschen, beim *Spiegel*.

Sorgt die Trennung für Qualität im Journalismus?

Aus heutiger Perspektive, ja. Weil verschiedene Machenschaften durch charakterschwache Personen eher aufgedeckt werden. Aber auch der amerikanische Journalismus ist trotz dieser vielen Instanzen auch nicht immer fehlerfrei geblieben. Weil eine Plausibilitätsprüfung auch eine Vorurteilsprüfung ist und wenn beide die gleichen Vorurteile haben, dann geht die Geschichte durch. Daher ist die Frage, welches ist das bessere System? Das amerikanische hat schon einiges für sich. Das andere, womit aber auch das amerikanische System ein Stück Schiffbruch erlebt hat, darauf sind sie aber erst in den 60er Jahren draufgestoßen, dass sie natürlich auch Teil des Rassismus geworden sind. Als es durch die Anti-Rassismus Bewegung zum Umdenken gekommen ist. Die Medien haben bis dahin auch nur aus der Sicht der Weißen berichtet. Das hat dann etliche Jahre später zu einem Monitoring geführt. Die jedes Jahr ausschildern wie viel Minderheiten sie in den Redaktionen haben. Mit der Zielsetzung, dass es eine ähnliche Zusammensetzung wie in der Gesellschaft gibt. Haben sie nicht geschafft, aber es kam zu einer Vielfalt.

Es ist immer die Frage, ob sich ein Mediensystem seiner Schwachstellen bewusst ist. In Österreich wird es zum Beispiel schwierig sein in den verschiedenen türkischen Communities zu den Parallelgesellschaften zu recherchieren. Hast du jemanden in deiner Redaktion aus der türkischen Community, wird das wahrscheinlich leichter fallen. Da geht es weniger um die Sprache, sondern um das Vertrauen. Da stellt sich die Frage, ob ich im investigativen Journalismus auch mit all diesen Sensoren ausgestattet bin. Das fängt bei der Gender-Geschichte an. Wenn nur Männer investigativ tätig wären, würde ich mir Sorgen machen. Wenn man nicht schaut, dass der Zugang zum Journalismus möglichst breit ist, dann verliert man irgendwann die Bodenhaftung als Medium. Da ist dann wieder die Frage, welche Themen man berichtet, was man für wichtig empfindet. Das ist immer eine individuelle Frage.

Vielen Dank.

Das Interview fand am 19. Februar 2019 via Face Time statt.

Lauren Seywald: Ich weiß, Sie haben die Frage schon öfter beantwortet, aber was verstehen Sie generell unter investigativem Journalismus?

Florian Klenk: Das ist der Journalismus, der versucht jene Tatsachen ans Licht zu bringen, von denen die Betroffenen nicht wollen, dass sie veröffentlicht werden. Erster Teil. Und zum zweiten Teil ist es die Vernetzung von Informationen, die Verbindung und die Analyse von offengelegter Information, die dahinter ein Bigger Picture malt. Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Wenn ein Lastwagen ein Kind überfährt, dann ist das eine Daily News Nachricht. Wenn ich aber herausfinde, dass in Wien in den letzten 10 Jahren Hausnummer 20 Kinder von Lastwägen umgeführt wurden und diese Kinder immer von rechts abbiegenden Lastwägen erwischt wurden, weil die Lastwägen dort einen toten Winkel haben, kann ich nur durch die Analyse offener Information investigativ herausfinden, dass diese Lastwägen offensichtlich technisch schlecht ausgestattet sind und die Politik jetzt das Säumnis hat. Also der klassische Daily News Report wäre: Kind wurde von Lastwagen zusammengeführt. Der Investigative würde sagen: Warum wird das Kind vom Lastwagen zusammengeführt – steckt dahinter ein Missstand, braucht es eine neue Gesetzgebung?

Da gibt's ein sehr schönes Zitat von Hugo de Burgh, ein britischer Kommunikationswissenschaftler, der gesagt hat, »Investigativer Journalismus ist ein grober Entwurf, der zu erlassenden Gesetze«. Eine sehr schöne Definition, wenn man sagt, Journalismus ist ein grober Entwurf der Geschichte, also das was die Historiker später einmal nachlesen werden. Dann ist der investigative Journalismus ein grober Entwurf der zu erlassenden Gesetze. Also welchen Regelungsbedarf braucht es, wo wird etwas nicht verboten, oder wo wird etwas verboten, was eigentlich nicht verboten werden soll, wo brauchen wir gesetzliche Maßnahmen, wo ist die Verantwortung der Politiker oder der Wirtschaftsleute nicht in der Weise eingehalten worden, wie wir uns das wünschen? So würde ich das definieren.

Da schwingt eine gewisse Form von Aktionismus mit...

Naja letztlich ist jede Form von Journalismus eine Aktion. Ich weiß, wo die Frage hinzielt, nämlich auf das berühmte Zitat vom Hajo Friedrichs, »Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache.« Damit hat er gemeint, man soll nicht Partei ergreifen, nicht Mitglied werden von Parteien und dann über sie schreiben. Der Journalist soll Distanz wahren. Carl Bernstein hat es mit den Worten formuliert der investigative Journalismus soll »the best obtainable version of the truth« sein.

Aber natürlich will Journalismus eine Aktion der Politik erreichen. Ja, warum tun wir denn den Job? Warum beschreiben wir Misshandlungen in Gefängnissen, warum schreiben wir über Folter in Abu Ghraib? Warum schreiben wir über Öl-Katastrophen in Nigeria, begangen durch Shell? Warum recherchieren wir über die Panama Papers? Das tun wir ja nicht, weil wir wertneutral am Straßenrand stehen und sagen, wir beschreiben das jetzt mal. Sondern, weil es unser gesellschaftspolitisches Anliegen ist, die Welt zu reformieren. Aber bei der Arbeit, die wir tun, dürfen wir nicht aktivistisch sein, im Sinne von *Greenpeace* oder *Amnesty*-Aktivisten – und da verschwimmen manchmal die Grenzen. Ich glaube aber, dass der investigative Journalismus sehr oft

ein subjektives Ziel vor Augen hat. Ganz allgemein, muss das Ziel sein, to keep the responsible. Also die, die Macht, das Steuergeld haben in die Verantwortung zu holen. Und ich glaube, das ist nichts Verwerfliches. Es ist der Grund, warum die Pressefreiheit ein Verfassungsrecht ist und warum es ein Redaktionsgeheimnis gibt. Weil der Staat natürlich davon ausgeht, dass die Presse nicht nur berichtet, was der Politiker ins Mikro redet, sondern die Presse hat eine öffentliche Kontrollfunktion – kann sie haben, muss sie nicht haben, ist nicht konstitutiv. Es gibt auch Presse, die hat keine Kontrollfunktion. Wenn ich über ein Fußballmatch berichte, dann ist das genauso Presse und steht genauso unter dem Schutz der Menschenrechtskonvention. Aber diesen Journalismus, von dem ich spreche, dieser kontrollierende, nachprüfende, der versucht, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, der hat natürlich einen aktivistischen Moment. Was aber nicht heißt, wenn investigative Journalisten zu einem Ergebnis kommen, das ihrer Werthaltung nicht entspricht, dass sie das verschweigen sollen. Ganz im Gegenteil. Dem Armin Wolf hat man oft vorgeworfen, er agiere wie ein Staatsanwalt. Ich finde daran nichts ehrenrühriges, weil ein Staatsanwalt alles hervorzubringen hat, was für und gegen den Beschuldigten spricht. Und so ist es auch mit einem guten Journalisten. Alles vorzubringen. Und da darf er aktivistisch nicht einfach etwas weglassen.

Wie verhält es sich derzeit mit dem investigativen Journalismus in Österreich? In Ihrem Beitrag in dem Buch *Zivilcourage* schreiben Sie davon, dass die investigative mutige Reportage in Österreich tot ist. Im Vorjahr haben Sie von einer Hochblüte gesprochen? Wie sehen Sie die derzeitige Situation?

Es hat sich einiges entwickelt. Es hat eine gewisse Professionalisierung stattgefunden. Generell im journalistischen Beruf. Durch die Fachhochschulen. Das hat es früher ja nicht gegeben, da sind die meisten Leute on the job ausgebildet worden. Und seit etwa 15/ 14 Jahren gibt es die Bemühungen den journalistischen Beruf als eigenes Handwerk zu erlernen. Und es gibt gleichzeitig eine weltweite Vernetzung investigativer Journalistinnen und Journalisten, von *ICIJ* angefangen bis zu *Krautreporter* und *Correctiv* in Deutschland.

Gibt's da was Vergleichendes in Österreich?

Nein, also so eine Plattform wie *Netzwerk Recherche* in Deutschland haben die Österreicher noch nicht gegründet. Ich hoffe, dass es irgendwann passiert. Es gibt schon auf Medientagen immer wieder zarte Versuche. *Dossier* hat probiert da ein bisschen etwas zu leisten. Aber es ist nach wie vor das Business einzelner Verlagshäuser, die damit Leser gewinnen wollen. Und jetzt sind wir in diesem schwierigen Bereich, wo sich die Frage stellt, wie sehr sollen die Kolleginnen und Kollegen kooperieren. Wir haben das ja gemacht mit dem ORF oder hin und wieder mit internationalen Medien. Gleichzeitig leben natürlich die Medien davon, dass sie gewisse Informationen als erstes haben, dass sie Breaking News produzieren, weil das halt für Reichweite sorgt. Da soll man sich nichts vormachen. Letztlich müssen Medien auch verkauft werden und der Journalist muss auch irgendwie finanziert werden. Und ich bin nach wie vor ein großer Anhänger dieses ganz klassischen Finanzierungsmodells, das sagt, wir verkaufen Copies unserer Zeitung und Abonnements und wir haben ein Inseratengeschäft. Ich bin bei diesem Mäzen getriebenen Journalismus etwas skeptisch. Weil siehe Mateschitz. Wenn's dem Mäzen

nicht passt, dann dreht er das Werkel halt ab. Also ich bin da eher ein Fan des breiten Finanzierungsrahmens.

Sie haben ja von einer Hochblüte des investigativen Journalismus gesprochen. Wie würden Sie die definieren?

Was ich damit meine, ist, es hat sich einerseits technisch wahnsinnig viel entwickelt. Man darf nicht vergessen, vor 10 oder 15 Jahren gab es kein *Facebook*, kein *YouTube*, keine sozialen Medien. Es gab keine Plattformen. Ich kann mich erinnern, ich war im Jahr 2007 – also vor 12 Jahren, da war ich bei der *Zeit*, da kam erst so richtig das PDF auf. Dass man Akten als PDF hatte. Da sind die Anwälte mit Blackberrys dagestanden, weil Smartphones hat es damals noch nicht gegeben, und haben mir PDFs geschickt. Ich habe damals über Guantanamo recherchiert. Ich war fasziniert, dass man Akten mit einem Knopfdruck jemandem schicken kann.

Also es hat sich technisch wahnsinnig viel entwickelt. Was historisch immer schon den investigativen Journalismus befördert hat. Zum Beispiel auch die Erfindung der Fotografie. Die hat um die Jahrhundertwende investigative Reporter befeuert, gerade in Wien. Emil Kläger, Max Winter. Ebenso die Erfindung des Kopiergeräts, wenn Sie sich anschauen *The Post*, der Film über die Katherine Graham und die Pentagon Papers. Wie konnten die Pentagon Papers zum Journalisten kommen? Weil es einen Kopierer gegeben hat. Das hätte man früher alles abschreiben müssen.

Vor 10/ 15 Jahren war es das PDF jetzt ist es das ganze Cloud-Computing, der Datenjournalismus, der es möglich macht, uns mit anderen Leuten in Sekunden zu vernetzen; Daten zu analysieren, auch international Zusammenhänge zu erkennen. Durch die technische Entwicklung, hat sich die Qualität der journalistischen Recherche verbessert. Siehe Panama Paper, da habe ich es selber erlebt, weil man sich auf Plattformen mit Kollegen aus aller Welt zusammentun und Wissen generieren kann. Da hat eine unglaubliche Revolution stattgefunden. Auch bei der Darstellung. Wir können heute die Inhalte viel besser darstellen, mit Interaktivem, mit kleinen Filmchen, mit Comics. Das hat es alles in dieser Form nicht gegeben. Wir haben den Fall Grasser als 10-minütigen Comic inszeniert, damit man verstehen kann, was da los ist. Das meine ich mit der Professionalisierung.

Wenn sie Alfred Worms Schriften lesen über den AKH-Skandal, das ist ein interessantes Buch. Der hat damals einfach noch die Akten des U-Ausschusses über das AKH abgedruckt, so wie heute Wikileaks. Das war damals schon ein Buch. Das würde heute so nicht mehr gehen, weil der U-Ausschuss seine Akten selber veröffentlicht. Auch die Politik hat sozusagen Anwendungen investigativ tätig zu werden. Auch Politiker oder Aktivisten können sich heute viel schneller an investigativen Methoden und Techniken bedienen, um ihre Sachen an uns heranzutragen. Siehe Peter Pilz oder jetzt bei den *NEOS* die Meisl-Reisinger. Da hat sich unglaublich viel getan.

Also würden Sie sagen, es sind heute mehr investigative Geschichten im Umlauf?

Ja, sicher. Weil es einfach viel mehr Akteure gibt, die auch unmittelbar posten und publizieren können. Das heißt nicht, dass sie alle besser sind. Es werden auch Nebelgranaten geworfen. Von Litigation-PR, von geschickten Manipulatoren, die so tun als würden sie dem Journalismus helfen, aber in Wirklichkeit die falsche Spur legen.

Würden Sie sagen, man spürt einen Trump-Effekt wie in Amerika auch bei uns in Österreich durch die neue Regierung?

Ich kann nur sagen, wir haben massive Abo-Steigerungen. Ich merke, es gibt ein gesteigertes Interesse an Journalismus. Das ist die eine Seite. Die andere ist, wir erleben eine totale Rückkehr der Partei-Propaganda in völlig neuem Gewand. Die Art und Weise wie Parteien heutzutage kommunizieren können ist atemberaubend revolutionär. Früher musste eine Partei einfach einen Journalisten haben, wie bei der *Kronen Zeitung*, um das Anliegen zu transportieren. Das hat sich geändert. Heute hat der Herr Strache 800.000 Fans auf Facebook, sowie der Herr Kurz. Soviel hatte die *Kronen Zeitung* Abonnenten. Das muss man sich mal vorstellen.

Auf der anderen Seite können auch wir, als kleines Medium, Leute über soziale Medien und schnellere Abo-Abschluss-Module erreichen, die früher den *Falter* nicht einmal gekannt hätten. Da tut sich viel, nennen Sie es den Trump-Effekt.

Es gibt mehr Angebot, mehr technische Möglichkeiten Artikel zu verbreiten. Früher musste ich mir den *Falter* kaufen, wenn ich ihn lesen wollte. Wie er begonnen hat, hat der *Falter* keine Webseite gehabt, wo Artikel draufgestanden sind. Heute kann jeder das E-Paper herunterladen am Dienstag. Jeder kann sich mit einem Tastendruck den *Falter* abonnieren, was früher auch schwerer war.

Aber auch der Herr Strache, der Herr Kurz oder die Frau Rendi-Wagner, oder wer auch immer, können ihre Messages viel zielgenauer über *Facebook* transportieren. Da sind die Rechten wesentlich vorne, die Linken und die liberalen Kräfte haben es einfach verschlafen. Man muss nur die *Facebook*-Postings zählen.

Wieso setzen Sie mit dem *Falter* auf den investigativen Journalismus? Wieso ist Ihnen das ein Anliegen?

Weil ich das Privileg, das der Journalismus hat, immer auch mit einer Verpflichtung der öffentlichen, privaten Kontrolle gesehen habe. Ich bin nicht so der Freund von dem Begriff der vierten Gewalt, das halte ich für vermessen. Aber ich habe ernsthaften Journalismus immer als etwas imminent Wichtiges empfunden. Mich hat das auch persönlich interessiert. Ich bin studierter Jurist, ich komme aus der Juristerei, ich war auf Gerichtsjahr und habe als Flüchtlingshelfer gearbeitet. Da habe ich die Bürokratie sehr intensiv kennen gelernt. Und gemerkt, wenn die Bürokratie keine Öffentlichkeit oder Gerichtsbarkeit hat, dann blühen dort einfach die Sumpfblüten. Der Scheinwerfer der Öffentlichkeit bewirkt sehr viel. Er kann auch negative Folgen haben. Vorverurteilung, mediale Hetze, Rangenthebungen. Das ist auch die Schattenseite der Öffentlichkeit.

Aber Sie schaffen das mit dem *Falter* recht gut. Er hat den Ruf, dass man dort liest, was man sonst noch nirgends gelesen hat.

Wir bemühen uns zumindest, ja. Ob es uns immer gelingt, weiß ich nicht.

Wie schaffen Sie das, und wie kommt der *Falter* jede Woche zu neuen Themen?

Wir haben einerseits ein bisschen mehr Zeit als die anderen, die täglich produzieren. Und wir haben auch einfach so eine Firmenkultur, die den Sachen auf den Grund gehen will. Das hat sich rumgesprochen im Land. Ich habe eine relativ starke Präsenz in den sozialen Medien, dadurch bin ich vielen Akteuren bekannt. Die schicken dann auch Dinge. Manchmal kommt man selber auf Dinge drauf. Es gibt Fälle, wo ich selber was wittere und es gibt Fälle, die mir jemand nahe legt.

Über Informanten...

Ja. Die wissen natürlich dann auch eine qualitative Arbeit zu schätzen. Das ist so als würden Sie zu einem Chirurgen oder Pathologen gehen. Da gibt's Ärzte, die arbeiten sorgfältiger, nehmen sich Zeit und andere, die winken da durch.

Aber das gibt's bei jeder Zeitung, wie auch beim *Profil* oder beim *Standard* oder der *Presse* gibt es extrem sorgfältige Kollegen. Ich glaube nicht, dass das nur auf den *Falter* beschränkt ist. Aber wir haben halt Kollegen, die ihre Arbeit sehr genau nehmen und das ist ein bisschen ein USP geworden.

Durchaus. Merkt man einen Unterschied in den Zahlen, wenn Sie eine investigative Geschichte publizieren?

Ja. Ich kann mich erinnern, als wir das letzte Mal mit einer richtigen, großen investigativen Geschichte rausgegangen sind, mit der Pröll-Stiftung zum Beispiel. Das hat uns schlagartig wahnsinnig viele Abos beschert. Es hat uns bekannt gemacht in Niederösterreich, bei denen, die vorher den *Falter* nicht so gekannt haben. Auch die Geschichten jetzt mit dem Kickl, die verschiedenen Skandale, die wir aufdecken. Oder die Liederbücher der Burschenschaften von meiner Kollegin Nina Horaczek. Die Panama Papers, die Paradise Papers von meinem Kollegen Josef Redl.

Es gibt schon viele Projekte mittlerweile, muss man sagen, nicht nur einzelne Artikel – das Projekt Grasser, das größte – wo die Leute wahrgenommen haben, da kriegen sie halt Information, die sie woanders nie kriegen. Weil gerade in Boulevardmedien gibt es sehr oft einen Kommando-Journalismus, wo halt wirklich vorgegeben wird was zu berichten ist und was berichtet werden darf. Oder die fachliche Ausbildung der Kollegen ist einfach nicht so weit, wie bei uns. Wir haben lauter Leute, die mittlerweile auf ihrem Gebiet Experten sind.

Habt ihr im Falter auch eine interne Ausbildung?

Naja wir bilden uns insofern weiter, dass Leute auf Konferenzen fahren können. Mein Kollege Benedikt Narodoslawsky studiert jetzt Umwelttechnik im Master, der hat sich immer für die Themen Klimawandel und Ökologie interessiert. Die Kollegin Nina Horaczek ist seit Monaten in einer internationalen Recherchegruppe, zieht dadurch jeden Monat eine tolle Geschichte heran. Bei Themen zu Rechtsextremismus und Populismus ist sie wahnsinnig spezialisiert. Ich bin im Bereich des Rechts, der Korruption, der Behördenwillkür. Wir haben einen Kollegen, der hat sich sehr intensiv mit dem Islam beschäftigt. Es baut sich halt jeder ein Netzwerk an Experten und Informanten auf und versucht so exklusiv an Geschichten heranzukommen, andererseits aber auch Information, die der Öffentlichkeit verfügbar sind zu verifizieren, zu überprüfen oder richtig einzuordnen.

Ihr habt ja bei der Aufdeckung der Paradise Papers mit ICIJ zusammengearbeitet. Zuerst war die Aufregung sehr groß, aber so viel ist nicht passiert...

Dann schauen S' mal nach, da gibt es einen eigenen *Wikipedia*-Eintrag zu den Konsequenzen der Panama Papers. Sie sehen, dass das ein Vorurteil ist, dass da nichts passiert ist. Es ist wahnsinnig viel passiert. Ich würde sogar behaupten, es gab keine Recherche weltweit, auf die es so viele Reaktionen, so viele Gesetzesreformen gab. Es ist so weit gegangen, dass es nicht einmal mehr die Anwaltskanzlei gibt in der Form. Auf den britischen Virgin Islands oder den Bahamas ist das Offshore-Business

abgedreht worden. Es sind Minister zurückgetreten, es sind Hausdurchsuchungen durchgeführt worden, Leute sind eingesperrt worden. Eine globale Debatte über die Panama Papers hat sich entfaltet. In Brüssel hat sich ein eigener U-Ausschuss gebildet. Es sind Bücher darüber erschienen.

Ich glaube, das Vorurteil begründet sich darin, dass die Leute nicht nachschauen und nachlesen was passiert ist. Gehen Sie mal auf *ICIJ* und Panama Papers, da werden Sie eine Weltkarte finden, wo Sie in jedem einzelnen Land sehen, was passiert ist.

Das habe ich aus einem anderen Interview aufgegriffen, die Enttäuschung, dass nicht so viel passiert ist, wie passieren hätte können.

Man darf sich nicht erwarten, dass alle Bösewichte dieser Welt sofort verhaftet werden. Um das geht es auch nicht im Journalismus. Sondern wir haben einmal eine Struktur, ein Business-Modell öffentlich gemacht. Die Leute haben etwas gelernt und im Detail erfahren, das sie so nicht kannten. Natürlich kann man jetzt sagen, das haben wir schon gewusst, dass Leute Steuern hinterziehen, aber das ist nicht der Punkt. Sondern dass man Evidenz schafft, Beweise erbringt, konkret sagt, der ist es, diese Kanzlei, diese Firma, diese Präsidenten, diese Politiker. Das hat auch einen abschreckenden Effekt auf zukünftige Übeltäter. Sie brauchen nur in Länder schauen, die keinen investigativen Journalismus dulden, da blüht die Korruption und zwar genau deshalb.

Würden Sie sagen, es zahlt sich für ein österreichisches Medium aus, auf den investigativen Journalismus zu setzen?

Ja, natürlich. Ich glaube, umgekehrt, jene, die nicht auf investigativen Journalismus setzen, werden on the long run keine Zukunft haben, außer sie prostituieren sich oder werden korrupt.

Dann ist der Investigative gerade für die Printmedien wieder eine Chance aufzublühen?

Ja, natürlich.

Es gehen die Meinungen eben auseinander, ob sich der Aufwand finanziell rentiert, im Vergleich zu den Leser- und Verkaufszahlen...

Also für uns rentiert es sich. Ich kann jetzt nicht für andere sprechen. Es kommt drauf an welche Personalstruktur sie haben. Und es gibt investigative Geschichten, die kosten gar nichts. Wenn ihnen jemand ein Packerl an Akten in die Hand drückt, über die Erwin-Pröll-Privatstiftung und Sie brauchen in Wirklichkeit nur noch drei Re-Check-Anrufe zu machen, um zu schauen, ist das Material echt, gibt es die Stiftung, sind die Zahlungen wirklich geflossen. Dann haben Sie eine Erwin-Pröll-Privatstiftung in zwei Tagen recherchiert. Da brauche ich nicht wahnsinnig viele Ressourcen.

Umgekehrt können Sie monatelang in Panama-Papers-Dokumenten stöbern und finden vielleicht eine für Sie wahnsinnig spannende Geschichte über eine Offshore Firma in der Ukraine, die die Masse der Bevölkerung aber gar nicht interessiert. Trotzdem haben Sie drei Monate investiert. Also das ist ganz unterschiedlich.

Man muss sich ein Raster machen wie viel Geld wende ich auf bzw. wie viel habe ich zur Verfügung und wie relevant ist die Geschichte, die ich recherchiere. Dann sehen Sie im besten Fall einen Punkt links oben, für den ich möglichst wenig Geld ausbebe, der aber möglichst relevant ist. Also ökonomisch gut. Medien probieren halt die Recherche möglichst effizient zu gestalten. Das heißt, sich mit guten Experten,

Kollegen, Plattformen zu vernetzen, um sehr schnell Information zu verifizieren, zu falsifizieren oder auch zu bekommen. Das ist das, was Geld kostet.

Wie, glauben Sie, schaut die Zukunft des investigativen Journalismus in Österreich aus?

Ich glaube, dass es immer ein Bedürfnis gibt. Der Kai Diekmann, von der *Bild* hat das einmal sehr schön formuliert, »Seit der Steinzeit, seit der Mensch am Affenbaum sitzt, will er wissen, wer sitzt oben, wer sitzt unten, wer klettert rauf und wer wird runter fliegen.« Also ich glaube, es gibt immer ein Bedürfnis nach Geschichten, darüber wer sie gemacht hat und wer sie missbraucht und wer sie kriegen will. Das wird es immer geben. Wie wir uns die Geschichten erzählen, ob wir sie auf Papier drucken, ob wir Geld dafür verlangen, ob wir reiche Milliardäre haben, die uns das Geld schenken, damit wir diese Arbeit machen, das kann ich schwer sagen, weil ich nicht einmal weiß, auf welchen Instrumenten wir in 10 Jahren Medien konsumieren und wie Medien ausschauen. *YouTube* gibt es seit 2006. 9/11 ist noch auf Fernsehbildschirm übertragen worden. Da konnten wir uns noch nicht vernetzen, geschweige denn internationale Recherche machen.

Ich weiß es nicht, wie es in Zukunft aussehen wird. Aber ich glaube, er wird Geld kosten. Das wird sich nicht verändern lassen. Und ich glaube, es wird zunehmend Menschen geben, die bereit sind für dieses kleine Segment des Journalismus Geld zu bezahlen. Jetzt komme ich ein Angstszenario, es wird vielleicht nur eine kleine Elite sein, die sich das leisten will. Die Masse wird schauen, dass sie das irgendwie gratis kriegt. Vielleicht wird es aber auch so wie in der Bio-Landwirtschaft, wo irgendwann die Leute drauf gekommen sind, dass das Legebatterie-Ei vielleicht doch unter Produktionsbedingung produziert wird, die wir nicht wollen. Und daher kaufen die Leute im Supermarkt heutzutage das Bio-Ei. Das hätte man vor 20 Jahren auch noch für unmöglich gehalten, dass die Leute so viel Geld für Eier ausgeben.

Ich glaube auch, dass es multimedialer wird. Ich glaube, dass investigative Journalisten nicht nur schreiben, sondern sie werden auch die Fähigkeit haben müssen ihre Geschichte (im Fernsehen) zu erzählen. Ich glaube, dass der Podcast in Europa eine Renaissance feiert, das beginnt jetzt bei uns. In Amerika ist das schon längst üblich, dass es Podcasts gibt. Wir kommen zum Beispiel als kleines Unternehmen drauf, dass wir als Redakteurinnen und Redakteure unglaublich viel Wissen haben, das wir früher nur einmal gedruckt haben, aber wir können mehrere Formate damit bespielen. Wir können Vorträge halten, Podcasts und kleine Videos produzieren, wir machen Talkshows, schreiben Bücher. Es wird bunter und vielfältiger.

Und dass der Journalist auch daran denkt, wie er seine Geschichte an die Öffentlichkeit bringen kann...

Ja, natürlich. Das ist eine große Aufgabe, auch der Investigativen, ihre Information möglichst breit zu streuen. Also so wie früher, dass man ein Manuskript abtippt und der Rest die Druckerei macht, das wird nicht sein. Sondern Journalisten müssen sich vernetzen, natürlich soziale Medien bedienen können. Sie sollten nicht, wie das manche Kollegen machen, die sozialen Medien dazu nutzen ihr Privatleben dort zur Schau zu stellen, sondern sie müssen ihre journalistische Arbeit vermarkten. Was nicht heißt, dass man in sozialen Medien nicht auch mal etwas Persönliches schreiben kann, oder dass man auch einmal einen Spaß macht. Das ist auch ein Teil. Ich weiß nicht wie lang das andauern wird, in 10 Jahren werden wir wahrscheinlich drüber lachen,

dass wir so herumgeblödet haben. Ich sehe da ein bisschen die Sorge, dass von Links und von Rechts Journalisten angegriffen und auch diskreditiert werden. Damit meine ich nicht nur rechte Hassposter, sondern auch viele Linke und scheinbar Progressive, die sich einen Spaß machen, die Journalisten als unnötige Gatekeeper zu zeichnen. Diese Gatekeeper-Funktion halte ich für sehr wichtig, jetzt sind wir wieder am Anfang des Gesprächs, aus der Masse der Information, die auszuwählen, die relevant ist. Sie zu verknüpfen, Systeme und Strukturen zu erkennen. Nehmen Sie das einfache Beispiel von den LKWs, zu sagen: »He, Moment, das ist kein Unfall, das ist ein Missstand.« Da muss ich viele Fälle, die öffentlich bekannt sind und jeder schon einmal gehört hat, verbinden. Ich habe das in einer Vorlesung »Das Fischen im Klaren« genannt. Die Dinge liegen vor einem. Zum Beispiel gab es einmal eine Geschichte in einer burgenländischen Provinzzeitung, dass in einem Altkleidercontainer ein Obdachloser gefunden wurde, der einen Herzinfarkt bekommen hatte. Ich habe mir gedacht, das ist komisch, dass der ausgerechnet, wenn er dort reingreift einen Herzinfarkt kriegt. Ich hatte damals viel über Erstickungstode recherchiert, zum Beispiel in Guantanamo, wo Leute durch Überstreckung gestorben sind. Auch Bergleute sterben an Überstreckung, weil sie am Seil hängen und dann nicht mehr atmen können. Ich habe dann einfach mal gegooglet »Altkleidercontainer Todesfälle«. Und bin draufgekommen, dass in vielen Ländern, in Deutschland überall, Obdachlose sterben, weil sie in diese Container hineingreifen, sich auf Zehnspitzen hineinbiegen, die Hand nicht mehr rauskriegen und dann einen Art Kreuzigungstod erleiden. Das klingt jetzt absurd, aber die Konsequenz daraus war, dass man der *Caritas* und dem *Roten Kreuz* journalistisch mitgeteilt hat, eure Altkleidercontainer sind Todesfallen für die Leute, die sich dort hin und wieder ein Leiberl rausfladern, ihr müsst das technisch anders machen. Ganz überspitzt formuliert, wäre die Schlagzeile: »Die *Caritas* und das *Rote Kreuz* töten Obdachlose«. Sie müssen entweder Warnschilder aufmachen oder das anders technisch designen. Das Ergebnis nur aus dem Zusammenschauen von Fällen, die wir schon kennen und analysieren. Das würde ich als eine investigative Technik bezeichnen. Eins und Eins zusammenzählen, auch das ist Investigation, nicht nur der geheime Akt in der Tiefgarage.

Apropos geheimer Akt. Wie sehen Sie die Zukunft für das Forum für Informationsfreiheit? Gibt es eine Chance für die rechtliche Verankerung?

Derzeit nicht. Ich glaube, dass sie Regierenden sehr gut davon leben, vom sogenannten Exzess-Journalismus. Sprich, dass sie Informationen, gerade im Zeitalter der Message-Control, nicht allen geben, sondern ausgesuchten Kolleginnen und Kollegen. Ich glaube nicht, dass es irgendein Bestreben gibt das zu ändern.

Es haben halt viele EU-Länder in die Verfassung gehoben und Österreich nicht...

Es ist ja nicht so, dass man gar keine Information kriegt. Sie haben das Rechtsinformationssystem, kriegen dadurch sehr viele Urteile und Bescheide, Genehmigungsverfahren können Sie heute schon lesen. Also die Verwaltungsakte kriegen Sie schon. Mit dem Auskunftspflichtgesetz kommt man schon an Information ran. Aber so systemisch, wie in Slowenien oder in Hamburg, ist das bei uns natürlich noch lange nicht. Das hat den Grund, dass die Politiker schon gerne selber entscheiden, wem sie Information geben.

Zum Abschluss. Was wünschen Sie sich für die Zukunft des investigativen Journalismus?

Ich wünsche mir einerseits, dass unsere Leserinnen und Leser und Hörer erkennen, dass die Arbeit, die wir machen, Geld kostet und sie auch bereit sind dafür zu zahlen. Ich wünsche mir ein gewisses medienökologisches Denken. Zeitung ist nicht Zeitung. Journalismus ist nicht Journalismus. Es ist nicht so, dass überall wo Journalismus draufsteht auch Journalismus drinnen ist. Ich wünsche mir, dass man differenziert. Dass man sagt, es gibt Bio-Bauern und Massenhendl. Der Bio-Bauer wird immer mehr kosten als das Massenhendl.

Das Zweite, das ich mir wünsche ist, dass das auch der Staat erkennt. Dass er uns nicht als feindliche Macht wahrnimmt und auch nicht als Partner, sondern den Wert von Journalismus erkennt. Der sich in Zeiten der großen Monopole nicht in der Weise finanzieren wird können, wie das früher vielleicht der Fall war. Da kann man schon die Analogie zu Theater und anderen Kultureinrichtungen ziehen und die Frage stellen, ist es uns als Gesellschaft wert, dass es Journalismus gibt. Und wenn es uns wert ist, wie viel sind wir bereit an Steuermitteln dafür aufzuwenden. Soll es überhaupt steuerfinanziert sein? Sprich eine Presseförderung, die auch eine Qualitäts- und Vielfaltsförderung ist.

Vielen Dank.